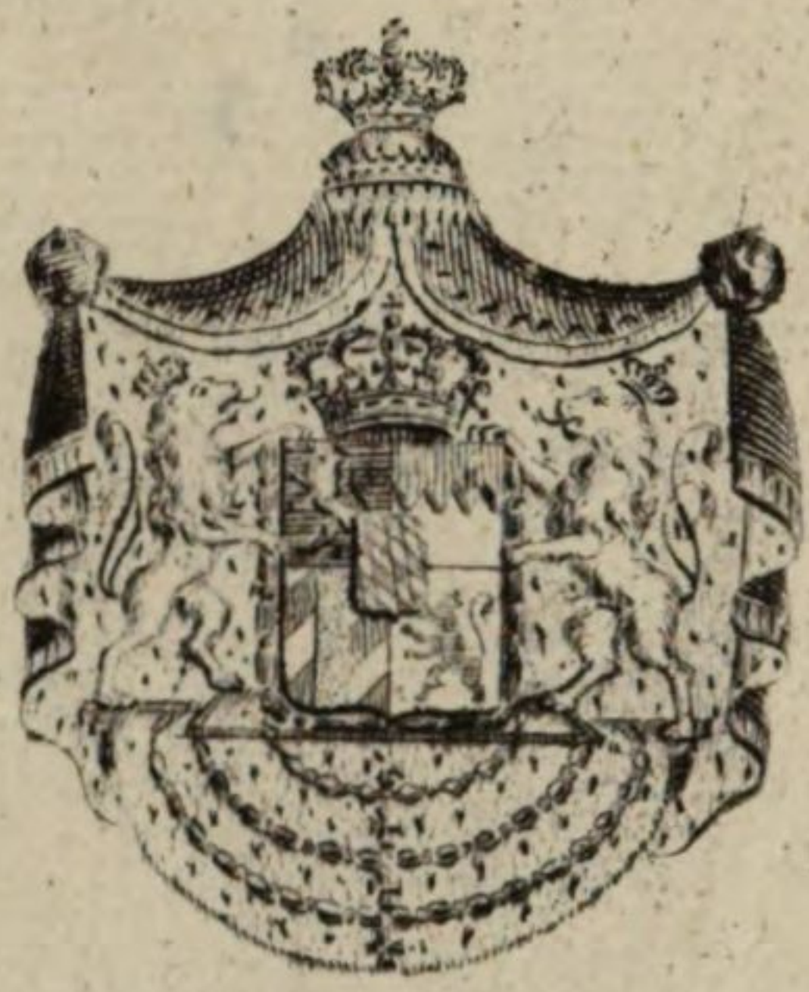
H. vn. 594 C



BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

<366354791400015

Bayer. Staatsbibliothek

Allgemeine

Geschichte

für

Bürgerschulen, Seminarien und Selbstunterricht.

Von

D. Theodor Tetzner,

Schulendirector zu Langensalza.

Erster Band.

Alte und mittlere Geschichte.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Leipzig,

bei Friedrich Christian Dürr.

1837.

50.D

H. Ulm 597 / 1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

281 Rq

Vorrede.

Indem es der Verfasser unternimmt, diese neue Bearbeitung der allgemeinen Geschichte dem Publikum vorzulegen, glaubt er auch zugleich, daß eine kurze Hinweisung auf den Zweck des Buches und eine nur angedeutete Geschichte seiner Entstehung zuvor mit Recht von ihm gefordert werden kann, und er hofft, indem er diese Anforderungen zu befriedigen strebt, dadurch zugleich — wenigstens eine Entschuldigung für das Dasein desselben zu geben.

Der Zweck ist wohl durch den Titel hinlänglich bezeichnet. Ein Hülfsbuch soll es sein, und zwar vorzugsweise für Bürgerschulen bestimmt. Die gedrängte Kürze eines Leitfadens wird man also hier umsonst suchen; auch auf allgemeine Vollständigkeit, — insofern man darunter versteht, daß überhaupt nichts Merkwürdiges übergangen ist, — macht das Buch keinen Anspruch. Die Erzählung der Begebenheiten erscheint zwar hin und wieder umständlicher, und dennoch ist Manches, was für den einen oder den andern

Stand (z. B. für den Stand der eigentlichen Gelehrten), von großem Interesse sein würde, hier entweder gänzlich übergangen, oder doch nur oberflächlich berührt. Dafür ist aber das, was der gebildete Bürger einst wissen muß, sorgfältiger hervorgehoben, und so, wenn das Wort im engern Sinne genommen wird, bildet das Gegebene allerdings ein vollständiges Ganze.

Ob aber der Verfasser nicht hier mehr hätte beschneiden, dort mehr erweitern sollen? das ist eine Frage, die er selbst am wenigsten beantworten möchte. Die Ansichten sind darin verschieden; schwerlich war es möglich, Jedem zu genügen. Am richtigsten entscheidet hierbei die eigne Erfahrung, und dieser hat ja das Buch sein Entstehen zu verdanken. Der Verfasser nämlich, der nun seit vierzehn Jahren als Lehrer an verschiedenen Anstalten gearbeitet hat, war fast während dieser ganzen Zeit auch auf Geschichtsunterricht angewiesen. Mit Lust und Liebe unterzog er sich demselben und bearbeitete sorgfältig in eignen Heften, was er seinen Schülern vortragen sollte. Beim Unterricht fand er gar bald, nicht nur was in seinen Kreis gehörte, sondern auch wie er es darin aufnehmen müsse, denn er ließ nie sein Ziel aus den Augen, d. h. er bedachte immer, wem er die Geschichte vortrug. Das waren Knaben von 12—16 Jahren, die nicht zu Gelehrten, sondern zu verständigen Oekonomen, Künstlern, Handwerkern, Kaufleuten, auch wohl zu Soldaten, gebildet werden sollten. Aus

der großen Menge von historischen Werken, oft sogar aus solchen, die gar nicht für seinen Zweck berechnet waren, saugte er, gleich einer Biene, den Nahrungssaft für sein Werk, das auf diese Weise immer mehr anwuchs, bis es endlich zu dem gegenwärtigen Umfange gediehen war, dem nichts weiter fehlte, als die angemessene Form. Auch diese wurde nach bester Ueberzeugung hinzugefügt. Einfach und ohne Prunk sind die Thatsachen im Zusammenhange dargestellt; öfter ist auf Ursachen und Folgen besonders hingewiesen, wiewohl Letzteres nur selten, indem das sogenannte Pragmatisiren hier weniger an seiner Stelle zu sein scheint. —

Des Verfassers Wunsche gemäß sollte sein Werk zugleich, wie es ebenfalls der Titel andeutet, ein Buch sein für Diejenigen, die sich selbst unterrichten wollen. Darunter werden nicht Gelehrte oder wohl gar Geschichtsforscher **ex professo** verstanden, sondern Leute aus dem gebildeten Bürgerstande, die aber früherhin keine Gelegenheit hatten, genauere Bekanntschaft mit der Weltgeschichte zu machen, oder welche in dem Drange der Umstände, der Geschäfte des täglichen Lebens, das ehemals Gelernte theilweise wieder vergessen haben. Für denkende Lehrer an Landschulen, die freilich hier nicht einen vollständigen Cursus für *ihren* Schulunterricht suchen dürfen, war die Bearbeitung ebenfalls berechnet. Eben so hoffte der Verfasser, daß es andern jungen Leuten, z. B. den reifern Schülern höherer Bür-

gerschulen, Seminaristen, Schulamtscandidaten, zu einer angenehmen, nützlichen und lehrreichen Unterhaltung gereichen werde.

So hat der Verfasser Zweck und Entstehung des Buches kurz mitgetheilt; jetzt will er nur noch darthun, wodurch sich sein Werkchen von denen seiner Vorgänger unterscheidet. Es liegt in der Natur der Sache, daß, wenn Andre vor ihm dasselbe Ziel erreicht haben, das er sich zu erreichen vorgesetzt hat, dann sein ganzes Unternehmen überflüssig, und mithin schädlich ist. Wollte er nun behaupten, er habe alle seine Vorgänger übertroffen: so wäre dieß eine Anmaßung, welche eine ernste Rüge verdiente. Aber nein, von solchem Dünkel ist er frei, da er seine eignen Schwächen ziemlich genau zu kennen glaubt, und die Vorzüge mancher früher erschienenen Werke zu würdigen weiß, wie sich aus der Benutzung derselben zur Genüge ergeben wird. Wie könnte es ihm z. B. einfallen, einen K. F. Becker, Woltmann, Menzel, Pölitz, Bredow, Dolz ꝛc. übertreffen zu wollen! Theilweise wagt er es nicht einmal, sich diesen anerkannt tüchtigen Männern an die Seite zu stellen, obgleich er auf der andern Seite wieder glaubt, für seinen oben angegebenen Zweck nicht umsonst gearbeitet zu haben. Daß Beckers Weltgeschichte für den mittlern Bürgerstand viel zu bändereich und zu theuer ist, — daß dieses Urtheil auch den trefflichen Pölitz trifft, der übrigens bei seiner Weltgeschichte mehr den Gelehrtenstand

im Auge hat, wird Niemand in Abrede stellen. Bredow's umständlichere Erzählung der merkwürdigen Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte ist für den ersten Unterricht berechnet und besteht nur aus Fragmenten, ist also keine eigentliche Geschichte (Einleit. §. 1.); Dolz's Abriß kommt des Verfassers Ideale am nächsten, wenigstens rücksichtlich der Menge der Materien und der Ausführung derselben, obgleich in der Anordnung des Ganzen, zum Theil auch in der Vollständigkeit, noch Manches zu wünschen sein möchte. Andere Bücher, die einen ähnlichen Zweck vor Augen hatten, leiden an zu großer Kürze. — Von den eigentlichen Leitfaden kann hier nicht die Rede sein. — Deßhalb entwarf der Verfasser den Plan, durch ein Werk, das in einem mäßigen Oktavbande die ganze Weltgeschichte, insoweit sie für den Bürgerstand nützlich und lehrreich ist, umfaßt, das zwischen dem Zuviel und Zuwenig weislichst die Mitte hält, ein Scherflein beizutragen, damit in Bürgerschulen ein zweckmäßiger Geschichtsunterricht befördert, und die wenigen Stunden, welche man solchem Unterrichte widmen kann, wohl angewendet werden. Eben so hoffte er, daß Leute, die sich gern selbst belehren möchten, denen aber ein größeres Werk zu theuer anzuschaffen, oder dessen Lektüre ihnen zu zeitraubend ist, hier hinreichend Alles fänden, was sie in ihrer Lage eben am nothwendigsten zu wissen brauchen.

Neues in der Materie wird kein Verständiger hier suchen; und so erscheint diese Schrift nur von ihren Vorgängern verschieden rücksichtlich der Anordnung des Ganzen und der Form des Einzelnen, wiewohl auch dieses dann und wann, jedoch selten, entlehnt ist. In der Anordnung besonders wird man vieles Eigenthümliche finden, obgleich auch auf der andern Seite die Fingerzeige, welche Stüve's trefflicher Leitfaden giebt, nicht unbenutzt geblieben sind.

Der Verfasser hat das Werk mit Liebe, und wie er versichern kann, nicht ohne Sorgfalt und Fleiß bearbeitet, und auch schon deshalb, vorzüglich aber um der guten Sache willen, bittet er um — Lob? — Das sei ferne! Nein, um ein begründetes Urtheil!

Nachträglich nur noch die Bemerkung, daß die scheinbare Inkonsequenz im Gebrauch des C und K leicht verschwinden wird, wenn man beobachten will, daß das griechische K bei der Geschichte der griechischen Völker, das lateinische C bei den Römern, in allen eingebürgerten Fremdwörtern aber das deutsche K gebraucht worden ist. —

Langensalza, den 5. März 1831.

Der Verfasser.

Vorrede

zur zweiten Auflage.

Schneller, als ich es hoffen durfte, hat sich die erste, sehr starke Auflage dieses Werkes vergriffen. Wenn auch der Absatz nicht als Maßstab gelten kann für die innere Vortrefflichkeit eines Buches, wenn vielmehr oft Umstände mancherlei Art denselben herbeiführen, so ist er doch wohl ein nicht zu verwerfender Bürge dafür, daß wenigstens die Idee, welche den Verfasser leitete, eine gute zu nennen ist. Das haben auch alle die mir zu Gesicht gekommenen Recensionen, deren Fingerzeige ich dankbar benutzt habe, ingleichen Privatmittheilungen tüchtiger Schulmänner anerkannt. Um so mehr mußte es mir ein Antrieb werden, die bei der ersten Auflage eingeschlichenen Mängel hier nach Kräften zu entfernen, damit die neue mit Recht eine verbesserte genannt werden kann.

Große, wesentliche Veränderungen vorzunehmen, dazu fand ich mich um so weniger berufen, da das Buch in seiner ersten Weise dem Anscheine nach gefallen hat, die

einmal gegebene Form dem Publikum lieb geworden ist; aber dennoch wird man fast auf keiner Seite die bessernde Hand vermissen. Oft sind Unebenheiten des Styls beseitigt, oft falsche Angaben, namentlich in der Zeitrechnung, berichtigt und hier und da sind sogar beträchtliche Zusätze erfolgt.

Noch halte ich es für Pflicht, das verehrliche Publikum aufmerksam zu machen, daß in der Verlagshandlung dieser allgemeinen Geschichte ein Auszug aus derselben unter dem Titel eines „Leitfadens" zum Gebrauch für Schüler erschienen ist. Die ehrenvollsten Aufforderungen bestimmten mich dazu, mich der Anfertigung eines solchen Buches zu unterziehen. Es steht übrigens dieser Leitfaden durch alle §. im genauesten Bezug auf das größere Werk.

Langensalza, im Monat Juni 1837.

Der Verfasser.

Inhalt
des ersten Bandes.

Einleitung.

Seite

§. 1. Begriff der Geschichte 1
2. Hülfswissenschaften der Geschichte 5
3. Umfang und Methoden der Geschichte 10
4.—7. Urgeschichte 14

Alte Geschichte.
Von der Bildung der ältesten Staaten bis zum Untergange des abendländischen Kaiserthums.

Erster Abschnitt.
Geschichte der ältesten Staaten bis auf Kyrus.

§. 1. Indien 33
2.—3. Aegypten 36
4. Phönizien 50
5. Altassyrien 57
6. Neuassyrien 58
7. Babylon 60
8. Medien 61
9.—10. Hebräer 62
11. Allgemeine Bemerkungen über diesen Abschnitt . . 71

Zweiter Abschnitt.
Geschichte der Perser, Griechen und Hebräer bis auf Alexander.

§. 12. Persien 74
13.—14. Griechenland 80
15. Sparta oder Lakedämon 94
16. Athen 98

Seite

§. 17. Die Perserkriege 102
18. Athens Uebergewicht 104
19. Peloponnesischer Krieg 106
20. Sparta's Uebergewicht 107
21. Theben. — Philipp von Makedonien . . . 114
22. Allgemeine Bemerkungen 115
23. Die Juden 119

Dritter Abschnitt.

Geschichte der Hauptstaaten des Alterthums, von Alexander bis auf Augustus.

I. Der Orient.

§. 24. Alexander der Große 120
25. Trennung des großen makedonischen Reichs . . 124

II. Die Römer.

26. Das älteste Italien 126
27. Rom unter den Königen 128
28. Rom als Freistaat 131
29. Rom gegen die Gallier und Samniten . . . 134
30. Pyrrhus 136
31. Erster punischer Krieg 139
32. Zweiter punischer Krieg 142
33. Korinth und Karthago zerstört 145
34. Rom bis auf den ersten Bürgerkrieg 148
35. Erster Bürgerkrieg 150
36. Pompejus der Große und Julius Cäsar . . . 151
37. Zweiter Bürgerkrieg 153
38. Antonius und Octavianus 155
39. Allgemeine Bemerkungen 158

Vierter Abschnitt.

Geschichte der Hauptstaaten des Alterthums von Augustus bis zum Untergange des abendländischen Kaiserthums.

§. 40. Die Juden 160
41. Die Römer. — Rom wird eine Monarchie . . 163
42. Kaiser aus dem Hause der Claudier 165
43. Römische Kaiser bis Marcus Aurelius . . . 167
44. Sinken der römischen Macht 171
45. Die ersten Schicksale des Christenthums . . . 176

Seite

§. 46. Constantins Nachfolger 180
47. Die alten Deutschen 181
48. Die Römer im Kampfe gegen die Deutschen . . 184
49. Die Völkerwanderung 188
50. Attila, der Hunnenkönig 191
51. Untergang des abendländischen Kaiserthums . . . 193
52. Allgemeine Bemerkungen 195

Mittlere Geschichte.

Vom Untergange des abendländischen Kaiserthums bis zur Reformation durch Luther und Zwingli.

Erster Abschnitt.

Geschichte der merkwürdigsten Völker und Staaten bis auf den Untergang des karolingischen Hauses in Deutschland.

§. 1. Chlodwig und die Franken 201
2. Innere Einrichtungen und Veränderungen bei den deutschen Völkern 206
3. Theodorich, König der Ostgothen 212
4. Justinian I. 213
5. Justinians Nachfolger und das Christenthum . . 219
6. Mohammed und seine Lehre 225
7. Die Khalifen 230
8. Wachsende Macht des Papstes 234
9. Karl der Große 236
10. Die Karolinger bis zur Theilung von Verdun . . 246
11. Die Karolinger in Deutschland 250

Zweiter Abschnitt.

Geschichte der merkwürdigsten Völker u. Staaten bis zum Ende der Kreuzzüge.

§. 12. Deutschland 253
13. Kaiser aus dem sächsischen Hause 254
14. Kaiser aus dem fränkischen oder salischen Hause . 258
15. Die Kreuzzüge. — Veranlassung zu denselben . 265

Seite

§. 16. Fortsetzung der Kreuzzüge. Kaiser aus dem hohenstaufischen oder schwäbischen Hause . . . 272
17. Fortsetzung. — Deutschland 278
18. Ende der Kreuzzüge 286
19. Forts. — Folgen d. Kreuzzüge. — Die Städte . 295
20. Die merkwürdigsten Länder außer Deutschland. — Frankreich 316

Dritter Abschnitt.

Geschichte der merkwürdigsten Völker und Staaten bis auf die Reformation durch Luther und Zwingli.

§. 21. Deutschland. — Conradin's Tod 325
22. Fortsetzung. 336
23. Ende des Mittelalters. 345
24. Die merkwürdigsten Länder außer Deutschland. — Frankreich. 352
25. Fortsetzung. 355
26. Spanien. 360
27. Entdeckungsreisen. — Entdeckung der Portugiesen eines neuen Seeweges nach Ostindien . . . 361
28. Entdeckung v. Amerika. — Christoph Kolumbus. 368
29. Fortsetzung der Entdeckungen. 375
30. Folgen dieser Entdeckungen. 382
31. Nachträgliche Bemerkungen. 386

Erste Abtheilung.

Geschichte des Alterthums.

Einleitung.

§. 1.

Begriff und Quellen der Geschichte.

Was ist Geschichte? Eigentlich bedeutet das Wort Geschichte (von geschehen und zwar von der veralteten dritten Person „es geschicht" abgeleitet) das Geschehene selbst, oder alles Das, was nach und nach sich ereignet hat. Die mannichfaltigen Veränderungen, welche sich in der Welt zugetragen haben, sie mögen nun ganze Länder oder Staaten, oder auch einzelne Menschen betreffen, machen die Geschichte aus. Wollen wir aber solche Ereignisse Andern mittheilen, so ist dieß nur möglich dadurch, daß wir sie ihnen erzählen, was mündlich und schriftlich geschehen kann. Auch solche Erzählung nennt man Geschichte, obgleich der Ausdruck „Geschichtskunde" richtiger wäre.

Das jetzt weniger übliche Wort „Historie" ist ursprünglich kein deutsches, sondern ein aus dem Griechischen entlehntes, welches sodann auch in andere Sprachen übergegangen ist. So heißt es z. B. im Lateinischen historia, im Englischen history, im Französischen histoire, (sprich histoar). Das griechische Wort ἱστορεῖν (sprich historein) heißt eigentlich erforschen, erkundigen durch Umhergehen und Besichtigen, Beschauen, Beobachten, dann aber auch erfragen und vernehmen, und ἱστορία (historia) ist demnach eigentlich eine durch Anschauung erworbene Kenntniß. Es soll da-

durch zugleich ausgedrückt werden, daß die Geschichte uns auch die entferntesten Begebenheiten gleichsam vor die Augen stellt.

Nun versteht es sich von selbst, daß der Mensch nicht Alles wissen kann; denn woher sollte er Alles erfahren, und wie wäre es möglich, Alles im Gedächtnisse zu behalten? — Aber es ist auch gar nicht nöthig, ja nicht einmal wünschenswerth, daß er Alles wisse. Wie viele geringfügige Dinge geschehen täglich, die zwar zur Erhaltung des Ganzen unumgänglich nöthig sind, die aber uns nicht weiter angehen. Für einzelne Menschen, ja für ganze Familien ist das eine und das andere Ereigniß allerdings wichtig, aber auf den Lauf der Weltbegebenheiten hat es weiter keinen Einfluß. Darum sagt man mit Recht: Nur die merk- und denkwürdigen Veränderungen sind ein Gegenstand der Geschichtserzählung, denn nur sie sind allgemein wichtig, sie stehen mit der Bestimmung des menschlichen Geschlechts, durch Wissen, Sinn für Schönheit und durch Tugend Glückseligkeit zu erlangen, im innigsten Zusammenhange.

Es möchte wohl hier nicht am unrechten Orte sein, wenn wir die Wörter „merkwürdig und denkwürdig" näher erläutern, indem zwischen beiden ein Unterschied Statt findet. Merkwürdig ist, wie schon die Zusammensetzung des Wortes anzeigt, Das, was wir merken, d. i. dem Gedächtniß einprägen sollen. Das Denkwürdige zeigt sich dann, wenn das Merkwürdige auch Stoff und Aufforderung zum Nachdenken darbietet. Demnach sind nur diejenigen Menschen und Ereignisse merkwürdig, die auf den Zustand der Mit- und Nachwelt bemerkenswerthen Einfluß gehabt, oder wichtige Veränderungen in demselben entweder selbst bewirkt, oder doch veranlaßt haben. — Denkwürdige Personen und Thatsachen müssen also im hohen Grade merkwürdig sein.

Eine andere Forderung, welche man an die Geschichtserzählung macht, ist, daß sie wahr sei, d. h. daß die mündliche oder schriftliche Mittheilung mit den erzählten Thatsachen und geschilderten Personen ganz genau übereinstimme. Mythen und Sagen, Fabeln und Mährchen, eben so Legenden oder Heiligengeschichten, sind also kein Gegenstand der Geschichte. Selbst Schauspiele und historische Romane, obgleich sie sich hin und wieder auf Geschichte gründen, z. B. die meisten Trauerspiele Schillers, die beliebten Erzählungen des Engländers Walter Skott und des Deutschen Van der Velde, verdienen den Namen der Geschichte nicht; denn diese erzählt nur wirklich Geschehenes, nur wahrhafte Begebenheiten. Also auch das, was man oft mythische oder Fabelgeschichte nennt, ist kein Gegenstand der eigentlichen Geschichte. Friedrich der Große fragte einst den Geschichtschreiber Dohm: „Sag Er mir mal: Wo fängt die Geschichte an?" — „Wo die Fabel aufhört," war die schnelle und befriedigende Antwort. —

Wollte man aber die einzelnen Ereignisse und Personen bloß in abgerissenen Erzählungen darstellen: so wäre auch das keine Geschichte. Von dieser verlangt man einen gewissen Zusammenhang so wohl in der Zeitfolge, als auch eine Verbindung der Ursachen und Wirkungen der Begebenheiten. Sie muß uns deutlich machen, wie Eins aus dem Andern entsprungen ist. Man nennt dieß letztere mit einem Kunstausdruck „Causalnexus."

Fassen wir nun Alles, was bis jetzt gesagt worden ist, unter einem Gesichtspunkte zusammen, so ist Geschichte eine wahre, der Zeitfolge und dem Causalnexus nach zusammenhangende Darstellung merk- und denkwürdiger Ereignisse und Personen. Man hat die Geschichte auch gar nicht übel bezeichnet, wenn man sie eine Reise durch die Vergangenheit nennt.

Die Quellen, aus welchen die Geschichte ihren Stoff schöpft, sind entweder a) Naturgegenstände, von denen man auf frühere Zustände schließen kann, z. B. Erd- und Gebirgslagen, Lavaschichten, (Oryktognosie heißt die Kenntniß derselben;) Versteinerungen (Petrefactenkunde). b) Fest- und Erinnerungstage, Sitten und Gebräuche. So feiern z. B. noch jährlich die Bewohner des Dorfes Keuschberg bei Merseburg ein kirchliches Fest, wodurch das Andenken an die Hunnenschlacht (Th. II. §. 13.) erhalten wird. Das Kirschfest zu Naumburg soll sich auf ein Ereigniß aus dem Hussitenkriege (Th. II. §. 22.) beziehen u. s. w. c) Wichtiger und auch wohl zuverlässiger sind die Erzeugnisse der bildenden Künste, als der Baukunst (Pyramiden, alte Ritterburgen ꝛc.); Bildhauer-, Maler- und Steinschneidekunst. (Münzen und Medaillen lernt man durch die sogenannte Numismatik kennen; die adelichen Wappen durch die Heraldik). d) Eigentliche Schriften. Die Kenntniß von Urkunden, d. h. von Aufsätzen, welche in Angelegenheiten, die sie betreffen, von Personen, die Theil daran hatten, abgefaßt oder auch nur unterschrieben wurden. Dahin gehören Friedens- und Handelsverträge, Waffenstillestände, Manifeste, Vermächtnisse, Schuldscheine ꝛc. Man nennt solche Urkunden Diplome und die Prüfung und Beurtheilung derselben Diplomatik. e) Auch aus Liedern, Sagen, größern erzählenden Gedichten läßt sich mancherlei Ausbeute für die wahre Geschichte gewinnen; doch hält es außerordentlich schwer, hierbei die zu Grunde liegende Thatsache von dem später hinzugekommenen Schmucke zu entkleiden. Eine Hauptquelle bleiben aber immer die Schriften der Männer, welche entweder zu der Zeit oder auch später lebten, als die von ihnen erzählten Begebenheiten vorfielen. Unbedingt darf man freilich auch diesen nicht trauen, sondern man muß zuvor wohl prüfen, ob sie auch die Wahrheit sagen wollten oder konn-

ten. Eine solche Prüfung nennt man die Kritik der Geschichte.

§. 2.

Die vornehmsten Hülfswissenschaften der Geschichte.

Die vornehmsten Hülfswissenschaften der Geschichte sind Chronologie und Geographie, mit Recht die zwei Augen der Geschichte genannt.

Die Chronologie, welche man auf Deutsch auch Zeit-, oder Zeitmessungskunde nennet, ist entweder allgemein (mathematisch), oder historisch. Die erstere geht uns hier weniger an, wohl aber die letztere, welche sich nur auf die Kenntniß verschiedener Zeitrechnung, besonders Jahres-Zählungen (Aeren) beschränkt, deren man sich zur Zeitbestimmung in der Geschichte bedient hat. Sie lehrt uns also nach gewissen angenommenen Zeitpunkten (Aeren) die Zeit berechnen, in welcher sich Etwas ereignet hat, und zeichnet dabei zugleich die Thatsachen in der Ordnung und Folge auf, in welcher sie sich ereigneten. Es liegt am Tage, daß diese Hülfswissenschaft einen mächtigen Einfluß auf die Geschichte äußert, daß durch dieselbe erst Uebersicht und Ordnung möglich wird. Auch macht wohl nichts leicht ein Urtheil so lächerlich, als wenn ein Verstoß gegen die Chronologie (Anachronismus oder Parachronismus in der Kunstsprache) bemerkbar wird. Auf einem alten Kupferstiche wird die Belagerung Troja's (1184 v. Chr.) so dargestellt, daß die Griechen regimenterweise dastehen, und mit Kanonen und Bomben der gethürmten Stadt wacker zusetzen. — Auf einem andern zeigt sich Orpheus (1200 v. Chr.), wie er Violine spielt und so die wilden Thiere bändigt. Im Scherz sind solche Anachronismen mehr an ihrem Orte, denn sie erregen Lachen. In dem bekannten Lustspiele „Herodes vor Bethlehem, von Mahlmann" ist von Husaren, Grenadieren,

Bürgermeistern, ja sogar von Jakobinern und Guillotine die Rede; in „Blumauer's travestirter Aeneide" gar von Haarzöpfen, Kirchen, Pfaffen ꝛc., und hier ist der Anachronismus lobenswerth.

Um die Begebenheiten nach der Zeit angeben zu können, ist es nöthig, daß ein gewisser Zeitpunkt angenommen werde, von dem man ausgeht. Ein solcher Zeitpunkt ist für die ältere Geschichte die Erschaffung der Welt, für die neuere Christi Geburt. Die Rechnung nach der erstern Art wäre wohl eigentlich die natürlichste; aber die Angaben über die Zeit der Erschaffung sind sehr widersprechend, und darum ist es sicherer und bequemer, Christi Geburt als den Punkt anzunehmen, von welchem aus die Berechnung vorwärts und rückwärts beginnt. Wie wenig übereinstimmend die Gelehrten über das Jahr der Welterschaffung sind, wird folgende kurze Uebersicht deutlich machen: Von der Schöpfung bis auf die Geburt des Weltheilandes sind nach Scaliger und Calvisius 3949, nach Petau und Keppler 3983, nach Usher 4003, nach Frank 4182, nach Silberschlag 4200 Jahre verflossen. So würde Roms Erbauung nach Scaliger 3196, nach Petau 3231, nach Usher 3250, nach Frank 3429 fallen *).

Die bei uns übliche Aera ist also der Zeitpunkt von Christi Geburt. Außer dieser sind noch einige andere merkwürdig. So zählen die Juden theils von Erschaffung der Welt, theils von ihrem Auszuge aus Aegypten (1483 v. Chr.), theils vom salomonischen Tempelbau (1062 v. Chr.), theils vom babylonischen Exil (597 v. Chr.); — die Griechen von der Zerstörung Troja's (1184 v. Chr.) an, gewöhnlicher aber von der ersten Olympiade (776 v.

---

*) Es ist merkwürdig, daß Usher's Berechnung fast nur allein in England angenommen wird; das übrige Europa hält Petau's Angaben für die richtigsten.

Chr.). Da diese Rechnung in der alten Geschichte häufig vorkommt, so gewöhne man sich, die Jahre der Olympiaden auf Jahre vor Christi Geburt zurückzuführen. Man multiplicirt die Zahl der Olympiade durch 4, zählt die Jahre der laufenden Olympiade dem Ergebnisse bei und zieht sodann die Summe von 777 ab. — Ein Beispiel versinnliche diese Regel: Rom ist im dritten Jahre der sechsten Olympiade erbauet; will ich die Jahre v. Chr. finden, so entsteht folgendes Rechenexempel: $5 \times 4 = 20 + 3 = 23$. $777 - 23 = 754$ v. Chr. Geb. Von diesem Jahre (754) an zählten die alten Römer; doch rechneten sie auch nach der Consular-Aere, oder von dem Jahre der Vertreibung der Könige (510 v. Chr.). Später, als Julius Cäsar durch den alexandrinischen Mathematiker Sosigenes den Kalender hatte verbessern lassen, rechnete man von diesem Zeitpunkte an (45 v. Chr.) und nannte es die julianische Aere. — Die frühern Christen zählten noch nicht nach Christi Geburt, sondern nach der Verfolgung ihrer Glaubensbrüder unter Diocletian (aera Diocletiana Martyrum), welche mit dem 29ten August 284 n. Chr. beginnt und noch heutzutage bei den äthiopischen und abyssinischen Christen gebräuchlich ist. Die mohamedanische Aere (Tarikh) rechnet von der Flucht (Hedjera, Hedschra) des Propheten von Mekka nach Medina (den 16ten Julius 622). Bei der Berechnung derselben vergesse man nicht, daß die türkischen Mondjahre sich zu unsern Sonnenjahren verhalten wie 33 zu 32. — Die neueste Aere ist die neufränkische, welche mit dem 22sten September 1792 begann und bis zum 9ten September 1805 Gültigkeit hatte.

Die natürlichste Frage, welche sich uns bei den merkwürdigen Begebenheiten aufdrängt, ist auch wohl die: Wo ist das Ereigniß vorgefallen? In welchem Lande? An welchem Orte? Durch die Geographie oder Erdbeschreibung wird diese Frage beantwortet. Hierbei kommt

aber nicht die gewöhnlich in Schulen gelehrte Geographie in Betracht, die bekanntlich wieder in mathematische, physische und politische eingetheilt wird, sondern eine allgemeine Kenntniß der Beschaffenheit der Erdoberfläche und eine Belehrung darüber, welche Vorstellung man zu verschiedenen Zeiten davon besaß, was man überhaupt davon wußte; in welchen verschiedenen Zuständen sich diese Oberfläche seit den frühesten Zeiten bis auf unsere befunden hat. — So glaubten die alten Griechen, die Erde habe die Gestalt einer Scheibe und werde von dem Flusse Okeanos umflossen. Griechenland läge in der Mitte, und der Halbmesser der ganzen Oberfläche reiche von da bis ungefähr zu der Meerenge von Gibraltar. Nach Norden hin sei das Land der Kimmerier, wo ewige Finsterniß herrsche ꝛc. Selbst zu den blühendsten Zeiten der Römer hatte man von dem nördlichen Europa fast gar keine, oder doch eine sehr widersprechende und oft lächerliche Vorstellung. — Die Kenntniß der Geographie hat sich sodann immer mehr, vorzüglich durch Entdeckungs- und Beobachtungsreisen, erweitert. Vor 400 Jahren wußte man noch nichts von Amerika und Australien, und erst in den neuern und neuesten Zeiten ist uns durch die Eroberungen der Britten in Ostindien über dieses Land Manches klar geworden, was wir noch vor wenig Jahren gar nicht wußten. Eben so haben wir Vieles über das uns unbekannte Innere von Afrika erst in den letzten Zeiten gehört, wo muthige Reisende sich bis über Zahara hinaus nach der großen Stadt Tombuktu gewagt, ja den bis dahin unbekannten Lauf und Ausfluß des Nigerflusses erforscht haben. Selbst gegen Norden ist man weiter vorgedrungen, so daß man Meere und Länder entdeckt hat, von denen unsre Eltern nicht einmal Etwas ahneten. —

Weil nun die Erde erst nach und nach den Europäern bekannt geworden ist, sie ihre Vorstellungen davon also auch nur nach und nach berichtigen konnten: so folgt dar-

aus, daß die Geographie der verschiedenen Zeiten unter sich auch sehr verschieden sein muß.

Aber nicht bloß die Vorstellungen, welche man sich von der Erdoberfläche machte, waren verschieden, sondern es haben sich mit derselben in dem Laufe der Zeiten auch wirklich manche Veränderungen zugetragen. Ganze Landstriche sind vom Meere überschwemmt worden und wiederum ist neues Land angesetzt, neue Inseln sind entstanden. Große Erdbeben haben Höhen in Tiefen, und umgekehrt, Tiefen in Höhen verwandelt. Durch Ausbrüche von Vulkanen sind ganze Gegenden, Städte und Dörfer überschüttet worden, so daß man von ihrer alten Gestalt gar nichts mehr zu sehen bekommt. Der Ausbruch des Vesuv z. B., der unter der Regierung des römischen Kaisers Titus Statt fand, überschüttete die blühenden Städte Pompeji und Herkulanum so, daß auch das Andenken daran vergangen war, bis man erst in neuern Zeiten, beim Graben eines Brunnen, zufällig die Entdeckung machte, daß die Städte noch vorhanden waren (Th. I. §. 43.).

Aus allen diesen folgt, daß die geschichtliche Geographie für verschiedene Zeiten und nach den Ansichten der verschiedenen Nationen, auch unter sich streng getrennt werden muß. So haben wir eine mythische Geographie, die uns lehrt, welche fabelhaften Erdansichten die frühesten Menschen besaßen. Die alte Geographie stellt uns dar, was die alten Völker, besonders die beiden gebildetsten derselben, die Griechen und Römer, von der Erde wußten. In den Zeiten von Christi Geburt an bis auf die Entdeckung von Amerika machten sich die Menschen wieder andere Vorstellungen von ihrem Wohnplatze, und die Kenntniß davon heißt die mittlere Geographie. Eben so können wir auch von einer neuern, ja neuesten Erdbeschreibung reden.

Mit der Geographie innig verbunden ist die Völker-

kunde oder Ethnographie. Man versteht darunter eine Darstellung körperlicher und geistiger Eigenthümlichkeiten verschiedener Völker oder Menschenstämme. — Eben so die Statistik oder die Kenntniß der bürgerlichen Verfassungen der Völker, ihrer natürlichen oder künstlichen Erzeugnisse, Gebräuche, Sitten ꝛc. — Wendet man diese letztere Wissenschaft auf alte Völker an, so bekommt sie den eignen Namen Archäologie oder Alterthumskunde. Alle diese Wissenschaften zerfallen wieder nach Zeit und Umständen in alte, mittlere und neuere.

§. 3.

Umfang und Methoden der Geschichte.

Dem Umfange nach ist die Geschichte entweder allgemeine oder besondere, ja sogar besonderste. Wenn nämlich alle merkwürdigen Veränderungen überhaupt, sie mögen den innern oder den äußern Zustand der Menschen betreffen, den Gegenstand der Erzählung ausmachen, so ist dieß die allgemeine oder Universalgeschichte. Der Ausdruck „Weltgeschichte," welchen man auch dafür setzt, läßt sich bloß dann rechtfertigen, wenn man Welt und Erde für gleichbedeutend nimmt. — Werden die besondern Ereignisse, welche die Einrichtung und Abänderung der bürgerlichen Verhältnisse der Menschen betreffen, erzählt: so nennt man dieß politische Geschichte (Völker- oder Staatengeschichte). Ist der Gegenstand das stufenweise Fortschreiten der menschlichen Geistesbildung, so erzählt das die Kulturgeschichte (Bildungsgeschichte). Auch diese zerfällt wieder in mehre Unterabtheilungen, je nachdem man den einen oder den andern Zweig der Kultur berücksichtigt, als in: Geschichte der Gelehrsamkeit, der Künste, der Sprachen ꝛc. Geht man noch mehr ins Einzelne, so kann man wieder von jedem einzelnen Theile der Gelehrsamkeit, der Künste ꝛc. eine Geschichte aufstellen. So hat man Geschichte der Theologie,

der Jurisprudenz, der Medizin, der Mathematik, der Dichtkunst, der Malerei, der Gewerbe, des Handels ꝛc. — Ja von ganz einzelnen Gegenständen (Individuen) ist eine Geschichte möglich, z. B. eine Geschichte der Perücken ꝛc. Die Erzählung von dem Leben und Wirken einzelner, oft gar nicht merkwürdiger Menschen (Biographie) ist ebenfalls eine Geschichte. Betrifft diese erst kürzlich verstorbene Personen, so nennt man sie mit dem Kunstausdruck Nekrolog. Jede von diesen Geschichten zerfällt abermals in mehre besondere (specielle). So wird z. B. die allgemeine Religionsgeschichte, die alle Religionen zum Gegenstande hat, auch die Geschichte der christlichen Religion (Kirchengeschichte) umfassen, obgleich letztere wieder als für sich bestehend betrachtet werden kann.

Die in der Bibel aufbewahrten Erzählungen pflegt man vorzugsweise die heilige Geschichte zu nennen, und stellt sie durch diesen Namen jeder andern Geschichte entgegen, welche sodann Profangeschichte heißt.

Um die einzelnen Begebenheiten leichter zu übersehen, hat man auch die Geschichte mit Rücksicht auf die Zeit eingetheilt. Die mythische oder Sagengeschichte kommt hierbei, aus oben angeführten Gründen (Einleit. §. 1.), nicht in Betracht, sondern man rechnet erst von der Zeit an, wo ziemlich historische Gewißheit sich nachweisen läßt (2000 v. Chr.). Von hier an bis zum Untergange des abendländischen Kaiserthums (476 n. Chr.) rechnet man die alte; von diesem Abschnitte bis zur Reformation durch Luther und Zwingli (1517) die mittlere, und von der Reformation bis auf unsere Zeiten die neuere allgemeine Geschichte. Auch von einer Tages- oder Zeitgeschichte redet man, durch welche die allerneuesten Begebenheiten behandelt werden.

Hieraus wird man sehen, daß beim Schlusse eines solchen Zeitabschnittes immer eine ganz besonders wichtige Begebenheit gestellt worden ist. Bei dieser steht man

gleichsam still, um, ehe man zum Folgenden übergeht, die durchlaufene Bahn noch einmal zu überschauen. Solche Zeitpunkte heißen Epochen, nach einem griechischen Worte, das so viel bedeutet als: Hemmung, Stillstand, Ruheplatz, und im Bezug auf Geschichte durch Denkzeit oder Zeitscheide übersetzt werden kann. Nur von sehr einflußreichen, universalhistorischen Menschen und Ereignissen kann man sagen: „sie machen Epoche.“ Man darf Epoche nicht mit Periode verwechseln, denn diese ist nicht ein einzelner Zeitpunkt, sondern der ganze Zeitabschnitt, welcher sich zwischen zwei Epochen befindet. Auch dieses Wort stammt aus dem Griechischen, und bedeutet so viel als Umgang, Umkreis, und in geschichtlichem Sprachgebrauche: Zeitumfang. Die große Völkerwanderung z. B. und Luthers Reformation sind zwei Begebenheiten, welche Epoche machen oder zwei Epochen; aber die Zeit zwischen ihnen (also von 400 — 1517 n. Chr.) ist die eigentliche Periode, deren Größe durch jene Epochen bestimmt wird.

Wenn solche außerordentlich merkwürdige Begebenheiten näher in der Zeit beisammenstehen, so wird natürlich auch die Periode kürzer, als wenn dieß weniger der Fall ist. Uebrigens hangt es sehr von dem eignen Urtheile eines Jeden ab, welche Personen und Ereignisse er für ausgezeichnet wichtig hält, und so läßt es sich auch erklären, daß die Angabe der Epochen so verschieden ist. Einige rechnen z. B. die alte Geschichte bis auf Christi Geburt, Andre bis auf die Theilung des großen römischen Reichs (395), noch Andre, bis auf das Jahr 400 n. Chr. ꝛc., je nach dem sie die eine oder die andere der Begebenheiten für einflußreicher halten.

Auch kommt es sehr auf den Zweck an, welchen man bei der Geschichtserzählung beabsichtigt. In der Kulturgeschichte machen z. B. Moses, Sokrates, Christus, Luther unbestritten Epoche, was aber, wenn von rein politischer

Geschichte die Rede ist, nicht der Fall sein würde. Dann wären Kyrus, Romulus, Alexander, Augustus, Karl V., Friedrich der Große, Napoleon eher an der rechten Stelle.

Noch ist übrig, einige Worte über die verschiedenen Methoden oder Lehr- und Vortragsarten der allgemeinen Geschichte beizubringen. 1) Die annalistische Methode ist wohl die einfachste. Sie erzählt nach Art der Chroniken (Zeitregister) die nach der Folge der Jahre (von annus, das Jahr) vorgefallenen Merkwürdigkeiten. 2) Die ethnographische Methode führt ein Volk nach dem andern auf, und läßt uns von dessen erstem Auftreten bis zu seinem Verschwinden oder bis aufunsere Zeiten das Eigenthümliche desselben und seinen Einfluß auf den Zustand des Menschengeschlechtes in ununterbrochener Reihenfolge bemerken. 3) Die geographische Methode führt die einzelnen Reiche und Staaten, nach ihrer ehemaligen oder jetzigen politischen Eintheilung auf und berichtet, durch welche merkwürdigen Ereignisse dieselben in den jetzigen Zustand gekommen sind. Am lehrreichsten, aber auch am verwickeltsten, ist 4) die synchronistische Methode. Sie besteht darin, daß man beim Geschichtsvortrage gleichzeitige Begebenheiten und Personen zusammenstellt, wie es z. B. auf den meisten Geschichtstabellen der Fall ist. — Gewöhnlich werden mit großem Nutzen mehre dieser Methoden mit einander verbunden (gemischte Methode). Man theilt nämlich die Geschichte in gewisse Perioden, führt die Begebenheiten der einzelnen Völker, die in einem solchen festgesetzten Zeitraume hervortreten, nach der Reihe bis zum Ende der Periode durch, ohne sich ängstlich daran zu binden, ob ein Volk nun vom Schauplatze abtritt oder nicht. In der folgenden Periode nimmt man die einzelnen Fäden da wieder auf, wo man sie beim Schluß der vorigen hat fallen lassen. Unter Umständen erlaubt man sich es wohl, einige Begebenheiten, die erst zur folgenden Periode gehö-

ren, früher abzuhandeln. Auch wir werden hier diesen Weg einschlagen, wodurch hoffentlich es am besten deutlich wird, wie der Vorschlag gemeint ist.

§. 4.

Entstehung und Bildung der Erde.

In einer allgemeinen Geschichte müssen wir billig mit der Entstehung und Bildung der Erde beginnen; leider aber wissen wir davon nur wenig, und auch dieß Wenige gründet sich bloß auf Vermuthungen und Sagen. Die älteste, uns überlieferte Schrift beginnt nämlich mit einer Schöpfungsgeschichte, in welcher sie uns erzählt, Gott habe im Anfange Himmel und Erde und darauf die Menschen erschaffen (1stes B. Mosis Kap. 1. und 2.); doch läßt sie es ganz im Ungewissen, wann dieser Anfang gewesen ist. Durch genaue, freilich oft trügerische, Berechnungen nach den Geschlechtsregistern, welche die Bibel aufstellt, haben schon ältere Gelehrte gemeint, es seien nun ungefähr 6000 Jahre, daß unser Wohnplatz seine jetzige Gestalt besitze. Dagegen ist aber von Naturforschern, welche die Steinlagen der Gebirge, die verschiedenen aufgeschwemmten Erdschichten, die auf dem festen Lande sich findenden Versteinerungen von Seethieren und Seepflanzen, besonders die in fruchtbare Erde verwandelte Lava in der Nähe der Vulkane oder feuerspeienden Berge genauer untersucht haben, mit vielen Gründen behauptet worden, die Erde sei viel älter, obgleich sie nicht leugnen, daß dieselbe erst ungefähr seit jener angegebenen Zeit von Menschen bewohnt sein könne.

Von jeher ist es für denkende Köpfe eine Aufgabe gewesen, sich die Entstehung und Ausbildung der Erde (Geogenie) zu erklären, und sie sind dabei auf die sonderbarsten Vermuthungen gerathen. Einige nahmen an, die ganze Welt sei im Anfange ein Chaos gewesen, und verstanden darunter eine rohe, unausgebildete, ungeheure

Masse von zusammengehäuften Urstoffen (Elementen), ohne Verbindung und Einigkeit, welche sich sodann geordnet hätten und woraus die Weltkörper entstanden wären. Andere behaupteten schlechthin, die Welt sei von Ewigkeit da. Noch Andre meinten, in dem unendlichen Raum wären eine Menge verschiedener, ganz untheilbarer Körperchen vorhanden gewesen (Atomen); sie hätten sich nach und nach vereinigt, und so wären größere Klumpen und endlich die ungeheuern Weltkörper entstanden. Diese drei Vermuthungen und Voraussetzungen (Hypothesen) finden wir selbst bei dem gebildetsten Volke des Alterthums, bei den Griechen. Je roher ein Volk ist, um so lächerlicher und abgeschmackter sind natürlich seine Ansichten über die Weltentstehung (Kosmogenie). Auch in unsern Zeiten hat man nicht ermangelt, darüber verschiedene Ansichten geltend zu machen; aber Niemand ist bis jetzt im Stande gewesen, das große Räthsel vollständig zu lösen, und man hat am Ende eingestehen müssen, daß auf jeden Fall ein allmächtiges und allweises Wesen den Urstoff geschaffen und ihn theils auf einmal, theils nach gewissen Gesetzen nach und nach in die jetzige Gestalt geordnet habe, und daß die einfachen Worte der heiligen Schrift: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde" das Vernünftigste seien, was darüber jemals gesagt worden ist oder gesagt werden kann.

Die Bibel erzählt weiter: „Und die Erde war wüste und leer," und will damit wohl so viel sagen, daß Land und Wasser noch nicht getrennt, sondern in einem Schlamme vermischt waren, sich also für lebende Geschöpfe keine Nahrung, auch wohl keine Wohnung fand. Die genaueren Beobachtungen des Erdkörpers haben nun darauf geführt, es sei die Scheidung jenes Schlammes, das Hervortreten der Berge und Höhen, die Senkung der Tiefen, in welchen sich das Meer sammelte, entweder durch Feuer, oder durch Wasser, oder gar durch beides zu Stande gekommen. Diejenigen, welche die erste Meinung annehmen,

nennt man Vulkanisten (Vulkan war nämlich bei den alten Römern der Gott des Feuers), die der zweiten Ansicht Ergebenen führen den Namen Neptunisten (von Neptun, dem Gotte des Meeres). Auch läßt es sich recht gut denken, daß die erste schlammige Masse, womit unsre Erde überzogen war (Primordial-Fluidum), durch chemische Niederschläge (Präcipitirung) sich schied, daß die festern Theile sich zu Boden senkten und die jetzige Erdrinde bildeten. Durch die Wirkung des innern Feuers geschah es nun wahrscheinlich, daß ausgebrannte Stellen einsanken und große Höhlen bildeten, in denen sich das Wasser sammelte, und daß wiederum andere Theile des Erdbodens aus dem Wasser in die Höhe getrieben wurden. Noch hatte aber das Wasser keine bestimmten Grenzen; denn die durch Stürme empörten Fluthen drangen wieder in den lockern Boden und zerrissen ihn aufs neue, vermengten sich mit demselben und setzten ihren Raub, vermischt mit den Thieren, die schon im Wasser leben konnten, in Lagen ab. Durch das innere Feuer wurden diese Massen geläutert und nach und nach in feste, unerschütterliche Felsen verwandelt, welche nun dem Wüthen des Meeres widerstehen konnten. Diese Felsen bilden gleichsam das Gerippe der ganzen Erde und wir nennen sie Urgebirge, auch wohl Granitgebirge, weil sie aus Granit (einer Gebirgsart aus Quarz, Feldspath und Glimmer) bestehen. Spätere Berge sind entweder durch Anschwemmung oder durch unterirdisches Feuer entstanden. Die in Schichten von verschiedenen Stein- und Erdarten angeschwemmten Gebirge führen den Namen Flözgebirge. Nun erst waren dem Lande und dem Meere seine Grenzen angewiesen, obgleich auch von jetzt an wohl noch mancherlei Veränderungen vorgegangen sind. So findet man, wenn man die Erdkarte genauer betrachtet, daß die ganze Ländermasse durchaus nicht gleichmäßig vertheilt ist, sondern daß der größte Theil die nördliche Halbkugel (Hemisphäre) bedeckt.

Wahrscheinlich trieb ein wüthender Orkan aus Südwest alles Land dahin, und nur wo er einen unüberwindlichen Widerstand von Felsen nicht überwältigen konnte, ließ er auch im Süden Länderstriche stehen. Daß dem so ist, zeigt die Gestalt unsrer Erdtheile aufs deutlichste. Durch die südlichste Spitze von Afrika wurde das übrige Land vertheidigt und gerettet. Auch Amerika läuft südlich in eine Felsenspitze aus. Asien hat mehre solcher Bergspitzen. Selbst Europa zeigt südwestlich dieselbe Erscheinung. Wo keine Gebirge widerstanden, drang das Wasser dennoch ein und höhlte große Meerbusen aus, wie z. B. das mittelländische Meer, den biskayschen Meerbusen, die Nord- und Ostsee u. s. w.

So viel scheint fest zu stehen, daß unsere Erde, bevor sie ihre jetzige Gestalt bekommen hat, mancherlei Revolutionen erfahren mußte; daß sie namentlich sich aus jenem Primordial-Fluidum gebildet habe und daß sodann, nachdem schon der erste Niederschlag geschehen war, das feste Land abermals wieder zerrissen und überschwemmt wurde. Dafür zeugen so wohl die Gestalt und das Wesen der Urgebirge, als auch die horizontal liegenden Erdschichten, die zum Theil wieder in Stein verwandelt worden sind. In diesen zeigen sich in ungeheurer Menge Versteinerungen von Seethieren und Seegewächsen, ja sogar von solchen Geschöpfen, die entweder gar nicht mehr vorhanden sind, oder die wir wenigstens nicht in lebendigen Exemplaren kennen. Auch Knochen von Landthieren hat man in Gegenden ausgegraben, wo diese Thiere jetzt nicht zu wohnen pflegen. So findet man z. B. bei dem thüringischen Dörfchen Burgtonne Elephantenknochen, und in der berühmten Gailenreuter Höhle im Baireuthischen Schädel, Zähne, Kinnbacken und Gerippe von Löwen, Leoparden und Eisbären. Unter den uns unbekannten Geschöpfen sind vorzüglich die so häufig und oft von der Größe eines Wagenrades vorkommenden Versteinerungen

der Ammoniten merkwürdig. In Nordamerika hat man Knochen von Ochsen gefunden, welche weit größer sind, als die der größten unserer jetzigen Ochsen; in der Liebensteiner Höhle im thüringer Walde lagen ebenfalls Bärengerippe, welche unverhältnißmäßig groß erschienen. Und wer hat nicht von dem Mamuth gehört, dessen Riesenknochen man in Sibirien zusammengelesen und daraus ein Skelett vereinigt hat, das im Naturalienkabinett von Petersburg aufbewahrt wird?

Wenn auch die Revolutionen, die noch jetzt auf der Erde sich ereignen, nicht so gewaltsam sein mögen, wie es wohl die frühern gewesen sind, so sehen wir doch noch deutlich, daß die Umgestaltung der Erde in einzelnen Theilen fortdauert. Hohe Berge sinken zusammen, Inseln verschwinden, an andern Orten heben sich wiederum neue Anhöhen und neue Inseln entstehen. Hier und da tritt das Meer tiefer in das Land, und dort schwemmt es frischen Boden an. Erdbeben bewirken, daß ganze Distrikte in wenigen Stunden eine ganz andere Gestalt bekommen ꝛc.

Merkwürdig ist es, daß unter der großen Menge von aufgefundenen Versteinerungen man bis jetzt auch nicht die geringste Spur von Menschenkörpern oder Kunstprodukten entdeckt hat, und es möchte dieß wohl als Beweis dafür gelten, daß die Erde erst nach jener großen Ueberschwemmung von vernünftigen Geschöpfen bevölkert worden ist. Manche nehmen freilich an, es wären schon vor Adam Menschen da gewesen, und sie suchen solche Behauptung durch vielfache Gründe wahrscheinlich zu machen; allein zu viele Gründe sprechen gegen das Dasein dieser sogenannten Präadamiten. Bei genauerer Untersuchung sogenannter menschlicher Versteinerungen hat sich fast durchgängig ein Irrthum ergeben; doch will man in den allerneuesten Zeiten im nördlichen Schlesien wirklich Ueberreste von Urmenschen gefunden haben.

§. 5.

Zustände der Urmenschen.

Nachdem Gott durch seinen allmächtigen Willen Gewächse und Thiere hervorgebracht hatte, schuf er auch den Herrn der Schöpfung, den Menschen, und zwar, wie die heilige Schrift ausdrücklich sagt: er schuf ihn nach seinem eignen Bilde; er sollte gleichsam der Stellvertreter der Gottheit auf Erden sein.

Nach der biblischen Erzählung wurde zuerst nur ein Menschenpaar geschaffen; der Mann hieß Adam (der aus Erde Geborne), die Frau Eva oder Heva (die Mutter der Lebendigen). Auch die Sagen anderer Völker nehmen nur ein Menschenpaar an, durch welches die ganze Erde nach und nach bevölkert worden sei. Der Koran hat seine Nachrichten aus den ältesten heiligen Schriften der Hebräer geschöpft, und spricht deßhalb auch von einem Adam und einer Eva. Die Zendaveſta (Th. I. §. 11.) nennt die ersten Menschen Meschia und Meschiane. In den ältesten Sagen der Grönländer heißt der erste Mann Kallak; seine Frau entsteht aus des Mannes Daum.

Die gütige Vorsehung setzte die ersten Menschen in eine Gegend, die bei einem gesunden, schönen Klima reich an wohlschmeckenden und nahrhaften Früchten war und die sich zugleich durch Naturschönheiten auszeichnete. Die reizenden Vorstellungen, welche man sich später von diesem ersten Wohnsitze machte, haben ihm den Namen Eden (Land des Vergnügens) oder Paradies (die griechische Benennung für die schönen und reichen Lustgärten eines persischen Schach) zuerkannt. Wo aber die Gegend selbst aufzufinden ist, das läßt sich jetzt nicht mehr bestimmt nachweisen, obgleich dazu Versuche genug unternommen worden sind, die oft sogar ins Lächerliche fallen. Nach einer alten Sage der Bewohner von Ceylon soll Adam auf ihrer Insel, und zwar auf dem höchsten Berge derselben, erschaffen sein. Doch, das mag noch eher sich hören lassen;

wenn aber ein Arzt zu Mastricht noch 1570 behauptete, in Holland sei das Paradies gewesen und Adam habe mit Gott holländisch gesprochen, — oder ein Professor in Königsberg gar das sandige Ostpreußen für das Urland der Menschheit hält: so kann man wohl darüber lächeln, wohin eine übergroße Vaterlandsliebe auch sonst ganz verständige Männer zu führen vermag.

Die Meisten stimmen darin überein, in dem schönen asiatischen Hochlande, vielleicht in dem reizenden Kaschemir oder Tibet, sei das alte Paradies zu suchen, weil diese Gegenden Alles besitzen, was man für Urmenschen fordern kann. Sie haben gesunde und dennoch warme Luft und bringen die herrlichsten Früchte von freien Stücken hervor. Fast alle unsere Getreidearten, eben so unsere zahmen Hausthiere, finden sich daselbst im wilden Zustande. Verschiedene große Ströme nehmen hier ihren Ursprung und ergießen sich nach allen Weltgegenden hin, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß, ihnen folgend, das Menschengeschlecht sich über die Erde verbreitete. Zwar scheint die große Verschiedenheit der Menschen in Gestalt und Farbe der Annahme zu widersprechen, daß alle von einem Paare abstammen; allein dieser Widerspruch läßt sich leicht heben, wenn man bedenkt, welchen Einfluß Klima, Nahrungsmittel und Lebensweise auch auf das Aeußere eines Menschen haben. Die sogenannte kaukasische Rasse, die auch jetzt noch vorzugsweise in dem Besitze der Kultur ist und mit der sich die allgemeine Geschichte vorzugsweise zu beschäftigen hat, bildet wohl eigentlich die Stammrasse. Die Einwohner des heißen Afrika sind nach und nach von der Sonnenhitze gänzlich geschwärzt und ihr Haupthaar ist eben dadurch gekräuselt worden, während den Europäern die kühlere und reinere Luft, weiße Haut und schlichtes Haar gelassen hat. Grobe, schwer verdauliche Nahrungsmittel, immerfort genossen, bewirken, daß der ganze Körperbau, und namentlich die Gesichtszüge, einen plumpen,

unbehülflichen Charakter annehmen. Noch mehr aber wirkt die ganze übrige Lebensweise. Ein kriegerisches oder Ackerbau treibendes Volk bleibt kräftig, während die Einwohner in eigentlichen Fabrikländern zusammen schrumpfen. Die chinesischen Damen haben winzig kleine Füße, weil dieselben schon den Mädchen von frühester Jugend auf unnatürlich zusammengepreßt werden. Nach und nach ist es dahin gekommen, daß die weiblichen Kleinen in jenem Lande fast durchgängig mit solchen Rehfüßchen geboren werden. Die Lappen haben alle spitze Köpfe, weil man den Kindern seit undenklichen Zeiten gleich nach der Geburt den Kopf zusammengedrückt hat. Der deutlichste Beweis aber dafür, daß nur äußere Umstände solche Veränderung hervorgebracht haben, ist der, daß Menschen von verschiedener Rasse sich, bei anderm Klima und andrer Lebensweise, nach wenigen Generationen (Geschlechtsfortpflanzungen) gänzlich verändern. Die Neger verlieren in Europa schon im zweiten und dritten Gliede bedeutend von ihrer Schwärze und Europäer werden in Guinea wirkliche Neger.

Auch über den Zustand der ersten Erdenbewohner lassen sich nur Vermuthungen, aber keine Gewißheit aufstellen. Man hat hierüber eine doppelte Ansicht. Man nimmt an: Es waren Wilde, die noch nichts wußten und kannten, als thierische Bedürfnisse. Der Baum und Strauch boten ihnen ihre Früchte, die Quelle ihr Wasser, das Laubdach seinen Schatten, die Höhle ihren Schutz. Das war ihnen hinreichend. Sündigen konnten sie nicht wohl, denn es war keine Gelegenheit dazu vorhanden; sie verlebten also ihre Tage in Unschuld und Genuß, ohne Mühe und Arbeit. Spätere Geschlechter, welche unter harten Anstrengungen seufzten, fanden jenen Zustand äußerst beneidenswerth und nannten ihn das goldne Zeitalter. Fast jedes Volk redet von einem solchen, und spätere Dichter haben die Sage davon mehr oder weniger ausgeschmückt.

Auch die Bibel schildert eine so glückliche Zeit poetisch und nach morgenländischer Art in Bildern. Es scheint, als ob dadurch solle gesagt werden: Das Glück dauerte nur so lange, als die Menschen ihrer Vernunft und Freiheit sich nicht bewußt waren, vielmehr nur einem blinden Triebe (Instinkt) gehorchten; nachdem sie aber aus Ueberlegung handelten, fanden sie auch bald, daß sie manches Falsche und Unrechte begingen, was sie zu bereuen hatten, zumal da ihre weitere Ausbreitung viele Unbequemlichkeiten mit sich führte, welche sie vorher nicht kannten.

Man hat gefragt, ob die ersten Menschen gleich von ihrer Erschaffung an eine Sprache geredet, und welcher sie sich wohl bedient haben möchten. Eine Sprache geredet haben sie gewiß, so sagt die erste Ansicht weiter, denn sie besaßen ja Vernunft, die sich immer durch Sprache äußert; aber hebräisch haben sie ganz gewiß nicht gesprochen, wie man sonst anzunehmen pflegte, sondern die Sprache der — Thiere. Sie stießen, um ihren Schmerz, ihre Freude, ihr Staunen ꝛc. auszudrücken, unwillkührliche Töne aus, wie O! Ah! Ei! Hu! ꝛc. Dann suchten sie etwas Gehörtes nachzutönen, und bezeichneten mit solchem Laute die Dinge, von welchen er ausgegangen war; ungefähr wie die Kinder noch jetzt das Schaf Bä und den Ochsen Bu nennen. Das Rollen des Donners, das Sausen des Sturmwindes, das Rieseln der Quellen ahmten sie mit ihren Sprachwerkzeugen nach. Worte wie: Donner, Rollen, Rasseln, Brummen, Zischen ꝛc. geben deutlich genug zu erkennen, daß sie den Tönen nachgebildet sind, welche sie bezeichnen. Die Erfindung ging nun immer weiter. Der Mensch empfand Aehnlichkeiten zwischen den übrigen Sinneneindrücken, und denen, welche auf sein Gehör gemacht wurden. Die Freude redete in hellen, die Schwermuth in dumpfen Tönen. (Daß ein Sinn den Eindruck, der auf einen andern gemacht wird, nach seiner Art empfindet, dabei sei folgende Anekdote lehrreich. Man

fragte einen Blindgebornen, wie er sich die scharlachrothe Farbe vorstellte, und er antwortete: „Wie den schmettern-den Ton einer Trompete.“) — So bildeten die Menschen Töne, wodurch sie die sie umgebenden Gegenstände und die durch dieselben erweckten Gedanken und Gefühle bezeich-neten; — es entstand die Sprache.

In dem Laufe der Jahrtausende mußte nothwendig die Sprache bedeutende Veränderungen erfahren; und als der Bewohner auf der Erde mehr wurden und sie sich in ein-zelne Völker trennten, die oft gänzlich außer Zusammen-hange waren, konnte es wohl nicht anders kommen, als daß verschiedene Sprachen entstanden, welche aber in vielen Stücken noch eine merkwürdige Uebereinstimmung erhalten haben, aus der man mit Recht auf den gemeinschaftlichen Ursprung schließen kann.

Daß die ersten Menschen, bei ihrer einfachen Lebens-weise und ihrer kräftigen Natur, weit längere Zeit sich ihrer Lebensdauer erfreut haben, als wir, ist mehr als wahrscheinlich; aber dennoch wird dadurch das Räthsel noch nicht gelöst, welches uns die Bibel vorlegt, indem sie erzählt, daß manche der frühern Erdenbewohner über 900 Jahr alt geworden wären. Entweder berechnete man das Jahr als einen kürzern Zeitraum, (vielleicht nur als eine Zeit von drei Mondesumläufen) oder man bezeichnete durch einen Personennamen ein ganzes Geschlecht, wo dann „sterben“ so viel wie „erlöschen, verschwinden“ bedeuten müßte.

Es war die große Lehrmeisterinn, die Noth, welche den Menschen zu mehren Erfindungen verhalf. Um sich gegen die Angriffe der wilden Thiere zu schützen, ergriffen sie einen Baumast oder einen Stein, woraus sich bald Lanze und Schleuder bildeten. Diese Waffen dienten dar-auf nicht bloß zur Vertheidigung, sondern auch zum Angriff, indem die Beobachtung der fleischfressenden Thiere einem denkenden Kopfe Veranlassung gab, auch das Fleisch als

Nahrungsmittel zu versuchen. So ist die Jagd wahrscheinlich eine der frühesten menschlichen Beschäftigungen geworden; eben so die Fischerei (die Fischesser nennt man Ichthyophagen). Eine höhere Bildungsstufe des Menschengeschlechts setzt es schon voraus, als sie Thiere zähmten und sie so zur Nahrung und Kleidung benutzten. Aus den Jägern wurden Hirten, die von einer Gegend zur andern zogen, wo sie nur gute Weideplätze antrafen. Solche umherziehende Hirtenvölker, deren es noch heutzutage mehre in Asien giebt, heißen Nomaden.

Ein Anfang zu höherer Bildung wurde aber erst möglich, als man den Ackerbau betrieb, dessen Erfindung man, wie sich vermuthen läßt, auch dem Zufalle verdankte. Nun hörte das wilde Umherziehen auf; die Beschäftigung mit Ermordung und Verpflegung der Thiere, wodurch der Mensch selbst dem Thiere ähnlich bleiben mußte, wich der friedlicheren Arbeit. Man war genöthigt, an einem Orte sich länger aufzuhalten, sich Hütten und Häuser zu bauen, sich wechselseitige Hülfe zu leisten und deßhalb in größere Gesellschaften sich zu vereinigen. So entstanden kleine Dörfer und Flecken, aus denen sich nach und nach Städte bildeten.

Der Ackerbau führte natürlich abermals auf verschiedene Erfindungen, namentlich auf die der Ackerwerkzeuge, die aber erst durch Benutzung des Feuers und die Bearbeitung der Metalle (wovon sogleich weiter geredet werden soll) mehr Vollkommenheit erhielten.

Die Nahrung der Urmenschen bestand zuerst in Baumfrüchten, sodann in Wurzeln; später genoß man Milch und noch später das Fleisch der Thiere. Auch Körner versuchte man, fand sie schmackhaft und suchte sie durch den Ackerbau zu vervielfältigen. — Wenn auch die ersten Menschen wohl unbekleidet gingen, so führte sie doch das unangenehme Gefühl, das üble Witterung auf sie äußerte, bald darauf, daß sie sich dagegen durch Kleidung zu

schützen suchten. Auch das der menschlichen Natur eingepflanzte Gefühl der Schamhaftigkeit heischte eine künstliche Bedeckung der Nacktheit. Große Baumblätter mußten dazu dienen. Darauf wendete man zu gleichen Zwecken Thierhäute an, die dann später in eine zwar bequemere, aber immer noch rohe Bekleidung umgeschaffen wurden. — Ein drittes großes Bedürfniß ist für die Menschen eine Wohnung. Das Baumdach gewährte nicht hinlänglich Schutz; deßhalb suchte man Höhlen auf, oder grub sich Löcher in die Erde (Troglodyten, oder Höhlenbewohner), und erst nach geraumer Zeit wurden Lauben und Hütten daraus, die man von oben durch Felle bedeckte. So mögen wohl die Zelte ihren Ursprung haben.

Unter den Erfindungen, deren die Bibel ausdrücklich erwähnt, steht (außer der Musik, deren Meister Jubal heißt) die Kunst, das Metall zu bearbeiten, oben an. Tubalkain soll den ersten Versuch dazu gemacht haben. Man darf aber nicht denken, daß Eisen zuerst geschmiedet worden ist; nein, dieses Metall findet sich nur höchst selten und auch dann nur in kleinen Massen gediegen. Desto häufiger kam das Kupfer im reinen Zustande vor, so daß man es ohne alle weitere Vorbereitung durch Klopfen mit einem Steine in verschiedene Gestalten formen konnte. Erst als man das Feuer benutzen lernte, wurde die Kenntniß der Metalle wahrhaft nützlich; denn nun erst konnte die Schmiedekunst erfunden werden, wodurch nicht bloß Ackerinstrumente, sondern auch viele andre Werkzeuge hervorgebracht wurden, die dazu dienten, wieder Neues zu schaffen. Von jetzt an konnte erst ein festerer Häuserbau möglich werden.

Durch das Feuer, das man erst sehr spät künstlich hervorzulocken verstand, es daher sorgsam zum jedesmaligen Gebrauche aufbewahren mußte, wurden die Speisen schmackhafter und verdaulicher zubereitet, und zwar in Gefäßen aus Thon, die abermals durch jenes Element gehärtet waren. —

Es ist begreiflich, daß man über alle diese Erfindungen nicht mit historischer Gewißheit sprechen kann, sondern daß es sich nur nachweisen läßt, wie sie wohl entstanden sein mögen.

Die zweite Ansicht, welche man über den Zustand der ersten Erdenbewohner hat, hält sich streng an die Erzählung der heiligen Schrift und behauptet, daß die ersten Menschen gleich von der Schöpfung an im genauesten Umgange mit Gott und hoch gebildet gewesen wären, daß ihr Abfall von Gott sie erst in den Stand der thierischen Rohheit zurückgeworfen habe.

§. 6.

Bürgerliche Einrichtungen.

Die erste bürgerliche Einrichtung findet sich gewissermaßen schon bei den Patriarchen (Erzvätern) oder Familienhäuptern des Urgeschlechts, d. i. der Erdbewohner vor der Sündfluth. Als nämlich die Erde noch wenig bevölkert war, lebten die Menschen in Familien gesondert; in jeder einzelnen derselben hatte der Hausvater das höchste Ansehen, und nach seinen Befehlen und Anordnungen mußten sich die Kinder und Kindeskinder, ingleichen die übrigen Hausgenossen genau richten. — Die einzelnen Familienglieder heiratheten wieder und bildeten neue Familien, die dann alle von einem gemeinschaftlichen Stammvater entsprossen waren, die unter sich in engerer Verbindung lebten und Stamm genannt wurden. So zerfiel bekanntlich das jüdische Volk in 12 Stämme, wovon ein jeder einen der 12 Söhne Jakobs für seinen Aeltervater erkannte. Als nun die Menschen noch näher zusammentraten und in Städten und Dörfern, auch wohl ganzen Landesdistrikten, gleichsam eine größere Familie ausmachten: so trugen sie die frühere, ihnen lieb gewordene Sitte auch auf die neue Verbindung über und unterwarfen sich freiwillig Einem, der in ihren Augen der Vorrechte eines

Stammvaters nicht unwürdig erschien. Ein Schutz gegen Unterdrückungen, die sich der körperlich Stärkere gegen den Schwächern, der Reichere und Einflußreichere gegen den Aermern erlaubte, war nöthig, wenn eine solche erst kaum gegründete Gesellschaft bestehen sollte. Beim Angriff wilder, reißender Thiere wurde die Gefahr für jeden einzelnen viel geringer, wenn von Einem der Jagdgesellschaft eine verständige Anordnung getroffen war. Einem Solchen unterwarf man sich freiwillig und folgte ihm auch bei andern ähnlichen Veranlassungen und Gelegenheiten, wie z. B. im Kriege; denn es läßt sich wohl denken, daß um den Besitz eines Weideplatzes, eines guten Jagdreviers ꝛc. die Menschen frühzeitig auf Tod und Leben an einander gerathen sind. Unter solchen Umständen fühlte man es zu deutlich, daß Alles weit besser von Statten ging, wenn ein verständiger oder tapferer Mann an der Spitze stand, dem man pünktlich gehorchte. So scheint das, was die heilige Schrift von Nimrod sagt, daß er nämlich ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn gewesen sei, nichts weniger zu bedeuten, als daß er die friedlichern Bewohner durch seine Klugheit und Tapferkeit, als Anführer von Jagdgenossen, vor den Anfällen wilder Thiere geschützt und dadurch ein solches Ansehen gewonnen habe, daß er, wie es ausdrücklich weiter heißt, „anfing, ein gewaltiger Herr zu sein auf Erden."

Aber nicht bloß Tapferkeit verhalf zu solchem Ansehen, auch Weisheit und Gerechtigkeit vermochten dasselbe. Wer wirklich guten Rath ertheilte, Streitigkeiten unparteiisch und zur Zufriedenheit der Streitenden schlichtete, sich durch eigne Sittlichkeit auszeichnete, einen Solchen stellte man an die Spitze einer Stamm- oder Volksverbindung, und nach und nach entstanden auch auf diese Weise die Könige der Erde.

Sie waren aber Könige nur durch freie Wahl des Volks. Nun geschah es wohl öfter, daß in einer Familie nach einander mehre treffliche Söhne folgten, die alle wie-

der zu Königen gewählt wurden; auch ereigneten sich bei der Bewerbung um die Herrschaft, zumal wenn Parteien da waren, oft blutige Streitigkeiten, denen man dadurch entging, wenn man die Herrscher jedesmal aus einer hochgeehrten und bestimmten Familie entnahm: so war nichts natürlicher, als daß aus den Wahlreichen erbliche Königreiche wurden.

So lange die Staaten klein waren, herrschte der König allein; nachdem aber dieselben durch Erbschaft oder Eroberung einen größern Umfang gewonnen hatten, war es auch nöthig, daß weiße und tapfere Männer von dem Fürsten zu Rathgebern und Stellvertretern seiner Macht angenommen wurden. Auch diese Würde ging zum Theil auf die Nachkommen über und gab mit den Grund zur Entstehung des Adels. Der Adel entstand aber auch dadurch, daß ein Volk das andere besiegte und sich in dessen Grundbesitz theilte. Den ursprünglichen Besitzern wurde zwar das Leben gelassen, aber dafür wurden sie Leibeigene, Sklaven, die den Acker für ihre neuen Herren bearbeiten und zu vielen andern Diensten sich bequemen mußten. —

Die Regierungsformen sind alle entweder monarchische oder republikanische. Monarchie nennt man denjenigen Staat, wo Einer herrscht, und sie zerfällt wieder in zwei Unterabtheilungen. Entweder ist sie a) uneingeschränkt, wo der Herrscher allein Gesetze giebt und sie ausübt, ohne die Unterthanen weiter darum zu befragen, oder b) eingeschränkt, wo der Fürst zwar über die Gesetze und Einrichtungen wacht, aber bei Abfassung und Anordnung derselben seine Unterthanen zu Rathe ziehen muß. — Man spricht zwar auch von einer despotischen Regierungsform, nach welcher der Wille des Herrschers unbedingtes Gesetz ist, wie z. B. in der Türkei; aber mit größerem Rechte verdient ein solches willkührliches Verfahren den Namen einer Regierungsform gar nicht. —

Wenn Mehre herrschen, so nennt man einen solchen Staat Republik (Freistaat). In einem Freistaate sind es nun entweder nur die Großen, oder eine bevorrechtete Klasse, welche Gesetze giebt und ausübt, und dann heißt die Verfassung aristokratisch, oder das ganze Volk hat Antheil an der Staatsverwaltung, und die Verfassung ist demokratisch.

Unter jeder Regierungsform können die Menschen glücklich sein; doch die Erfahrung hat gelehrt, daß eine kraftvoll gehandhabte Alleinherrschaft am besten zusagt, da auch die am zweckmäßigsten eingerichteten Demokratien immer darauf zurückgekommen sind.

§. 7.

Biblische Erzählungen; griechische und andre Sagen von der Urwelt.

Die biblischen Erzählungen von der Urwelt enthalten im Wesentlichen Folgendes: Die Menschen blieben nicht lange in dem Stande der Unschuld, sondern, durch die Schlange verführt, genossen sie von einer Frucht des Paradieses, die ihnen Gott verboten hatte. Darauf erkannten sie mit Scham, daß sie nackt waren und machten sich Schürzen von Feigenblättern. Der Herr aber ward wegen des übertretenen Gebotes zornig, verfluchte die Schlange und stieß die Stammeltern zum Paradiese hinaus, damit sie nun im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod essen sollten, bis daß sie wieder zur Erde würden.

Schon Adams Söhne führten eine doppelte Lebensart; denn Habel, der jüngere, war ein Schäfer (Hirt, Nomade), der ältere, Kain, war ein Ackermann. Aus Eifersucht erschlug Kain seinen Bruder, und das böse Gewissen trieb ihn deßhalb unstät und flüchtig umher. Er wandte sich gegen Morgen, nahm ein Weib und zeugte viele Nachkommen. An Habels Stelle wurde dem Adam ein Sohn geboren, der hieß Seth; dieser blieb bei seinem

Vater und vervielfältigte gleichfalls sein Geschlecht. So entstanden schon zwei kleine Völker, die Kainiten und Sethiten.

Die Menschen wurden nun so gottlos, daß der Herr beschloß, sie von der Erde zu vertilgen. Nur ein einziger, Namens Noah, sollte gerettet werden; deßhalb wurde ihm befohlen, er sollte einen großen, wasserdichten Kasten bauen, von allen Thieren ein Paar darin aufnehmen und sodann mit seiner Familie selbst hineinsteigen. Darauf kam eine Fluth, wodurch die ganze Erde überschwemmt wurde (die Sündfluth), welcher aber Noah glücklich entging. Als die Erde trocken war, stieg er aus, brachte dem Herrn ein Dankopfer, bebauete den Boden und pflanzte Weinstöcke. Der Herr aber versprach, daß von jetzt an keine Sündfluth wieder kommen würde und schuf, zum Zeichen seiner Gnade, den Regenbogen.

Noah hatte drei Söhne, Sem (Ruhm), Ham oder Cham (Schwärze) und Japhet (Ausbreiter); diese bevölkerten den Erdboden auf's neue. Zuerst zogen sie in das Land zwischen dem Euphrat und Tigris und nahmen sich vor, hier eine große Stadt zu bauen und einen Thurm, der bis an den Himmel reichte; aber der Herr verwirrte ihre Sprachen, daß sie einander nicht mehr verstanden und sich in alle Lande zerstreueten. Die Stadt selbst aber hieß Babel (Verwirrung).

Die griechischen Sagen über Weltbildung und Urwelt berichten: Die Welt ist aus dem Chaos (Einleit. §. 4.) entstanden. Tellus (die Erde) und Uranus (der Himmel) erzeugten die Geschlechter der Hekatoncheiren (Hunderthändigen), der einäugigen Kyklopen, der Titanen und Giganten, lauter Riesen. Uranus warf die Kyklopen in den Tartarus (die Hölle), worauf die übrigen Brüder den Vater absetzten und der jüngste der Titanen, Saturn (Kronos) die Herrschaft übernahm. Mit der Rhea

verbunden, erzeugte er viele Kinder, verschlang sie aber kurz nach ihrer Geburt; nur Jupiter entkam glücklich, indem, statt seiner, der Vater einen Stein verschluckte. Durch ein Brechmittel gezwungen gab Kronos auch die übrigen Kinder, Vesta, Ceres, Juno, Pluto und Neptun wieder von sich, die ihn sogleich bekämpften. Die Kyklopen schmiedeten dem Jupiter Blitze, dem Pluto einen Helm und dem Neptun einen Dreizack. Kronos wurde nun vertrieben und die Titanen, die ihm beigestanden hatten, in den Tartarus verbannt, den Kyklopen aber die Insel Sicilien angewiesen. Das Loos entschied nun unter den drei Brüdern so, daß Jupiter den Himmel, Neptun das Meer und Pluto die Unterwelt erhielt.

Prometheus, ein Titanensohn, war bei dem großen Kampfe entkommen. Zum Zeitvertreib bildete er den Göttern ähnliche Gestalten aus Erde und hauchte ihnen einen lebendigen Athem ein. So entstanden die Menschen, denen er auch in einem hohlen Rohre das himmlische Feuer zubrachte, wodurch sie klüger und selbstständiger wurden. Das verdroß den Jupiter und er ließ den Prometheus an den Kaukasus schmieden, wo ein Adler ihm täglich die immer neu wachsende Leber aushackte. Die kaum geschaffenen Menschen wurden durch eine verderbliche Wasserfluth vertilgt; nur der fromme Deukalion nebst seiner Gattin Pyrrha retteten sich, da sie in einer Arche, gleich der des Noah ausgerüstet, den Fluhen trotzten, bis die Erde wieder trocken war. Um dieselbe wieder zu bevölkern, wurde ihnen die sonderbare göttliche Weisung, sie sollten die Gebeine der Mutter hinter sich werfen. Unter den Gebeinen waren aber Steine (als Knochen der Mutter Erde) verstanden, und wirklich erwuchs so in wenigen Stunden ein neues Geschlecht.

Auch bei andern Völkern sind ähnliche Sagen. Der indische Gott Wischnu erscheint dem frommen Satjav-

rata, kündigt ihm eine Sündfluth an und befiehlt ihm, sich mit 7 Altvätern zu retten.

Bei einem Volke der Tartarei, den Truchmanen, gewöhnlich Turkmannen, findet sich ebenfalls eine alte Sage, welche mit der Erzählung der noahitschen Sündfluth fast wörtlich übereinstimmt. Der Mann, welcher gerettet wurde, führte den Namen Nuch, was mit Noah einerlei Stamm zu haben scheint. Der Fohi der Chinesen ist in seinen erzählten Schicksalen ganz dem Noah ähnlich. Auch bei den Mexikanern in Amerika fand man die Sage von einer Sündfluth, in welcher nur ein Mensch gerettet und der zweite Stammvater des Menschengeschlechts geworden sein soll.

So findet man fast bei allen alten Völkern eine im Wesentlichen übereinstimmende Sage von einer großen Wasserfluth.

Die in der Bibel erwähnte Ueberschwemmung scheint sich aber nicht über die ganze Erde, sondern nur über den jenen Schriftstellern bekannten Theil des südwestlichen Asiens erstreckt zu haben. Man schließt dieß mit gutem Grunde aus dem Umstande, daß schon wenige Jahrhunderte darauf (die Fluth war nach den genauesten Berechnungen 2328 vor Chr. Geb.) bedeutende und blühende Staaten angetroffen werden, welche sich in so kurzer Zeit nicht gebildet haben könnten.

Alte Geschichte.

Von der Bildung der ältesten Staaten bis zum Untergange des abendländischen Kaiserthums.

(Von ungefähr 2000 v. Chr. bis 476 n. Chr.)

Erster Abschnitt.

Bruchstücke aus der Geschichte der ältesten Staaten bis auf Kyrus. (555 v. Chr. G.)

§. 1.

Indien.

Ueber das merkwürdige Land, welches jenseit des Indus liegt und schon im grauen Alterthum mit dem unbestimmten Namen Indien belegt wird, läßt sich für diesen Zeitraum nur wenig, und auch dieß Wenige mehr als Sagengeschichte anführen. Es ist wahrscheinlich, daß hier die Quelle aller höheren Kultur zu suchen ist; doch wissen wir so viel wie nichts davon, in wie fern sich sodann die indische Bildung den übrigen Völkern mitgetheilt hat. Durch die altgriechischen Schriftsteller, welchen jene Gegenden freilich auch nur nach dem Gerüchte, das Alles übertreibt, bekannt waren, sind uns wunderliche Dinge davon erzählt worden. Die Ameisen z. B. wären in Indien so groß wie bei uns die Füchse; die Einwohner hätten Hundsköpfe mit Ohren, die bis auf die Erde reichten und in denen sie eine Stärke und Geschicklichkeit besäßen, ungefähr wie der Elephant in seinem Rüssel ꝛc. Von dem

Allen hat man nun in neuern Zeiten, wo durch die Eroberung der Engländer uns dieses Wunderland eröffnet worden ist, zwar nichts gefunden, (wie es auch natürlich war,) dafür zeigten sich aber Spuren, daß Kunst und Literatur dort schon zu einer Zeit geblühet haben müsse, wo bei allen andern Völkern noch nicht der entfernteste Gedanke daran da war. Alexander d. Gr. überschritt auf seinem Eroberungszuge auch den Indus, unterwarf sich mehrere Fürsten jener Gegend, und er ist der Erste, durch den uns einigermaßen sichere, wiewohl auch sehr dürftige Nachrichten zugekommen sind. Eine viel genauere Ansicht haben wir durch die neuesten Beobachtungen an Ort und Stelle gewonnen; doch ist auch dadurch die wirkliche Geschichte des Landes noch nicht aufgeklärt, sondern nur das Feld zu weitschichtigen Vermuthungen eröffnet. Alles deutet, wie gesagt, auf eine sehr hohe Bildung hin, welche die Inder schon im frühesten Alterthume besaßen.

Indien, vielleicht das gesegnetste Land der Erde, reich an Gold, Edelsteinen, Perlen, Gewürz und den trefflichsten Früchten, war gewiß schon frühzeitig bewohnt. Das Volk, das den eigenthümlichen Namen Hindus führt, zeigt noch immer sich als ein Urvolk, das, selbst unter fremdem Despotismus, seinem früheren Charakter treu geblieben ist und macherlei Künste und Wissenschaften noch aus jenen dunklen Zeiten gerettet hat. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht, Berg- und Hüttenbau, Forstwissenschaft, vorzüglich Fabriken, Handel und Schifffahrt. Wer hätte nicht von den köstlichen indischen Zeugen gehört, wo die Arbeit wie die Färberei unnachahmlich ist? Sie kennen die Rechenkunst, ihnen verdankt man sogar die Erfindung der Decimalrechnung, Astronomie (Sternkunde), Chronologie, (über Chronologie und Geographie soll übrigens ihre Ansicht abgeschmackt sein), und sind leidenschaftliche Verehrer der Dichtkunst. Unter den großen Bauwerken, die noch aus den Urzeiten herrühren und welche selbst viel

höhere Bildnng voraussetzen lassen, als die ägyptischen Riesengebäude, zeichnen sich vorzüglich mehrere große, künstliche Kanäle und Wasserleitungen aus. Eben so ihre Pagoden oder Götzentempel, überaus große, prächtige und nach den schönsten Ebenmaßen errichtete Gebäude, die oft mit unendlicher Pracht verziert sind.

Noch merkwürdiger wird uns das Volk, wenn wir seine schriftlichen Denkmäler betrachten. Diese stammen ebenfalls aus den Urzeiten her und sind in einer Sprache geschrieben, welche, nach dem Urtheil der Kenner, eine der schönsten und gebildetsten der ganzen Erde ist. In dieser Sanskritsprache (Göttersprache) sind die Religionsbücher der Hindus abgefaßt, und obgleich sie selbst nicht mehr gesprochen wird, so ist sie doch die Mutter aller hinduischen Sprachen. Neuere Uebersetzungen aus jenen Werken zeigen, welcher Schatz von Weisheit hier zu finden ist.

Auch die noch immer bestehende Eintheilung des Volks in gewisse Rangordnungen (Kasten), die aber nicht mehr mit der alten Strenge durchgeführt wird, schreibt sich aus den Urzeiten. Wahrscheinlich waren gebildetere Stämme zu den rohern Urbewohnern gekommen und hatten dieselben unterjocht. Die edlern Kasten sind durchgängig von hellerer Farbe und haben eine schon mehr kaukasische Gesichtsbildung. Es giebt vier edle und eine unedle Kaste, wo keine durch Verheirathungen oder sonst auf eine andre Art in die andere übergehen darf. Niemand kann werden, wozu ihn die Natur geschickt macht, sondern muß werden, wozu ihn die Geburt berechtigt, oder muß auch bleiben, wozu sie ihn verdammt hat. Die geringste Verletzung der Grenzscheide wurde und wird auch wohl noch unter Umständen selbst mit dem Tode bestraft. So dürfen z. B. die drei ersten Kasten nie Fleisch genießen, die vierte wenigstens kein Rindfleisch, was aber Alles der fünften gestattet ist. — Die edelste Kaste oder Giadi heißt Brah-

mana und ihre Mitglieder sind die Bramanen oder Braminen, nach dem Glauben der Hindus aus Brama's (der personificirten Weisheit, des Weltschöpfers) Gehirn entsprungen. Sie sind Priester, Lehrer, Gesetzverständige und Staatsbeamte, und werden fast göttlich verehrt. — Dann folgen die Rasbuten oder Radschaputren, auch Kschetri genannt, die Könige und Krieger. Die Waischja-Kaste treibt Ackerbau, Viehzucht und Handel, und die Schudra-Kaste begreift unter sich die Handwerker und Künstler. Der unglücklichste Stamm ist der der Paria oder Parria, auch Peleja. Diese sind als unrein geachtet und dürfen den übrigen nicht einmal nahen, indem jene schon dadurch verunreinigt werden. Deßhalb müssen sie in entfernten Thälern in elenden Hütten wohnen, damit ihre Atmosphäre nicht anstecke. Selbst ihre Brunnen müssen sie zur Warnung mit Thierknochen einfassen, daß nicht zufällig ein Hindus der edleren Ordnungen sich durch einen Trunk daraus besudle.

Die aus uralten Zeiten noch herstammende Gewohnheit, daß die Witwen sich mit ihrem verstorbenen Ehegatten lebendig verbrennen lassen, verschwindet bei den Völkerschaften, die unter fremder Herrschaft stehen, immer mehr und mehr; doch in den von alten Stammfürsten regierten Ländern dauert sie auch jetzt ungeschwächt noch fort.

§. 2.

Aegypten.

Für den Freund der Geschichte bietet das alte Wunderland Aegypten mannichfaltigen Stoff zu interessanten Betrachtungen dar. Gleich Indien deutet es in seinen großen Werken menschlichen Geistes und menschlicher Hände, die noch immer der Zeit und dem Wetter trotzen, auf eine schon sehr früh hochgebildete Bevölkerung hin, die aber in ihrer Geisteskultur eine ganz eigenthümliche Richtung genommen hat, woran die natürliche Beschaffenheit des Landes selbst

nicht ohne großen Einfluß gewesen sein mag. Aegypten ist ungefähr $\frac{2}{3}$ so groß als Deutschland, jedoch nur zum Theil angebaut und bewohnt. Dieß ist der Fall im Nilthale, das ungefähr den sechsten Theil des ganzen Landes einnimmt; hier zeigt sich aber auch eine Fruchtbarkeit des Bodens, wie sie fast nirgends weiter angetroffen wird. Das Thal selbst ist im Durchschnitt ungefähr 2 bis 3 Meilen breit und gegen Osten von hohen Granitfelsen und gegen Westen durch dürre Sandwüsten eingeschlossen. Dem Nil (bei den Eingebornen heißt er auch der blaue Strom), der es von Süden nach Norden durchströmt, verdankt es seine übergroße Fruchtbarkeit. Dieser Strom hat nämlich die merkwürdige Beschaffenheit, daß er jährlich im Anfange des August übertritt und das ganze Thal in einen See verwandelt, aus welchem die Städte wie Inseln hervorragen, sodann aber gegen Ende Octobers sich in sein altes Bett zurückzieht. Der eingeweichte Boden ist nun mit einem fetten Schlamm bedeckt, in welchen man nur zu säen braucht, ohne zu graben oder zu pflügen, und dann einer dreifachen, wenigstens zweifachen Ernte in einem Jahre, von einem und demselben Felde gewiß ist. Schon in den ältesten Zeiten verfielen die Einwohner darauf, die Wohlthat des Flusses allgemeiner zu machen; deßhalb erbauten sie Kanäle und Wasserleitungen, die noch jetzt zum Theil in ihren Ruinen unsre Bewunderung erregen uud durch welche sie auch die entferntern Theile des Landes unter Wasser setzten.

Aegypten selbst wurde eingetheilt in Oberägypten, mit der Hauptstadt Theben oder Diospolis; Mittelägypten, mit der Hauptst. Memphis und: Unterägypten, voll von merkwürdigen Städten, z. B. Sais.

Im nördlichen Theile Aegyptens endigt sich das enge Nilthal, der Fluß theilt sich in verschiedene Arme (ehedem in 7), so daß er ungefähr der Gestalt eines griechischen Delta (Δ) gleicht und auch diesen Namen führt. Es ist

nicht unwahrscheinlich, daß dieses ganze Delta nach und nach durch den Schlamm des Nils erst entstanden ist. Neuere Reisende finden hier nicht mehr jene ungeheure Fruchtbarkeit, von welcher die Alten so viel erzählen; allein daran sind die jetzigen Bewohner großentheils selbst Schuld, welche in ihrer Trägheit und in ihrem sklavischen Stumpfsinne jene alten Kanäle eingehen und die verschiedenen Arme des Flusses versanden lassen. Den Römern und Griechen galt das alte Aegypten als Kornkammer, und aus der Bibel wissen wir, daß bei einer großen Hungersnoth die benachbarten Länder hier noch Getreide vollauf vorfanden, so daß es selbst mit Karavanen ausgeführt wurde (Jakob's Söhne).

Die Erscheinung des Nilübertritts sucht man dadurch zu erklären, daß in den Sommermonaten hier unaufhörlich der Nordwind weht und so das ausströmende Wasser zurückhält. Andre sind der Meinung, daß den hohen Gebirgen des südlichen Grenzlandes, Abyssinien, auf welchen nur im heißen Sommer der Schnee schmilzt, in dieser Jahreszeit eine solche Masse Wassers entströmt, daß es der Fluß in seinen Ufern nicht zu fassen vermag. Vielleicht ist die Zusammenwirkung von beiden Seiten (des Nordwindes und des Gebirgswassers) der wahre Grund der Ueberschwemmung.

Unter den eigenthümlichen Landes-Erzeugnissen des Pflanzenreichs bemerken wir vorzüglich die Papierstaude (Cyperus Papyrus) und den Byssus. Erstere ist eine Art Schilf, dessen blätterige Zwiebelwurzel man aus einander löste, die einzelnen Blättchen auf einander und an einander leimte, sie festschlug und nun so benutzte, wie wir heutzutage das Lumpenpapier zu benutzen pflegen, welches auch von jener Staude seinen Namen führt. Der Byssus ist eine Art Flachs von so feinen Fäden und solcher außerordentlichen Festigkeit, daß man erzählt, ein römischer Kaiser habe ein Netz zur Jagd der wilden Schweine, aus die-

sem Flachs verfertigt, besessen; das man durch einen gewöhnlichen Fingerring ziehen konnte und das dennoch seine Dienste vollkommen leistete. Auch die köstliche Leinwand, deren die Bibel mehrmals erwähnt, wurde aus Byssus bereitet.

Das Thierreich bietet Geschöpfe dar, die in andern Ländern entweder gar nicht, oder doch nur selten vorkommen. Der zurückbleibende Nilschlamm erzeugt und heget eine Menge Ungeziefer, welches durch seine giftigen Ausdünstungen die Luft verpestet und so ansteckende Krankheiten, besonders die fürchterliche Pest, erzeugt. Dieses Uebel wird aber gemildert durch den Ibis, einen Vogel aus dem Storchgeschlechte, der eine große Menge von Schlangen, Kröten und Fröschen verzehrt. Von demselben haben die Menschen das Klystiren gelernt. Das viele Fressen bewirkt nämlich bei ihm leicht Verstopfung, welcher er selbst dadurch abhilft, daß er mit seinem langen Schnabel sich Feuchtigkeiten in den After flößt.

Aegypten ist das Vaterland des fürchterlichen Raubamphibions, des 20 Fuß langen Krokodils; aber auch gegen die zu große Vermehrung dieser Thiere hat die Vorsehung gewirkt, indem sie ein kleines Thier, das Ichneumon oder die Pharaosratte, erschuf, das sich von Krokodilseiern ernährt.

Die frühesten Einwohner Aegyptens scheinen Nomaden gewesen zu sein, welche später durch äthiopische Einwandrer, die schon auf einer hohen Kulturstufe standen, unterjocht und zu niedern Diensten gebraucht wurden. Der Volkscharakter war im Allgemeinen düster, verschlossen, andächtig-schwärmerisch; dabei aber gutmüthig, höflich und eitel, das Letztere vorzüglich im Bezug auf ihr Land und ihre Bildung, so daß sie, gleich den Griechen und Römern, Jeden, der nicht ihre Sprache redete, schlechtweg einen Barbaren nannten. Der Glaube, sie mißfielen den Göttern durch den Umgang mit Fremden, war

zwar ihrer Fortbildung nicht wenig hinderlich, doch bewahrten sie eben dadurch ihre Selbstständigkeit und ihre Nationaltugenden, unter welchen eine unermüdende Arbeitsamkeit oben an stehet. Jeder Einwohner des Landes war verpflichtet, jährlich seinen Namen, sein Gewerbe und die Mittel, durch welche er sich seinen Unterhalt verschaffte, bei der Obrigkeit anzuzeigen, und die Unterlassung dieser Pflicht wurde unnachsichtlich mit dem Tode bestraft. Genügsamkeit ist eine zweite Nationaltugend. Wein trank der Aegypter nie, wohl aber eine Art Bier. Brod buk er aus Spelt; für seine Küche kultivirte er mannichfaltiges Gemüse und beförderte die Ausdehnung seiner weiten Federviehzucht durch künstliches Ausbrüten der Eier in besonders dazu eingerichteten Brutöfen. Die Kleidung war einfach; nur die Beherrscher und ihre nächsten Umgebungen schimmerten in orientalischer Pracht. — Die alten Aegypter waren höchst erfinderisch. Wir finden unter ihnen schon in den frühesten Zeiten Astronomen, welche das Jahr richtig berechneten, denen die Gestalt der Erde bekannt war, die Sonnen- und Mondfinsternisse genau zuvor angaben, Sonnen- und Wasseruhren kannten. In der Rechenkunst hatten sie also schon bedeutende Fortschritte gemacht. Die Geometrie verdankt ihnen wahrscheinlich ihr Dasein; denn sie wurde ihnen durch die Nilüberschwemmungen, welche die Grenzmarken der Ländereien vertilgten, fast unentbehrlich. Die Nilmesser, die Wasserschrauben, die großen Kanäle und Schleusenwerke zeigen deutlich, wie weit sie es in der angewandten Mathematik gebracht haben. In der Bildhauerkunst und Malerei standen sie zurück; denn alle ihre Schöpfungen in diesem Felde zeugen von einer unausstehlichen Steifheit und Trockenheit. Um so merkwürdiger ist aber ihre Baukunst, die freilich mehr auf Festigkeit und Staunen erregende Größe, als wirkliche Formenschönheit (wie die griechische) berechnet war. Dafür sprechen die gewal-

tigen Steinmassen — noch jetzt unsrer Bewundrung würdig, — die es wohl verdienen, daß wir ihnen hier eine ausführlichere Beschreibung widmen.

1) Die Pyramiden, über deren Zweck und Bestimmung verschiedene Meinungen Statt finden. Einige behaupten, daß sie der Sonne oder einer andern Gottheit geweihet wären; nach Andern dienten sie zu astronomischen Berechnungen; wieder Andere meinen, sie wären bloß zur Befriedigung der Eitelkeit und des drückenden Despotismus der Könige erbaut, oder zu Kornmagazinen bestimmt oder endlich — und das ist die gewöhnlichste Ansicht der Alten — zu Begräbnissen. Ein alter griechischer Schriftsteller, Herodot, erzählt, daß bei Erbauung der größten 100,000 Menschen 10 Jahre allein an den Vorarbeiten und 20 Jahre lang ununterbrochen an Errichtung des ungeheuern Gebäudes gearbeitet hätten und daß Cheops, der damalige König, deßhalb der Gegenstand des Hasses seines Volks geworden sei. — Man theilt die noch vorhandenen (sämmtlich in Mittelägypten) in 5 Gruppen, die ungefähr 40 Pyramiden enthalten. Es sind ungeheure, viereckige, inwendig nicht dichte Gebäude, die von einer breiten Grundfläche allmählig in schiefer Richtung spitziger zulaufen, theils sich in eine vollkommene Spitze, theils aber auch in ein kleines Viereck endigen. Sie sind meistens aus großen Kalkblöcken, seltener aus gebrannten Steinen, verfertigt und von außen mit Granitplatten, auch mit Marmor belegt. Ihre Höhe beträgt 200 bis 800 Fuß und ihr Umfang 1000 bis 1500 Schritt. Die größte findet sich in der Gruppe von Gizé (Dschischeh) in der Nähe des alten Memphis. Diese ist mehrmals, und am genauesten von den Franzosen bei ihrem merkwürdigen Eroberungszuge nach Aegypten (1798) untersucht worden. Sie ist die einzige, zu welcher sich ein Eingang findet. Der Eingang führt in einen langen bedeckten Weg, in welchem die kühnen Wandrer (auch De-

non, der ein Prachtwerk über die ägyptischen Alterthümer geschrieben hat, befand sich unter denselben) zuletzt nur noch auf Händen und Füßen abwärts fortkriechen konnten. Nun ging es auf gleiche Weise wieder in die Höhe, wo man in ein größeres Gemach gelangte und einen leeren, marmornen Sarkophag antraf, aus einem Stück, aber ohne Deckel. Ein zweites, kleineres Zimmer lag unter diesem größern und daraus führte ein verschütteter Gang noch tiefer in das Innere des Gebäudes. Sonst war nichts weiter bemerkenswerth, als ein tiefer Brunnen und daß man nirgends Fenster gewahrte.

2) Die Obelisken (Spitzsäulen) gehören ebenfalls zu den ältesten Wunderdenkmälern ägyptischer Baukunst. Es sind 50 bis 180 Fuß hohe vierseitige Säulen, welche gegen die Spitze zu schmaler werden und in einer kleinen Pyramide endigen. Jeder Obelisk besteht aus einem einzigen rothen, gewöhnlich polirten Granitfelsen; wenige, spätern Ursprungs, sind aus Marmor verfertigt. Ihre Grundfläche nimmt einen Raum ein von ungefähr 12 Fuß ins Gevierte. Die meisten sind mit Hieroglyphen geziert und ruhen auf einem einfachen, viereckigen Fußgestell (Postament). Nach den Zeugnissen neuerer Reisenden findet man in Oberägypten noch die alten Steinbrüche, aus denen diese Massen entnommen wurden und wo man noch einige schon angehauene Obelisken angetroffen hat. Es ist fast unglaublich, daß diese ungeheuren Lasten durch Menschenhände von hier aus bis an den Ort ihrer Aufstellung geschafft werden konnten: da es aber dennoch geschehen ist: so setzt dieß tiefe Kenntniß in der Mechanik voraus. Von ihrer Entstehung sowohl, als auch von ihrer Bestimmung läßt sich wenig Gewisses sagen. Vielleicht dienten sie bloß zur Zierde freier Plätze und Tempel, oder es waren Denksäulen, die an merkwürdige Begebenheiten erinnern sollten, und darauf scheint die Hieroglyphenschrift derselben am

meisten hinzudeuten. Die römischen Kaiser ließen mehre Spitzsäulen nach Rom schaffen, wo sie zum Theil noch stehen, zum Theil aber auch bei der Zerstörung Roms durch die Barbaren umgestürzt und zerbrochen wurden. Den größten Obelisk ließ Kaiser Constantius II. im großen Circus zu Rom aufstellen; doch auch er wurde im fünften Jahrhundert von den Barbaren umgeworfen und lag seit der Zeit in drei Stücke zerbrochen, unter Schutt begraben, bis ihn Papst Sixtus V. (1588) vor der Johanniskirche vom Lateran wieder aufrichten und herstellen ließ. Sein Gewicht beträgt, ohne das Fußgestell, 13,000 Ctr.

3) Das Labyrinth (Irrgang) soll von dem Könige Psammitichus und seinen 11 Mitkönigen zum Grabmal erbauet worden sein. (650 v. Chr.) Das Gebäude, eins der schönsten der alten Welt, faßte gegen 3000 Säle und Zimmer, von denen die eine Hälfte über, die andere unter der Erde sich befand. Das Ganze scheint zugleich eine architektonisch-symbolische (durch die Baukunst bildlich dargestellte) Nachahmung des Thierkreises und des Sonnensystems gewesen zu sein. Die Säle waren von einer gemeinschaftlichen Mauer eingeschlossen und rings herum mit Säulen umgeben. Aus einem Palast kam man in die Gemächer des andern, aus diesen in Seitenzimmer, dann wieder auf andere Dächer und in andere Paläste, und die Wege, welche dahin führten, waren so verwickelt angelegt, daß kein Fremder ohne Führer sich wieder herauswinden konnte. In den untern Zimmern standen die Särge der Erbauer und die heiligen Krokodile, die obern aber übertrafen an Pracht und Kunstwerken alle andern menschlichen Schöpfungen. Noch steht das Labyrinth, allein nur 150 Zimmer sind zur Noth zugänglich; die übrige Herrlichkeit ist — zerfallen.

4) Die Sphinx, eine wunderbare Gestalt, deren Bedeutung man übrigens noch nicht kennt. Die Mythologie der Griechen redet von einer Sphinx als von einem

grausamen und räthselhaften Ungeheuer; doch davon weiß die ägyptische Sphinx nichts. Man findet die ägyptischen Sphinxe in mancherlei Abbildungen, gewöhnlich wie ein Löwe gelagert mit vorgestreckten Vorderfüßen, einem Mädchenkopfe, auf dem ein in Falten gelegtes Kopftuch befestigt ist. Solche Gestalten wurden in den Vorhöfen der Tempel aufgestellt, aber was sie eigentlich bedeuten sollten, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Einige vermuthen, man habe dadurch die Zeit des Nilaustretens sinnbildlich dargestellt. Dieses Naturereigniß begab sich nämlich jedesmal in der Zeit, welche die Sonne in dem Zeichen des Löwen und der Jungfrau zubringt, und das habe man durch die Zusammensetzung eines Jungfrauengesichts und eines Löwenkörpers ausdrücken wollen. In der Nähe der Pyramidengruppen von Cahira (Kairo) findet sich eine aus einem einzigen Felsstück gehauene Sphinx, 148 F. lang und 62 F. hoch, die jetzt nur noch 27 F. hervorragt; der übrige Theil ist von Sande bedeckt.

5) Die Ruinen von Theben nehmen einen Umfang ein, der den unsrer größten Städte bei weitem übertrifft. Alle Trümmern sind riesenhaft: Säulengänge, Tempel, Katakomben (Todtengrüfte) ꝛc. Man findet Kolosse, wo der Zeigefinger allein fast 4 Fuß lang ist; ganze Alleen von ungeheuer großen Sphinxen ꝛc. Was aber unser Erstaunen auf das höchste steigern muß, ist, daß man gefunden hat, wie einige dieser mächtigen Bauwerke aus Baustücken noch viel älterer aufgeführt sind.

6) Der See Möris war ein Riesenwerk, das man dem Könige gleiches Namens zugeschrieben hat. Er hatte 15 Meilen im Umkreise und war dazu bestimmt, mittels großer Schleusen das überflüssige Nilwasser aufzunehmen und es dem Lande später wieder zuzuführen.

Das alte Aegypten würde gewiß in der Kultur noch viel höher gestiegen sein, wenn nicht die sonderbare Eintheilung des Volks in erbliche Kasten (ein portugiesisches

Wort, das so viel wie Zunft bedeutet) und die daraus folgende Priesterherrschaft (Hierarchie) den ohnehin nicht zu lebhaften Geist des Volks in enge Fesseln geschlagen hätte. Nach Einigen gab es 7, nach Andern nur 5 solcher Kasten, und zwar Priester, Soldaten, Künstler, Landleute und Hirten. Die Könige führten den Titel Pharaonen und wurden aus der Kriegerkaste gewählt; doch war ihre Macht sehr durch die Priester beschränkt, welche selbst über die geringfügigsten Dinge im Privatleben ihrer fürstlichen Sklaven, z. B. über den Küchenzettel, zu entscheiden hatten. In ihren Händen war die ganze Gelehrsamkeit, aus ihnen wurden alle Staatsbedienungen besetzt; sie waren die einzigen Aerzte, Richter, Baumeister, Astronomen ꝛc.; aber sie hielten ihre Wissenschaft vor den übrigen Ständen geheim. Da der Sohn ohne Ausnahme genöthigt war, sich dem Geschäfte des Vaters zu widmen, so wurde auch darauf schon die ganze Erziehung berechnet, welche abermals in den Händen der Priester war. Schreiben und Lesen lernten nur Diejenigen nothdürftig, die zu Kaufleuten erzogen wurden; denn daß das Volk fein in Unwissenheit bliebe, lag ganz in dem Systeme der schlauen Pfaffen. So ließ es sich am besten beherrschen. —

Aus dem Vorigen haben wir schon ersehen, daß den alten Aegyptern die Schreibekunst nicht unbekannt war; aber unsre Buchstabenschrift kannten sie nicht, sondern bloß eine Bilderschrift. Jedes Wort hatte (wie es noch bei den Chinesen der Fall ist) ein eignes Zeichen, welches nur die Gelehrtesten — und das waren die Priester — verstanden. Man nannte solche Zeichen Hieroglyphen und findet dieselben noch häufig in den alten Grabmälern, auf den Obelisken u. s. w.; aber sie sind uns großentheils ganz unverständlich. Eine Sturmleiter soll die Belagerung einer Stadt, ein Auge Vorsicht, eine sich in den Schwanz beißende Schlange die Ewigkeit, ein

Pfauenschwanz die Vergänglichkeit der Schönheit ꝛc. ausdrücken. Doch scheint es, als ob die Aegypter sich mehrerer Schriftarten bedient hätten. Der Franzose Champollion hat nämlich die wichtige Entdeckung gemacht, daß die Hieroglyphen hin und wieder auch wie Lautzeichen oder Buchstaben gebraucht werden.

Nur die beiden ersten Kasten besaßen Grundeigenthum; alle übrigen waren wenig geachtet; ja die Hirten wurden, gleich den Parria's in Indien, als unehrlich gänzlich von der Gemeinschaft der übrigen Einwohner ausgeschlossen, und so läßt es sich auch leicht erklären, daß die eingewanderte Familie Josephs einen abgesonderten Wohnplatz, das Land Gosen, erhielt und daß die Juden den Aegyptern als eine ganz verächtliche Sklavennation erschienen.

Die Religion der alten Aegypter hat gewiß bei dem Wechsel der politischen Geschichte des Volks auch mancherlei Veränderungen erfahren; doch zeigt sich im Ganzen, daß ihre Religion und Mythologie sich meist auf Astronomie gründeten. Osiris und Isis (die Sonne und der Mond) waren die Hauptgottheiten und der Nil wurde mit diesen in einem sehr nahen Verhältnisse gedacht. Uebrigens hatte jeder Wochentag, jeder Monat seine besondern Gottheiten. Außer diesen erwiesen sie auch göttliche Ehre einer Menge von Thieren, und zwar vorzugsweise solchen, die ihnen besonders nützlich oder schädlich wurden. So waren ihnen das Krokodil, das Ichneumon, der Ibis und die Katze sehr heilig; am tiefsten verehrten sie aber den Apis, einen schwarzen, vor der Stirn mit einem weißen, viereckigen Fleck gezeichneten Ochsen. Starb dieser, so gerieth das ganze Land in Trauer, bis ein ähnlicher ausgesucht und göttlich verehrt ward. Wallfahrten und Opfer, in den frühern Zeiten sogar Menschenopfer, heilige Abwaschungen ꝛc. gehörten zu ihren religiösen Gebräuchen. — Der Thierdienst hat seinen Grund vielleicht in dem Glauben der Aegypter an

eine Seelenwanderung. Sie nahmen nämlich an, die unsterbliche Seele des Menschen mache in einem Zeitraume von 3000 Jahren die Reise durch die ganze Thierwelt, bis sie sodann wieder in einen menschlichen Körper übergehe. Deßhalb suchten sie auch die Leichname durch künstliches Einbalsamiren vor der Verwesung zu schützen. Man hatte drei Arten, welche mehr oder weniger kostspielig waren, um die Todten in Mumien zu verwandeln; doch ist uns das genauere Verfahren dabei nicht bekannt. Man findet noch jetzt in den labyrinthischen Berghöhlen (Katakomben) durch ganz Mittel- und Unterägypten eine große Menge solcher aufbewahrten Leichname. Ueberhaupt zeigten die Aegypter eine Verehrung gegen die Todten, die an Abgötterei grenzte. Bei Gastmählern stellten sie die Mumie eines Freundes auf; ein Sohn konnte auf ein zu leihendes Kapital kein sichereres Unterpfand anbieten, als — seines Vaters Leiche. Der größte Schimpf, den man sich denken konnte, war, nicht feierlich begraben zu werden. Damit aber nicht auch der Bösewicht eines so feierlichen Begräbnisses genösse, war ein besonderes Gericht, das Todtengericht, eingeführt, das aus 40 Richtern bestand, die alle Klagen gegen den Gestorbenen anhörten und danach entschieden, ob er die Ehre eines Begräbnisses verdient habe, oder nicht. Selbst die Leichname der Könige waren diesem furchtbaren Gerichte unterworfen, und es ist in der Geschichte nicht ohne Beispiel, daß sie unbegraben liegen blieben.

§. 3.

Geschichte der Aegypter.

Da die alten Aegypter gänzlich außer Gemeinschaft mit andern Nationen lebten und da ihre Nachrichten in unverständlichen Hieroglyphen niedergeschrieben sind: so ist es sehr natürlich, daß uns die älteste Geschichte des Landes völlig dunkel bleiben mußte. Aegypten bestand

um und nach 2000 v. Chr. aus vielen einzelnen Staaten, die mit den benachbarten Nomadenvölkern in ewigen Kämpfen verwickelt waren. Einzelne Namen der frühesten Herrscher, wie: Menes, Osymandias, Möris, Rampsinit ꝛc. sind uns aufbewahrt worden; doch bleibt die ganze Geschichte hier noch rein mythisch. Ein gewisser Busiris soll die großen Städte Theben (das Hundertthorige, wie es der alte griechische Dichter Homer nennt) und Memphis erbauet haben. In diese Periode fällt auch wohl die Einwanderung der Söhne Jakob's.

Um das Jahr 1700 sollen Nomaden, deren Könige Hyksos (Hirtenkönige) heißen, das Land unterjocht haben und bei diesen Revolutionen geschahen wahrscheinlich viele Auswanderungen und auch die bekannte des Moses.

Nach 200 Jahren wurden die Fremdlinge vertrieben und das Land vereinigte sich unter einem Könige, dessen Residenz Theben war, und nun erscheint die glänzendste Periode des Reichs. Der König Möris gründete, wie es heißt, den großen See dieses Namens. Noch berühmter ist Sesostris, der, wie erzählt wird, Asien bis an den Indus bezwungen hat. Unter ihm und den folgenden Königen wurden die herrlichen Bauwerke, deren wir oben gedachten, aufgeführt. So soll Cheops der Erbauer der größten Pyramide (der von Gizé) sein. Ein andrer König Sisak oder Susack (1000 v. Chr.) wird in der jüdischen Geschichte als Beschützer des Jerobeam namhaft gemacht. Er eroberte Jerusalem. —

Im achten Jahrhundet drang ein äthiopischer Eroberer, Sabako, in das Land und er nebst seinen Nachkommen beherrschten es gegen 50 Jahre, worauf es zwar wieder frei wurde, aber durch innere Unruhen einer gänzlichen Auflösung entgegen ging. Gegen das Gesetz ergriff ein Priester, Namens Sethon, die Zügel der Regierung, der die Kriegerkaste hart drückte, und dieß ward vermuthlich Veranlassung, daß 12 der vornehmsten Krieger sich

in Memphis zu einer gemeinschaftlichen Regierung (Dodekarchie, Zwölfherrschaft) verbanden und zum Zeichen ihrer Eintracht das herrliche Labyrinth erbaueten (700 v. Chr.)

Doch die Einigkeit dauerte nicht lange, indem Psammitichus aus Sais, einer der Dodekarchen, durch List und Kühnheit sich zum Alleinherrscher empor schwang. Ihm waren die morastigen Gegenden des nördlichen Aegyptens als Antheil zugefallen. Hier landeten einst ganz in Erz gepanzerte Männer, eine dort unerhörte Erscheinung.

Es waren dies aber griechische und karische Seeräuber, kühne Abenteurer, die Psammitich durch Versprechungen für sich gewann. Mit ihrer Hülfe besiegte er glücklich seine elf Mitkönige. Von jetzt an standen die Häfen des Landes den Griechen offen und die ägyptische Geschichte wird für uns zuverlässiger. Die Verbindung mit fremden Völkern zog mancherlei Veränderungen in dem Wesen der Aegypter nach sich. Die Kasten verschmolzen mehr in einander; doch behielt die der Priester noch große Vorrechte. Die Krieger wanderten zwar aus und gründeten in Aethiopien einen eigenen Staat; doch bildete sich bald ein neues und besseres Kriegsheer, mit welchem die folgenden Könige mehrere Eroberungsversuche in Asien machten.

Auch der Handelsgeist ward rege; denn Necho oder Neko, Psammitichs Nachfolger, (600) erbauete große Flotten, ingleichen versuchte er einen Kanal zwischen dem rothen und mittelländischen Meere zu führen. Ja, mit Hülfe phönizischer Schiffer soll er schon eine Umschiffung Afrika's bewerkstelligt haben. Durch ihn gelangte Aegypten mit den benachbarten Staaten in lebhaftere Berührung; aber in einem Kriege gegen das chaldäisch-babylonische Reich, das unter Nebukadnezar damals in der Blüthe seiner Macht stand, (Th. I. §. 7.) mußte er unterliegen. — Ihm folgte Psammis, der mit Aethiopien Krieg führte, und diesem Apries oder Hophra.

Apries kämpfte gegen die Phönizier und den Nebukadnezar. Die ausländischen Miethstruppen stürzten ihn und erhoben den Amasis auf den Thron, unter dessen Regierung Glück und Frieden im Lande herrschten; doch schon er legte durch seine Verbindung mit dem Könige von Lydien, Krösus, gegen den großen Kyrus (550) den Grund zu Aegyptens Verderben. Kambyses nämlich, der Sohn des Kyrus, bekämpfte Aegypten, welches Psammenit, des Amasis Sohn, beherrschte, und durch die mörderische Schlacht bei Pelusium fiel das ganze Land in die Gewalt der Perser (525).

Später versuchten es die Aegypter zu verschiedenen Malen, das persische Joch abzuschütteln; doch kein Versuch wollte ihnen gelingen und mit dem Untergange des persischen Reichs mußten sie sich der großen makedonischen Monarchie unterwerfen (332).

§. 4.

Phönizien.

Wahrscheinlich lebte das Urvolk der Phönizier anfangs in Arabien und war daselbst ein Nomadenvolk; darauf wanderte es nach Palästina und zuletzt, von einer mächtigern Horde gedrängt, in seine nachmaligen Wohnsitze, die heutige türkische Provinz Soristan, an der Küste des Mittelmeeres, wo die Küstenlage und der Holzreichthum des Libanon dasselbe auf Fischfang und Schiffbau führte. Durch Zufälle begünstigt, wurden nach und nach die Phönizier ein seefahrendes Volk, das bald auf Raub, bald auf Handel ausschiffte. Das muß schon sehr früh geschehen sein; denn 1 Moses 10, 15. wird Sidon oder Zidon, die Hauptstadt Phöniziens, der erstgeborne (bevorrechtete) Sohn Kanaans genannt. (Kanaan hieß aber den Juden so viel, als Land der Kaufleute.) Es läßt sich also vermuthen, daß schon 2000 v. Chr. hier ein wirklicher Handelsstaat blühete. Noch deutlicher wird dies durch

1 Mos. 49, 13., wo Israel von Sidon spricht als einer Stadt am Ufer gelegen und reich an Schiffen. Später erhob sich noch eine zweite Stadt Phöniziens zu gleichem Range, und das war Tyrus.

Die den Phöniziern gegenüber liegende große und reiche Insel Kypern lockte sie wahrscheinlich zuerst zu Unternehmungen. Sie plünderten die Küsten, raubten Menschen und, durch den Gewinn aufgeregt, wiederholten sie ihre Fahrten. Später tauschten sie von den friedlichen Insulanern gegen glänzende Kleinigkeiten die ihnen nöthigen Erzeugnisse der Insel ein, welche die schlauen Schiffer sodann wieder nach andern Gegenden durch Tauschhandel vertrieben. Bald wagten sie sich weiter bis an die griechischen Küsten und zu den griechischen Inseln, durchsegelten den Hellespont und die Meerenge der Dardanellen, gelangten so ins schwarze Meer und legten überall zur Sicherung ihres Handels Kolonien an. Die Inseln Rhodus und Kreta (Kandia) wurden durch sie bevölkert. Als nun aber die Griechen selbst sich zu einem seefahrenden und mächtigen Volke empor schwangen, hörte der phönizische Handel in jenen Gegenden ganz auf, und wendete sich nach der Nordküste Afrika's hin. Hier legten sie das nachmals so berühmte Karthago und außerdem noch viele Kolonien an, mit deren Hülfe sie bis in das innere Afrika Handel trieben. Auch in Sicilien und Sardinien setzten sie sich fest und gründeten Handels- und Stapelplätze. Immer weiter und kühner drangen sie nach Westen hin, siedelten sich auf den balearischen Inseln an und landeten in Spanien, das in der Bibel Tarsis oder Tarteſſis heißt, und nun erhielt ihr Handel einen großen Umschwung. Hier fanden sie Gold, Silber und andere Metalle in Menge und tauschten es gegen niedliche, selbstverfertigte Kunstwerke ein, deren Werth aber freilich zu dem, was sie dafür erhielten, in gar keinem Verhältnisse stand. Unter den hier angelegten Kolonien ist Gades (Kadix) die be-

rühmteste geworden. Von diesem Punkte aus war es ihnen leicht, auf neue Entdeckungen auszufahren; sie umsegelten wirklich die Südwestspitze Europa's und gelangten nach Inseln, wo sie das von den Alten so hoch geschätzte Zinn in Menge antrafen (England.) Ja noch weiter sollen (?) sie vorgedrungen sein und aus Preußen den Bernstein geholt haben, der in den frühesten Zeiten im Werthe noch höher stand, als selbst das Gold. An der Westküste Afrika's segelten sie herunter und entdeckten und bevölkerten mehre der kanarischen Inseln (insulae fortunatae). Auch auf dem arabischen und persischen Meerbusen weheten phönizische Wimpel, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie auf diesem Wege die Schätze Ostindiens herbeischafften. — Mit großer Schlauheit wußten sie sich bis 600 v. Chr. in dem alleinigen Besitze dieses ausgebreiteten Handels zu erhalten. Wollten fremde Schiffer ihnen ihre Geheimnisse ablauschen, so führten sie dieselben absichtlich auf falsche Wege, wohl gar auf Untiefen und Sandbänke; dabei verbreiteten sie die abenteuerlichsten Fabeln, wodurch sie auch den Kühnsten abschreckten. Das Meer sei, so erzählten sie, hinter den Säulen des Herkules (der Meerenge von Gibraltar) so dick wie Gallerte; schreckliche Ungeheuer droheten von allen Seiten Tod und Verderben ꝛc. Wagte es dennoch ein Schiff, ihnen zu folgen, so ließen sie lieber ihr eigenes Fahrzeug freiwillig stranden, als daß sie sich der Gefahr ausgesetzt hätten, ihre Geheimnisse zu verrathen.

Aber nicht bloß zu Schiffe, nein auch zu Lande trieben sie einen ausgebreiteten Karavanenhandel. Aus dem nördlicher liegenden Armenien holten sie Eisen, Stahl, Pferde und Sklaven; aus dem östlichen Babylon und Persien Leinwand und Seide; eine besonders reiche Quelle öffnete sich ihnen in Arabien, wo sie wohlriechende Spezereien (Räucherwerk), besonders Weihrauch, aber auch Gewürze, Elfenbein, Gold und außerordentlich feine

Schafwolle fanden, welche Waaren zum Theil von andern Völkern aus Ostindien hierhin geführt wurden. Diese und viele andere Erzeugnisse brachten sie sodann den Ländern zu, wo dieselben theuer bezahlt wurden.

Zu solchem Handel kamen nun noch die Erzeugnisse eines schon weit gediehenen Fabrikwesens. Sie hatten Tuch- und Leinwandmanufakturen, Färbereien, Glasfabriken; sie verfertigten niedliche Metallarbeiten, schnitzten in Elfenbein und Bernstein und ließen sich ihre Waaren ungeheuer bezahlen.

Dieser ausgebreitete Handel konnte aber nicht lange reiner Tauschhandel bleiben; denn es mußte sich ereignen, daß der Eine von den Handelnden eben das Produkt, welches der Andere verlangte, nicht besaß, oder daß der Eine das nicht brauchen konnte, was ihm der Andere für seine Waare bot; man war also gezwungen, sich nach einem Dritten umzusehen, was für beide Theile Werth hatte und unter allen Umständen galt, und dieß war der Fall mit den edlen Metallen, namentlich dem Silber. Anfangs wog man dieses ab, später zeichnete man sein Gewicht und seinen Werth darauf und so entstand das Geld. Als der Tauschhandel noch allgemeiner war, bestimmte man den Preis einer Sache am gewöhnlichsten nach dem Werthe der Hausthiere, und so hieß es: Das oder Jenes kostet 100 Ochsen, 6 Schafe, 3 Schweine u. s. w. Darauf prägte man das Bild eines Thieres auf ein Stück Metall, was dann anstatt des Thieres selbst galt. So mag sich auch wohl die lateinische Benennung des Geldes, pecunia, (von pecus, Vieh) erklären lassen.

Die ersten Münzen sollen zwar die Numidier erfunden haben, doch läßt es sich denken, daß die Phönizier sehr bald den Gebrauch derselben annahmen.

Unter den Erfindungen der Phönizier verdienen die Buchstabenschrift, das Glas und der Purpur eine ausgezeichnete Stelle.

Als Erfinder der Buchstabenschrift wird der Phönizier Taaut oder Thot genannt; doch scheint dieser Name mythisch zu sein, denn er bedeutet so viel als „Verstand, Genie.“ Der Gang, welchen diese wichtige Erfindung genommen hat, ist wahrscheinlich folgender: Um einem Entfernten seine Gedanken mitzutheilen, bediente man sich zuerst der Bilderschrift, d. h. man bildete den ganzen Gegenstand, den man bezeichnen wollte, in Umrissen ab. Bei der Entdeckung von Amerika fand man diese Art der schriftlichen Gedankenmittheilung bei den Mexikanern; denn als die Spanier unter Kortez gelandet waren, zeichneten Eingeborne die großen Schiffe, die weißen Menschen und ihre Bewaffnung auf eine Art weißes Zeug und sendeten diese Gemälde durch Eilboten ihrem Herrn zu. Die Bilderschrift mochte auch wohl für die Menschheit, welche noch in ihrem Kindesalter lag, hinreichen, um die wenigen Begriffe anzudeuten, welche sie besaß. In der Folge kürzte man die Bilder ab und zeichnete nur einen Theil der Sache, ungefähr wie unsre Kalenderzeichen, z. B. zwei Hörner, das bedeutete einen Stier ꝛc. Auch dies wurde noch abgekürzt, indem man bloß ähnliche Zeichen niederschrieb, von denen jedes ein besonderes Wort ausdrückte. Auf diese Weise entstand die Wortschrift, wie sie noch bei den Chinesen üblich ist. Der Wortschrift folgte vielleicht die Silbenschrift, deren sich die Tibetaner bedienen, bis ein denkender Kopf auf den Einfall gerieth, die Auflösung der Wörter noch weiter zu treiben und die Silben in ihre Elemente (Urbestandtheile) aufzulösen und jeden einzelnen derselben durch ein sichtbares Zeichen bemerklich zu machen. Nun war endlich die Buchstabenschrift erfunden, welche Erfindung den Phöniziern zugeschrieben wird, ihnen wenigstens schon 2000 v. Chr. wohl bekannt war. Phönizische Auswandrer, die ums Jahr 1500 nach Griechenland gelangten, waren schon mit dieser Kunst vertraut und sie theil-

ten dieselbe ihren rohen, wilden Wirthen gern mit; doch kannte man bloß 13 bis 16 Buchstaben, die sodann bis auf 24 vermehrt wurden. — Man schrieb zuerst auf harte Körper, auf Steine (Mosis Gesetztafeln), Metall, Holz, Baumrinde (daher liber, das Buch), auf wächserne Tafeln, Elfenbein, Palmblätter, Thierhäute ꝛc. — Ueber die Papyrusstaude ist schon bei Aegypten die Rede gewesen. — Zum Schreiben bediente man sich eines nach Art unsrer Schreibfedern geschnittenen Rohres und schwarzer Farbe, oder auch eines spitzigen Griffels, der nach einem griechischen Worte Styl (lat. stylus) hieß und wovon unser deutsches Wort Stil (schriftlicher Gedankenausdruck) seinen Ursprung ableitet.

Das Glas soll seine Erfindung dem Zufalle verdanken. Phönizische Kaufleute, so erzählt man, wollten am Ufer des Flusses Belus sich ihre Speisen bereiten, und sie nahmen, um sich schnell einen Herd zu bauen, in Ermangelung der Steine, Salpeterstücke, die sie als Handelsartikel geladen hatten. Durch die Hitze des Feuers vereinigte sich der Salpeter mit dem Ufersande zu einer hellen und durchsichtigen Masse und das Glas war erfunden. Man benutzte es anfangs nur zum Schmuck, doch die Aegypter, zu welchen die neue Erfindung gelangte, lernten es blasen und schneiden, und verarbeiteten es zu Gefäßen. Für Astronomie, Chemie und mehre andere Wissenschaften ist die Erfindung des Glases von unzuberechnendem Nutzen.

Ungeheuern Reichthum gewannen die Phönizier außerdem durch die Purpurfärberei. Durch Zufall entdeckte man, daß einige an der tyrischen Küste ausgeworfene Meerschnecken der Wolle eine schöne rothe Farbe gaben, und in kurzem wurde der tyrische Purpur so berühmt, daß nur Könige und sehr reiche Leute ihn tragen konnten (Lucä 16, 19.). In neuern Zeiten hat diese Farbe ihren Werth verloren; seitdem man die Scharlach-

farbe aus gedörrten Cochenillewürmern kennt, die uns Amerika in großer Menge zuführt.

Die politische Geschichte Phöniziens bietet uns wenig merkwürdige Ereignisse dar. Das Volk selbst war unkriegerisch und konnte sich gegen die Angriffe fremder Mächte nur durch Miethstruppen vertheidigen. Es theilte sich in mehre Staaten, von denen Tyrus eine Zeitlang der mächtigste war. Um das Jahr 1000 schloß Hiram, der Herrscher von Tyrus, mit David und Salomo Freundschafts- und Handelsbündnisse. Phönizische Bauleute und Zedern vom Libanon wurden von ihm gesendet, damit jener herrliche Tempel zu Jerusalem errichtet werden konnte. Phönizische und hebräische Schiffe holten gemeinschaftlich Kostbarkeiten aus Arabien (in der Bibel Ophir genannt). Um 900 war der Vater der Isebel, Itobal, Herrscher von Tyrus und Sidon. Kurz darauf wanderte Dido mit Barka und Anna aus (§. 31.) und gründete Karthago (888). Die übrigen Städte nebst Sidon empörten sich gegen Tyrus und riefen den mächtigen assyrischen König Salmanassar zu Hülfe; doch erhielt sich Tyrus trotz einer fünfjährigen Belagerung. Endlich stürzte die ganze Herrlichkeit in Nichts zusammen, als Nebukadnezar seine Eroberungen auch auf Phönizien ausdehnte. Sidon unterlag dem ersten Angriff, aber Tyrus widerstand um so hartnäckiger, und als der Assyrer endlich siegreich in die Stadt eindrang, fand er — leere Häuser (§. 7.). Während der Belagerung hatten sich nämlich fast alle Einwohner auf die eine halbe Meile vom Ufer entlegene Insel, Namens Tyrus, mit ihren Habseligkeiten geflüchtet und sich aufs neue angebauet. Hier, umgeben von ihrem Elemente, trotzten sie kühn dem Eroberer, der sie auch nicht weiter beunruhigte und ein neues Tyrus blühete in wenigen Jahren empor, das dem alten auch nicht im Geringsten nachstand (600). Der Welthandel war wieder in seinen Händen und blieb es, obgleich

das ganze Land bald seine Selbstständigkeit verlor und sich dem Perserkönige Kyrus freiwillig unterwarf.

Auch den folgenden Perserkönigen blieben die Phönizier im Ganzen treu; sie lieferten der königlichen Flotte die erfahrensten Seemänner, trieben Handel nach wie vor, bis endlich Alexander (333) nach der Schlacht bei Issus sich Phönizien unterwarf und Tyrus von Grund aus zerstörte (§. 24.). Von jetzt an erlangte die Stadt ihr voriges Ansehen nie wieder; der Welthandel schlug in dem neugebauten Alexandrien seinen Hauptsitz auf.

§. 5.

Altassyrien.

Schon in der mosaischen Urkunde scheint die Erzählung vom Bau der großen Stadt und dem Thurme zu Babel darauf hinzudeuten, daß in den fruchtbaren Gefilden am Euphrat und Tigris sich die Menschen frühzeitig in größern geselligen Verbindungen vereinigten. Nimrod wird als mächtiger Herrscher besonders namhaft gemacht. Bald wanderten Kolonien aus und gründeten neue Staaten, und dieß war auch der Fall mit dem Stamm Assur (ungefähr 2000 v. Chr.). Dieser eroberte sich ein großes Reich und sein König Ninus erbaute die Hauptstadt desselben, Ninive. Er ist der eigentliche Stifter der assyrischen Monarchie, zu welcher auch der Mutterstaat Babylon gehörte. Bei Belagerung der Stadt Baktra lernte er ein schönes und kluges Weib kennen, durch deren kühne List ihm endlich die Eroberung gelang und die er voll Bewunderung und Liebe heirathete; es war dies die berühmte Semiramis.

Ninus starb und hinterließ einen Sohn, Namens Ninyas, den aber die herrschsüchtige Mutter vom Throne ausschloß, indem sie sich, als Mann verkleidet, für jenen Jüngling ausgab. Nach einer thatenreichen Regierung von mehren Jahren warf sie die Maske ab und

wurde von dem sie bewundernden Volke freudig als Königinn begrüßt. Sie verschönerte Babylon, umgab die Stadt mit Mauern, so hoch wie unsre Kirchthürme und so breit, daß 16 Reiter bequem neben einander auf derselben reiten konnten. Auf hochgewölbten Terrassen legte sie große Gärten an, die in der Luft zu schweben schienen und zu den Wunderwerken der Welt gerechnet wurden. Auch die übrigen Städte verschönerte sie, führte überall Landstraßen und Wasserleitungen und überdieß vergrößerte sie noch durch Eroberungen ihr mächtiges Reich ins Ungeheure. Selbst bis nach Indien drang sie vor, fand aber hier an den Elephanten, die gegen sie geführt waren, einen unverhofften Widerstand. Nur mit einem geringen Haufen und selbst schwer verwundet entrann sie zwar; doch erfolgte bald darauf ihr Tod. Wenn auch nicht die ganze Geschichte von dieser merkwürdigen Frau in das Reich der Fabeln gehört, so ist sie doch wenigstens dem größten Theile nach mythisch.

Ninyas, der nun in der Regierung folgte und der absichtlich verweichlicht worden war, brachte sein Leben in üppigem Müßiggange hin und ihm ähnlich waren alle seine Nachfolger; kein Wunder, daß jenes mächtige Assyrien in sich selbst zerfiel. Der letzte König, Namens Sardanapal (888), der an Schwelgerei wo möglich noch seine Vorgänger überbot, mußte endlich den Empörungen seines Feldherrn Arbaces unterliegen, und er that es auf eine noch ziemlich männliche Weise, indem er sich mit Schätzen und Weibern in seinem Palaste zu Ninive verbrannte. Nun entstanden drei neue Reiche, nämlich Neuassyrien, Babylon und Medien.

§. 6.

Neuassyrien.

Dieser Staat hob sich bald wieder mächtig empor, so daß er die beiden übrigen abermals von sich abhängig

machte. Unter den Königen wird zuerst Phul (760) genannt, der sich auch den einen Theil des jüdischen Reichs, Israel, zinsbar machte (§. 10.). Sein Nachfolger Tiglath Pilesar (740) galt als Schutzherr des zweiten Theiles jenes Volks, nämlich von Juda. Der König von Juda, Ahas, wurde von den Syrern angegriffen und, ohnmächtig zum Widerstande, unterwarf er sich dem Tiglath Pilesar freiwillig, der auch die Gefahr glücklich abwendete und Damaskus eroberte.

Unter dem folgenden Könige Salmanassar (730) erreichte die assyrische Macht ihren höchsten Gipfel. Medien und Babylon waren ihm unterworfen; am merkwürdigsten wird er dadurch, daß er den Hauptttheil der 10 Stämme Israels (720) nach Assyrien verpflanzte (§. 10.). Der König Israels, Hosea, suchte sich nämlich der assyrischen Abhängigkeit zu entziehen und verband sich deshalb mit den Aegyptern; zur Strafe mußten die unglücklichen Israeliten ihr Land verlassen und den Assyrern im innern Lande Sklavendienste verrichten.

Schon unter der folgenden Regierung, der des Sanherib (720), begann der Verfall des Reichs. Hiskia, der König von Juda, unterstützt durch den damals Aegypten beherrschenden äthiopischen König Tyrhaka, warf zuerst das assyrische Joch ab, worauf Sanherib, auf seinem Zuge nach Aegypten, zwar Jerusalem hart belagerte, aber dabei sein ganzes Heer verlor und nach seiner Rückkehr von den eignen Söhnen ermordet wurde.

Nach Assarhaddon (700) sank das Reich immer mehr und wurde zuletzt von den vereinigten Medern und Babylonern, die sich schon früher unabhängig gemacht hatten, getheilt (600).

§. 7.

Babylon.

So wie das assyrische Reich immer mehr erschlaffte, riß sich Babylon von der Herrschaft desselben los. Hier trat jetzt ein tapferes, nomadisches Bergvolk auf, das unter dem Namen der Chaldäer bekannt geworden ist, und Nabopolassar, der Stammfürst derselben, ergriff mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung (620). Es ist nicht unwahrscheinlich, daß erst jetzt die großen Bauwerke zu der Ausdehnung gediehen, welche man schon denen aus dem Zeitalter der Semiramis beilegte. Hohe Bildung von den urältesten Zeiten her kann man den Babyloniern nicht absprechen; so waren z. B. ihre Priester, oder Chaldäer, in der Sternkunde wohl bewandert. Noch berühmter wurde sein Sohn, Nebukadnezar, der sich in kurzer Zeit eine große Monarchie bildete. Seine Eroberungen verwickelten ihn auch in Kriege mit Aegypten, welches Land er aber (damals unter Necho) gar bald durch die Schlacht bei Circesium demüthigte. Schon sein Vater hatte, unterstützt von den Medern, das herrliche Ninive und mit ihm das neuassyrische Reich zerstört. — Nebukadnezar unterwarf sich Juda, und als sich dessen König Zedekia empörte, zerstörte er Jerusalem und führte die beiden zurückgebliebenen Stämme, Juda und Benjamin, ins babylonische Exil (600). Auch Phönizien bezwang er und zerstörte dessen wichtigste Stadt, das alte Tyrus (§. 4.). Aber sein kriegerischer Geist vererbte sich nicht auf seine Nachfolger und daher kam es, daß jenes große chaldäisch-babylonische Reich eine leichte Beute der Medo-Perser unter Kyrus wurde (550).

§. 8.

Medien.

Nach der Zertrümmerung des altassyrischen Reichs wurde Medien ein unabhängiges Land, das aber bald wieder unter die Herrschaft der Neuassyrer kam. Auch von dieser befreiete es sich und die Einwohner erwählten, nach mannichfaltigen Unruhen, den weisen Dejoces zu ihrem Oberhaupte (700.) Dieser bauete Ekbatana mit einer Burg für die Könige und herrschte im Ganzen glücklich. Seine Nachfolger (Sohn, Enkel und Urenkel) zerstörten in Verbindung mit den Babyloniern Ninive, und ein grosser Theil des neuassyrischen Reichs kam unter ihre Herrschaft, so daß Medien mächtig und groß war. Auch die kleine, nachmals so wichtige, Landschaft Persis wurde unterworfen. Der letzte König Astyages verheirathete seine Tochter an einen Perser und wurde so Großvater des berühmten Kyrus, welcher der medischen Herrschaft ein Ende machte und seine Nation, die Perser, zu Oberherren erhob (555).

Medien lag an der Südwestseite des kaspischen Meeres und das Volk zeigte sich früh als ein tapferes und streitbares. Es war in 6 Stämme getheilt, deren vornehmsten die Magier ausmachten. Diese waren im Besitz der wenigen wissenschaftlichen Kenntnisse und übten die heiligen Gebräuche der Religion aus. Die Religion des Volks hat mit der der Perser (s. unten §. 12.) große Aehnlichkeit. Das Land war ziemlich fruchtbar; doch erzählt man sich von der Rohheit des Volkes gräßliche Dinge. Das Begraben der menschlichen Leichname hielten sie für unehrlich, deßhalb wurden die Verstorbenen den Hunden vorgeworfen. Ja sogar Kranke, an deren Aufkommen man verzweifelte, hatten dasselbe Schicksal. Sie galten für treffliche Reiter und geübte Bogenschützen, bedienten sich aber vergifteter Pfeile. — Anfangs waren die Meder

mäßig; doch als ihr Reich mächtiger wurde, ergaben sie sich der Schlemmerei und erleichterten so den rauhen Persern den Sieg.

§. 9.

Hebräer.

Von Noahs Sohne, Sem, stammte, nach dem Bericht der mosaischen Schriften, der Mann ab, welchen die Juden noch immer als ihren Stammvater verehren, nämlich Abraham (2000). Sein Vater war bisher in dem schönen Lande, das zwischen den beiden Flüssen Euphrat und Tigris liegt, Mesopotamien, nomadisch umhergezogen, und auch Abraham setzte diese Beschäftigung fort; doch, wahrscheinlich gedrängt von den damals sich ausbreitenden assyrischen Eroberern, wandte er sich mit seinen zahlreichen Heerden und Sklaven nach Kanaan oder Palästina, diesseit des Euphrat. Hier fand er schöne Weideplätze, und die Nähe der handeltreibenden Phönizier gab ihm die beste Gelegenheit, seine Wolle zu verkaufen oder zu vertauschen. Die Kanaaniter nannten ihn Haibhri oder Hebt, d. h. den von jenseit, (des Euphrat) und daraus hat sich sodann der Name Hebräer gebildet.

Kurz darauf wanderte Abraham, durch Mißwachs gezwungen, nach Aegypten, kehrte jedoch als ein reicher Emir (Nomadenfürst, Hordenführer) nach Kanaan zurück, das nun ihn und seine großen Heerden nicht mehr ernähren konnte; deshalb trennte er sich von seinem Brudersohne Lot, der sich die fruchtbaren Thäler des Jordan erwählte, während Abraham sich mehr nach dem Mittelmeere zu hielt. Lot aber gerieth bei den dortigen kriegerischen Völkerstämmen sehr ins Gedränge; und als ihm Abraham mit seinen 318 Knechten durch eine blutige Niederlage der Feinde endlich mehr Ruhe verschafft hatte: entrann jener, auf göttliche Veranstaltung, kaum dem

Verderben, das über seinen jetzigen Wohnsitz, Sodom, hereinbrach. Das ganze Thal Siddim, wo Sodom und Gomorra lagen, wurde durch Feuer zerstört und an seine Stelle trat das todte Meer.

Ganz besonders ist Abraham für uns deshalb merkwürdig, weil er den Glauben an einen Gott, freilich an einen Schutzgott seiner Familie, zum Glauben seiner Angehörigen machte. Der Familien-, später Nationalgott hieß Jehovah, ein Name, den nur der Hohepriester aussprechen durfte, ohne eine Sünde zu begehen. Durch diesen Glauben und den Beschneidungsgebrauch unterschieden sich die Abrahamiten von allen übrigen Völkern.

Von einem Sohne Abrahams, Ismael, den er mit der Hagar erzeugte, stammten die Araber ab; sein rechtmäßiger Nachkomme von der Sarah hieß aber Isaak, der mit der Viehzucht schon Ackerbau verband (1 Mos. 26, 12.). Zwei Söhne desselben, Esau oder Edom und Jakob oder Israel, traten abermals als Stammväter eigner Völkerstämme auf.

Abraham, Isaak und Jakob haben vorzugsweise den Namen Patriarchen (Erzväter, Urväter) erhalten, und ihre Religion heißt die patriarchalische.

Jakob hatte 12 Söhne, von welchen einer, Namens Joseph, der Liebling des Vaters, durch seine neidischen Brüder an eine Karavane arabischer Kaufleute, die unter andern Gegenständen auch Sklaven nach Aegypten führten, verkauft wurde. Aus den Händen dieser Kaufleute kam er in Aegypten an einen der vornehmsten Hofbedienten, Potiphar, dem er als Sklave dienen mußte. Potiphar's Weib wollte den schönen Jüngling zur Unzucht verführen, und da ihr Plan nicht gelang, brachte sie es dahin, daß er ins Gefängniß geworfen wurde. Durch die glückliche Deutung eines Traumes ward selbst der Pharao Aegyptens auf den Unglücklichen aufmerksam, und, da

er an dem Jünglinge ganz ausgezeichnete Gaben entdeckte: ernannte er ihn zu seinem ersten Minister (Großwessir bei den heutigen Türken). Als solcher rettete Joseph nicht bloß Aegypten, sondern ward auch der Erhalter der umgränzenden Länder, ja sogar seiner eigenen Familie. In Jahren des Ueberflusses sammelte er nämlich einen ungeheuern Vorrath von Getreide, und als nun, wie er richtig vermuthet hatte, darauf um so größerer Mangel eintrat, öffnete er seine Kornhäuser. Die Hungerigen strömten von allen Seiten herbei und kauften das Getreide; auch Josephs Brüder kamen, um Korn zu holen. Da achtete der so schwer Gekränkte nicht jener Kränkung, sondern zog seine ganze Familie von Kanaan in sein neues Vaterland und wies derselben das in der Nachbarschaft von der Erdenge Suez liegende, weidereiche und fruchtbare Land Gosen zum Wohnsitze an (1756).

Von Israel (Held Gottes) führen seine Nachkommen den Namen Israeliten, welchen sie später, als der Stamm Juda der mächtigste wurde und aus diesem eine Reihe Könige hervorgingen, mit dem der Juden vertauschten (§. 23.). — Uebrigens ist noch zu merken, daß einige neuere Gelehrte die Geschichte Jakobs für mythisch halten und annehmen, unter dem Namen des Patriarchen sei Kronos (die Zeit) und unter seinen 12 Söhnen das Jahr von 12 Monaten zu verstehen. Die Einfachheit der biblischen Erzählung aber sowohl, als auch der genaue Zusammenhang derselben mit der spätern Geschichte und Verfassung des jüdischen Volks lassen eine solche Annahme keineswegs zu.

So lebten die Israeliten eine Zeitlang, wie sie es gewohnt waren, als Nomaden glücklich in dem gesegneten Gosen; doch mit Josephs Tode und der Herrschaft der Hyksos mußte sich das Ganze ändern. Die Aegypter sowohl, vor deren Augen alle Hirtenvölker ein Gräuel waren, als auch die neuen Herrscher sahen in den Fremdlin-

gen, die sich in der Zeit von 430 Jahren von 70 Seelen bis auf $2\frac{1}{2}$ Million vermehrt hatten, einen gefährlichen Feind im Innern des Landes, der jedem Eroberer freudig die Hand bieten würde, und den man deshalb unschädlich machen müßte. Dieß konnte aber nur geschehen, wenn man sie zwang, ihre nomadische Lebensweise aufzugeben und sich feste Städte zu erbauen. Das geschah; mit unbarmherziger Grausamkeit wurden sie zu Frohndiensten angehalten, bei denen sie mancherlei Nützliches erlernten, die ihnen aber durchaus nicht behagen wollten. Viele zogen deshalb mit ihren Heerden nach Arabien und auf den Zurückbleibenden lastete der Druck um so härter. Als endlich gar der Befehl gegeben wurde, alle israelitischen Kinder männlichen Geschlechts sogleich nach der Geburt umzubringen, faßten die Unterdrückten den Entschluß, auszuwandern, und zwar nach dem Lande ihrer Väter, Kanaan. Da trat Moses auf und stellte sich an ihre Spitze. Dieser merkwürdige Mann war als ein Fündling am ägyptischen Hofe erzogen und hatte so Gelegenheit erhalten, sich zum Feldherrn und Staatsmanne zu bilden. Nach vielen vergeblichen Bemühungen führte er, von Jehovah wunderbar geschützt, seine Landsleute, welche mit einem großen Theile ägyptischer Güter beladen waren, durch das — da gerade Ebbe war — trockne rothe Meer, erhielt so vor den verfolgenden Aegyptern einen beträchtlichen Vorsprung und gelangte glücklich an das jenseitige Ufer (1500). Von hier aus hätte er das Ziel seiner Reise in wenigen Tagen erreichen können; aber das lag nicht in seinem Plane: Das feige, knechtische und dennoch unbändige Volk, das zum Theil noch dem ägyptischen Apisdienste anhing, mußte zuvor zu einem tapfern, gesitteten, frommen und selbstständigen umgeschaffen werden. Von dem durch uralte Anbetung heiligen Berge Sinai im peträischen Arabien holt er, umgeben von Donner und Blitz, die Gesetze, nach wel-

chen Israel leben soll. Die Verfassung, die er giebt, ist eine theokratische, d. h. Jehovah, der alleinige Gott, ist auch alleiniger König seines Volks, das er durch Priester regieren läßt. Daher die genauen Vorschriften zu einer Lebensweise, wodurch die Israeliten von allen andern Nationen getrennt werden mußten; daher das strenge Verbot gegen jede Vermischung mit andern Völkern; daher die Menge sinnlicher Ceremonien, die alle nur auf den Dienst des Herrn und die Abhängigkeit von Jehovah Bezug haben. Die Verwaltung dieses Dienstes übertrug er dem der ägyptischen Priesterkaste nachgebildeten Stamme Levi. Dieser durfte kein Grundeigenthum besitzen, erhielt aber nicht nur den Zehnten von allen Früchten des Landes, sondern auch von jedem Opfer einen festgesetzten Antheil. Ein tragbarer Zelttempel, worin die Lade mit den Gesetzestafeln stand (die Stiftshütte), galt als das Heiligthum der Nation. Nur hier durften die von dem ganzen Volke gemeinschaftlich zu feiernden Feste (Passah, Fest der Wochen und Laubhüttenfest) begangen werden. In der verborgensten Abtheilung war das Allerheiligste, Jehovahs Wohnung nur dem Hohenpriester zugänglich. Andere Gesetze Mosis betrafen die Rechtspflege, die Sitten- und Gesundheitspolizei, und alle sind mit hoher, ja göttlicher Weisheit berechnet auf die Eigenthümlichkeit des Volks, dem sie gegeben waren.

Die Vortrefflichkeit dieser Gesetzgebung wurde aber von dem störrischen Volke nicht sogleich anerkannt; es empörte sich, wo sich eine Gelegenheit dazu darbot und nur die härtesten Strafen konnten es im Zaume halten. Mit diesen Leuten durfte Moses nicht das gelobte (verheißene) Land betreten; sie mußten zuvor absterben und der neuen Generation mußten die Einrichtungen erst zur Gewohnheit werden: deßhalb brachte der weise Führer 40 Jahre zu, ehe er sich nach Kanaan wendete.

Doch der große Mann sollte die Ausführung seines Riesenplanes nicht einmal erleben; er starb, nachdem er den tapfern Josua zu seinem Nachfolger bestimmt hatte (1490).

Josua endlich ging über den Jordan, eroberte Jericho, unterwarf sich in 6 Jahren fast das ganze Land und theilte es unter die 11 Stämme [der Stamm Levi erhielt keinen Antheil]*), von denen aber einige, gegen Mosis Gebot, ihr nomadisches Hirtenleben fortsetzten. Jeder Stamm bildete für sich ein Ganzes; doch waren sie alle vereinigt durch die Priester und durch die großen Nationalfeste.

Nach Josua's Tode blieben die Israeliten keineswegs im ruhigen Besitz ihres Landes. Die feindlichen im Lande gebliebenen Völker, oder auch benachbarte Reiche, besonders die Philister, benutzten die Spaltungen unter den Juden und überwältigten bald mehre Stämme. Das Volk nahm häufig seine Zuflucht zu fremden Götzen oder kam in nähere Verbindung mit andern Nationen. Da traten einzelne außerordentliche Helden auf, die man Schofeten (Richter) nannte, befreieten ihr Volk und stellten die reine Gottesverehrung wieder her. Jephta, Simson (der Sieger über die Philistim), Gideon sind Namen einiger dieser Helden.

§. 10.

Fortsetzung.

Der letzte und größte unter den Richtern war Samuel (1120). Ein Unglück über das andere, verschuldet und nicht verschuldet, hatte das israelitische Volk heimgesucht; selbst die Bundeslade war in die Hände der

*) Namen der 12 Stämme: Ruben, Simeon, Juda, Dan, Naphtali, Gad, Asser, Isaschar, Sebulon, Benjamin, Ephraim und Manasse.

Philister gerathen: — da belebte Samuel den gesunkenen Muth, vereinigte die Stämme aufs neue durch den gemeinschaftlichen Jehovahdienst und schlug die Philister gänzlich. Unbegrenzt war das Vertrauen, welches man in ihn setzte. Da er selbst nicht Hoherpriester werden konnte, welcher Vorzug nur den Nachkommen Aarons zukam: so suchte er als Prophet, als ein von Gott Begeisterter, der dessen Willen verkündigte und durch die Begründung des Prophetenstandes sich ein Uebergewicht zu verschaffen. Er legte nämlich Prophetenschulen an, wo fähige Jünglinge in Musik, Poesie und Beredtsamkeit gebildet wurden. Dieß gelang ihm Alles vollkommen; doch sein Plan, die Richterwürde auf seine habsüchtigen und verhaßten Söhne zu vererben, ging nicht durch, — das Volk verlangte vielmehr einen sichtbaren König und Samuel mußte sich, gegen seinen Wunsch, in dieß Verlangen fügen. Als Propheten, der im Namen Jehovah's redete, kam ihm die Wahl zu und er wählte aus dem kleinen Stamme Benjamin den tapfern

Saul (1100 v. Chr.). Dadurch wurde anfangs die Verfassung wenig geändert: Der König war kaum etwas mehr als Heerführer, der in Allem unter Samuels Vormundschaft stand. Als er sich aber derselben zu entziehen suchte, salbte Samuel heimlich den mit Körper- und Geistesgaben geschmückten Sohn Isai's, den David, zum Könige. Darüber verfiel Saul in Mißtrauen und Schwermuth, so daß er seinen muthmaßlichen Nachfolger tödtlich haßte. Nach einer unglücklichen Schlacht gegen die Philister stürzte sich der König in sein Schwert und David (1050) bestieg den Thron. Doch nur der Stamm Juda erkannte ihn als König; die übrigen Stämme erwählten Sauls Sohn Isboseth und unterwarfen sich auch nicht früher, bis dieser ermordet wurde. Jetzt beginnt die höchste Blüthe des jüdischen Reichs. Die heidnischen Ureinwohner wurden völlig verdrängt, die benachbarten Natio-

nen besiegt, den Jebusitern wurde Jerusalem und die Burg Zion entrissen und zur Residenz gemacht, die Gränzen wurden durch glückliche Eroberungen nach Syrien hin ausgedehnt, die Sitten veredelt, der Gewerbfleiß gehoben, ja selbst die Schifffahrt auf dem Mittelmeere gewagt. Der neue König führte mehr Feierlichkeit und Pracht beim Gottesdienste ein, dichtete selbst Psalmen, um sie öffentlich singen zu lassen und traf schon Vorkehrungen zum Bau eines Tempels. Leider war auch dieser große Mann nicht frei von Mängeln; und sein Hang zu Ausschweifungen, verbunden mit einer herzlosen Grausamkeit, veranlaßte eine Empörung, an deren Spitze des Königs eigener Sohn, Absalom, stand.

Ihm folgte sein jüngster Sohn Salomo (1000), der durch seine Prachtliebe und Ueppigkeit den baldigen Verfall des Reichs verursachte. Sein Vater soll, nach unserm Gelde, ungefähr 470 Millionen Thaler hinterlassen haben; davon verwendete Salomo über 200 Millionen, nach Andern nur 50 Millionen, zum Bau des berühmten Tempels, das übrige Geld verschwendete er in den üppigsten Ausschweifungen. Zwar ermunterte er, der selbst Künste und Wissenschaften liebte, so daß er als ein Wunder der Weisheit angestaunt wurde, sein Volk zu ähnlichen Bestrebungen; zwar beförderte er Gewerbe, Handel und Schifffahrt, indem er mit Hiram, Schofeten von Tyrus, einen Handelsvertrag schloß (§. 3.); zwar holten hebräische Schiffe die edelsten Erzeugnisse des Morgenlandes aus Ophir (wahrscheinlich Arabien); doch durch den wachsenden Reichthum wuchs auch das Sittenverderben. Der Luxus des Königs, der höhere Auflagen nöthig machte; sein Hinneigen zur Abgötterei, wozu ihn die am Hofe lebenden Ausländerinnen verführten (er hielt sich 1000 Frauen) entfremdeten ihm die Gemüther gänzlich, so daß überall sich Gährungen regten, die mit seinem Tode, (975) in volle Empörungen ausbrachen. Die von Moses an-

geordnete patriarchische Regierung war nach und nach unter den Königen in einen drückenden Despotismus übergegangen.

Salomos Sohn und Nachfolger Rehabeam verstand es am wenigsten, die unruhigen Gemüther zu besänftigen. „Mein Vater," sprach er zu den Aeltesten der zehn Stämme Israel, „hat euch mit Ruthen gegeißelt, ich will euch mit Skorpionen (Drathpeitschen) züchtigen;" deßhalb rissen sich, unter Anführung des kühnen Jerobeam, Nebaths Sohnes, zehn Stämme los und bildeten das Königreich Israel, dessen Hauptstadt Sichem und später Samaria war. Nur die Stämme Juda uud Benjamin blieben dem Rehabeam treu; sie machten das Reich Juda aus.

In Israel herrschte eine Reihe von 19 Königen aus verschiedenen Geschlechtern, die sich alle ohne Ausnahme der Abgötterei ergaben und deren wenige anders, als durch Ermordung ihrer Vorgänger auf den Thron gelangten. Eine heimliche Verbindung des Königs Hosea mit Aegypten gegen ihren assyrischen Schutzherrn veranlaßte diesen, mit einem großen Heere Samaria zu erobern und den größten Theil des unterjochten Volks in die Gebirge Mediens zu versetzen (720). Neue Kolonisten siedelten sich im ehemaligen Israel an, vermischten sich mit den wenigen zurückgebliebenen Einwohnern, nahmen auch wohl den Jehovahdienst an, ohne ihren alten Glauben aufzugeben, und so entstanden die nachmals so sehr gehaßten Samariter.

Das kleinere Reich Juda hielt sich einige Zeit länger. Es beherrschten dasselbe 20 Könige aus dem Hause Davids, unter denen sich Josaphat: Hiskia und Josia als wackere Regenten und treue Verehrer Jehovah's bewiesen; aber fast alle übrigen wichen mehr oder weniger von der Ordnung ihrer Väter ab und wurden den benachbarten Königen von Aegypten, Assyrien und Ba-

bylonien zinsbar. — Sanheribs unglücklicher Feldzug (§. 6.) gegen Aegypten und Juda konnte den Untergang dieses Reichs doch nur um wenige Jahre aufhalten. Der Herrscher des chaldäisch-babylonischen Reichs, Nebukadnezar, gegen welchen die ihm zinspflichtigen Juden in Verbindung mit den Aegyptern Plane schmiedeten, eroberte Jerusalem, plünderte und zerstörte den salomonischen Tempel, blendete den letzten König Zedekia und führte ihn nebst den meisten Einwohnern des Landes in die Gefangenschaft nach Babylon (600), damit sie die durch den Sturz des assyrischen Staates (600) verheerten Provinzen wieder bebauen und bevölkern sollten (§. 7.).

Die wenigen Zurückgebliebenen, unter welchen sich auch der Prophet Jeremia befand, wurden von dem babylonischen Statthalter Gedalia mild regiert; doch als einige durch die Flucht zerstreuete Juden vom Heere, nach Abzug der feindlichen Hauptmacht, diesen Mann ermordet hatten, flüchteten fast alle, die noch übrig geblieben waren, aus Furcht vor der Rache Nebukadnezar's, nach Aegypten. Kurz darauf fiel das babylonische Reich und mit ihm auch Palästina an den persischen Eroberer Kyrus (550).

Bei allen diesen Unfällen hatten die Propheten nie aufgehört, das Volk im Glauben an Jehovah zu erhalten und dasselbe auf eine glücklichere Periode zu vertrösten. So bildete sich die Vorstellung von einem Messias aus, was um so leichter geschah, da der Glanz der Davidischen Regierung noch in zu frischem Andenken stand.

§. 11.

Allgemeine Bemerkungen über diesen Abschnitt.

Ueber die Beschäftigungen dieser frühern Erdbewohner, ihre Kunstfertigkeiten, Erfindungen, ihre Religion ꝛc.

ist schon im Vorigen Mancherlei gesagt worden; folgende Bemerkungen mögen hier noch nachträglich eine Stelle finden.

Die ganze Lebensweise war noch höchst einfach. Viehzucht, Ackerbau, die nothwendigsten Handwerke, Jagd, Krieg und Seeraub waren die vorzüglichsten Beschäftigungen. Die Weiber galten nicht viel mehr, als Sklavinnen. Unbegrenzte Ehrfurcht der Kinder gegen den Vater und volle Gewalt desselben über die Familie machen einen Haupt-Charakterzug dieses Zeitraumes aus.

Auf dem Acker bauete man Weizen, Gerste, Linsen, Spelt, Flachs, Melonen, Zwiebeln, Lauch und Oel. Anfangs durchwühlte man den Boden bloß mit hölzernen Schaufeln; doch schon die Aegypter kannten den Pflug, freilich in einer sehr einfachen Gestalt. Er bestand aus einem hakenförmig gewachsenen Aste, an dessen gerades Ende man Menschen, in der Folge Esel und Ochsen, spannte, welche ihn zogen. Das zugespitzte krumme Theil drückte man vermittelst einer Handhabe in die Erde. Erst als die Bearbeitung der Metalle erfunden war, beschlug man dieses Ackergeräth, und zwar mit Kupfer, später mit Eisen. — Auch die Egge ist eine uralte Erfindung, eben so der Dreschwagen. — Die Getreidekörner wurden zuerst roh verzehrt, sodann zwischen Steinen zerklopft, bis man Handmühlen erfand (B. Richter 16, 21.). Die Israeliten buken schon eine Art Kuchen, unter welche sie Sauerteig mengten, aber nicht in Backöfen, sondern zwischen heißen Steinen oder in glühender Asche. Spinnen und Leinwandweben war nicht unbekannt; auch verstand man das Leder zugerben. — Bei den Aegyptern fanden sich zwar schon Aerzte, doch diese durften nicht nach ihrer Einsicht die Krankheit behandeln, sondern sie mußten sich nach gewissen, in ihren heiligen Büchern vorgeschriebenen Regeln richten. — Die Ziffern oder Zahlzeichen sind eine uralte Erfindung; manche Völker bedienten sich,

anstatt der Zahlzeichen, der Buchstaben. — Schon bei den ältesten Völkern findet sich die Eintheilung des Tages in 12 Stunden; eigentliche Sonnenuhren, welche mit Stundenlinien bezeichnet waren, gab es erst seit 1500 v. Chr. Die Nachtzeit theilte man nach dem Geschrei des Haushahns; doch wurde die Eintheilung in 4 Nachtwachen — (Vigilien, Zeitabschnitte, welche ein Soldat auf Posten stand) bald üblich. — Die Woche der Aegypter hatte 6, die der Griechen 10 Tage. —

Die Kleidung war bei den einzelnen Nationen bald ein unterscheidendes Kennzeichen. Die Babylonier kleideten sich in ein weites, weißes bis auf die Fersen hangendes Unterkleid, über dieses ein Oberkleid und einen weißen Mantel; auf dem Kopfe eine Mütze, an den Füßen kostbare Pantoffeln. Die übrigen Völker trugen fast alle Sandalen. Die Griechen warfen über ein kurzes Unterkleid, ein langes, weitläufiges, weißes Gewand, das ein Gürtel zusammenhielt. Fast ganz gleich war der Anzug der Hebräer.

Unsre Tische und Stühle waren unbekannt und selbst bei den Mahlzeiten lag man auf niedern Polstern, und zwar nach einer gewissen Rangordnung. Diese Ruhebetten hatten die Gestalt eines Halbzirkels. Noch vor dem eigentlichen Mahle genoß man eine Art von Appetit reizendem Sallat; der Wein wurde durch Wasser verdünnt, und ehe man trank, pflegte man zuvor einige Tropfen, als Opfer für die Götter, auf den Boden zu schütten. Die Gäste waren bekränzt und Gesang und Saitenspiel erhöhete die gesellige Freude.

Zweiter Abschnitt.

Geschichte der Perser, Griechen und Hebräer bis auf Alexander. (333 v. Chr. Geb.).

§. 12.

Persien.

In der kleinen, den Medern unterworfenen (§. 8.) Landschaft Persis wohnte ein zwar armes und rohes, aber unverdorbenes und tapferes Gebirgsvolk, die Perser. Jagd und Viehzucht waren die einzige Beschäftigung der 10 Stämme, aus denen das ganze Volk bestand und unter welchen der Stamm der Pasargaden bei weitem der edelste war. In den frühesten Zeiten gehorchten die Perser eigenen Herrschern, bis das große Assyrien auch diesen Staat verschlang, worauf er zuletzt unter die Botmäßigkeit der Meder kam. Doch die nüchternen und kräftigen Söhne des Gebirges konnten sich unter einer solchen Herrschaft nicht gefallen; sie strebten nach Freiheit, und sie errangen dieselbe, als Kyrus (Kyros, Koresch) ihr Oberhaupt wurde. Die Sage über die Jugendgeschichte dieses merkwürdigen Mannes, von der sich nicht wohl entscheiden läßt, wie viel Wahres daran sein mag, ist kürzlich folgende:

Der medische König Astyages (§. 7.) hatte eine Tochter, Mandane, von der ihm die Traumdeuter Unheil verkündeten, indem der Sohn derselben ihm die Regierung entreißen werde; deßhalb verheirathete er sie an den Kambyses, einen Perser aus dem Stamme der Pasargaden. Als sie nun einen Sohn geboren, wurde dieser einem Hirten übergeben, der ihn aber nicht, wie er versprochen hatte, aussetzte, sondern auferzog und ihm den Namen Kyrus gab. Im Spiele mit andern vornehmen Kindern, wo Kyrus zum Könige erwählt worden war, hatte

er einst einen vornehmen Knaben züchtigen lassen. Der Vater desselben beklagte sich bei dem Astyages, der auch den jungen Kyrus zur Rede setzte. Bei dieser Veranlassung kam die wahre Herkunft desselben ans Licht; doch der König, von den Magiern beruhigt, schickte den ihm so nah verwandten Buben unbesorgt wieder zu seinen Eltern nach Persien, wo ihn später die getrennten Stämme zu ihrem gemeinschaftlichen Oberhaupte erwählten. Nun versammelte er ein mächtiges Heer seiner Landsleute, überwand seinen Großvater, stürzte so die Herrschaft der Meder und machte die Perser zum herrschenden Volke (550.)

Ein gleiches Schicksal erfuhr der durch seinen Reichthum sprüchwörtlich gewordene König der Lydier, Krösus. Sardes, dessen Hauptstadt, wurde erstürmt und Krösus soll sich von dem Feuertode nur dadurch gerettet haben, daß er laut den Namen des Solon ausrief. Dieser weise Grieche hatte den übermüthigen König einst prophetisch an die Wahrheit erinnert, daß vor dem Tode Niemand glücklich zu preisen sei. Auch Kyrus gedachte sogleich des Wechsels menschlicher Schicksale und erwies sich gegen den Gefangenen großmüthig.

Nun unterwarf er sich Babylon, Phönizien und Palästina, wohin er die Juden aus der babylonischen Gefangenschaft zurückkehren ließ. Auch die kleinasiatischen Griechen ließ er durch einen seiner Generale unterjochen; aber viele wanderten lieber aus, als daß sie Sklaven der Perser sein wollten und gründeten auswärts Kolonien, z. B. Massilia (Marseille) in Frankreich ꝛc. Kyrus selbst wendete sich gegen die Massageten, ein skythisches Volk, nordwestlich vom kaspischen Meere, erlitt aber von der Königinn derselben, Tomyris, eine vollständige Niederlage, wobei er nach Einigen den Tod fand (529). Nach Xenophons Erzählung, die aber mehr einem belehrenden Romane, als einer wahren Geschichte ähnlich scheint, ist er

ruhig auf dem Bette gestorben, seine ihn umstehenden Lieben tröstend und ermahnend.

Die große persische Monarchie erstreckte sich jetzt vom Hellespont bis nach Indien. — Um auch aus den entferntesten Theilen des Reichs schnell Nachricht zu erhalten, gründete Kyrus eine Art von Postwesen, indem er in gewissen Entfernungen Stationen einrichtete, wo besoldete Reiter oder Schnell-Läufer immer bereit sein mußten, die königlichen Befehle weiter zu befördern. Nach andern, und zwar wahrscheinlichern, Nachrichten hat aber nicht Kyrus, sondern Darius I., des Hystaspis Sohn, diese Anordnung getroffen.

Kyrus hatte das große Reich unter seine beiden Söhne, Kambyses und Smerdis, getheilt, doch so, daß der letztere von dem erstern abhängig sein sollte. Kambyses (529—22), noch eroberungssüchtiger als selbst sein Vater, machte Aegypten zur persischen Provinz (§. 3.), wo er die Priesterkaste zu vernichten suchte. — Darauf wendete er sich gegen Aethiopien, mußte aber mit großem Verluste zurückkehren. Seinen Bruder Smerdis hatte der grausame Tyrann aus kleinlicher Eifersucht hinrichten lassen; da benutzten die medischen Magier die Abwesenheit des Königs, um ihr Volk wieder zur Oberherrschaft zu erheben. Sie gaben einen der Ihrigen für den ermordeten Smerdis aus und setzten ihn auf den Thron; aber der Betrug wurde gemerkt und 7 persische Stammhäupter verschworen sich gegen jenen falschen Smerdis, ermordeten ihn, stürzten den Einfluß der Magier und erwählten den

Darius Hystaspis (521—487), einen der 7 Verschworenen, zum Könige. Dieser theilte das Reich in 20 Satrapien, begründete überhaupt seine Macht auf alle Weise, und um jeder unruhigen Bewegung im Innern des Landes zuvorzukommen, suchte er die kriegslustigen Unterthanen auswärts zu beschäftigen. Er unterwarf das auf-

rührerische Babylon und einen Theil von Indien; darauf schlug er eine Brücke über den Bosporus (die Meerenge von Konstantinopel) und drang durch Thrakien bis an die Donau und den Don gegen die bis zur Wildheit kriegerischen Skythen vor. Diese Unternehmung scheiterte jedoch; nur Thrakien und Makedonien blieben persisch. — Die griechischen Kolonien in Kleinasien, die mit edlem Unwillen das persische Joch ertrugen und es jetzt abschütteln wollten (501) bezwang er zwar, dafür schlug sein Rachekrieg gegen die europäischen Griechen, besonders die Athenienser, für ihn sehr unglücklich aus, wie wir in der griech. Geschichte umständlich erzählen werden (§. 17.). — Sein Tod verhinderte ihn, den Aufruhr in Aegypten zu dämpfen (487).

Sein Sohn Xerxes I. (487—67) beunruhigte Aegypten, scheiterte aber ebenfalls mit seinem Angriffe auf Griechenland, gegen welches er sich nur noch in einem ihm verderblichen Vertheidigungskriege halten konnte (§. 17.).

Nach seiner Ermordung bestieg Artaxerxes Longimanus den Thron (466—25), ein schwacher Fürst, der sich von Weibern beherrschen ließ. Der Verfall des Reichs wurde immer sichtbarer. Das aufrührerische Aegypten mußte zwar zum Gehorsam zurückkehren; doch nur mit Anstrengung waren die Satrapen (Statthalter) im eignen Lande zu zügeln. Auch der Kampf gegen die Griechen wurde nur mit üblem Erfolge fortgesetzt. Die Macht der Perser war gebrochen, die Griechen hatten genug mit innern Zwistigkeiten zu thun und so entstand der sogenannte kimonische Frieden (§. 18.), der wohl eigentlich gar nicht geschlossen worden ist.

Immer größer wurde die Zerrüttung des Reichs; die Regierungswechsel folgten schnell und gewaltsam. Xerxes II., der einzige und echte Sohn des Artax. Longimanus, wurde nach 45 Tagen von seinem unechten Bruder Sogdianus gestürzt und dieser nach 6 Monaten von

einem andern unechten Bruder Ochus getödtet. Ochus herrschte unter dem Namen Darius II. (Nothus) bis 404. Auch er stand unter dem Einfluß der Weiber, konnte seine Satrapen nicht bändigen und mußte den Aegyptern eigne Könige zugestehen. Die innern Unruhen Griechenlands hielten den gänzlichen Umsturz des persischen Reichs noch einige Zeit fern. Schon Agesilaus, der Spartaner, hätte gewiß den persischen Koloß gestürzt, wäre er nicht nach Griechenland zurückberufen worden (394.) — Artaxerxes II. oder Mnemon (404—361) war ganz und gar von seiner Mutter Parysatis abhängig. Gegen ihn empörte sich sein Bruder, der jüngere Kyrus (400), der von 13,000 griechischen Söldnern unterstützt, in das Herz von Persien vordrang, doch bei Kunaxa seinen Untergang fand. 10,000 Griechen zogen sich unter Xenophon glücklich in ihr Vaterland zurück (§. 19.). Es ist dieß jedenfalls eine der berühmtesten Kriegsthaten der ganzen Weltgeschichte und für uns um so interessanter, da Xenophon selbst diesen Rückzug, auf eine unnachahmliche Weise geschildert, uns hinterlassen hat.

Artaxerxes III., Mnemons Sohn, hielt sich nur durch Ermordung seiner zahlreichen Brüder (361—38.). — Darius Kodomannus, ein guter, aber schwacher Regent, verlor endlich durch die drei großen Niederlagen: am Granikus, bei Issus und Gaugamela, sein Reich an den Weltstürmer Alexander (§. 24.). Er selbst fiel durch Meuchelmord des Statthalters von Baktrien, Bessus (330.)

Merkwürdig auch für uns noch ist die Religion der Perser, als deren Stifter, oder vielmehr Reiniger, Zoroaster (Zerduscht, Licht der Welt) genannt wird. Das Buch, das seine Lehren enthält, heißt Zend-Aveста und gilt noch jetzt bei den Gebern in Persien. Der französische Gelehrte Anquetil du Perron, der in Indien die Zendsprache erlernt hatte, brachte zuerst Abschrif-

ten jenes Werks aus Surate nach Europa*) (1762) und gab eine französische Uebersetzung desselben heraus. Nach der Zend-Avesta hat ein höchstes Wesen, das weder unter einem Götzenbilde, noch in Tempeln verehrt wurde, durch sein Wort zwei andre Wesen hervorgebracht, durch welche alles Uebrige entstanden ist. Das eine, Ormuzd, ist der Urquell alles Guten und des Lichts; ihm gegenüber steht das Reich der Finsterniß und des Bösen, welches Ahriman beherrscht. Beide haben ihre Untergeister, die Gutes und Böses in der Welt stiften und im gegenseitigen Kampfe begriffen sind. Auf der Seite des Ormuzd stehen die Amschaspands und die Izeds, auf der des Ahriman die Dews (Teufel), welche Aehnlichkeit mit der jüdischen Lehre von Engeln und Teufeln auf die wohl richtige Vermuthung geführt hat, daß die Juden erst während des babylonischen Exils diese Religionsmeinung in ihren eignen Glauben aufgenommen haben. Nach 12,000 Jahren wird das Reich des Ormuzd die Oberhand behalten. Den Ormuzdverehrern wird nun zur Pflicht gemacht, überall das Reich des Lichts (im weitesten Umfange des Worts) mit allen Kräften zu vergrößern, und dadurch wird eine sehr verständige Pflichtenlehre gefolgert, welche selbst ins Einzelne eingeht (Anpflanzungen der Bäume, Ackerbau, Kinderzucht ꝛc.)

Das Volk selbst zerfiel in vier Kasten, unter denen die Magier, ein ursprünglich medischer Stamm, als Priesterkaste die einflußreichste war. Sie allein waren bestimmt zur Ausübung der heiligen Gebräuche; nur

---

*) Dieses Werk besteht aus verschiedenen Stücken und ist in einer Sprache geschrieben, die heut zu Tage eine todte ist, die aber Zoroaster aus andern Gegenden zu den Persern brachte, Zend bedeutet die Sprache und Schriftart, Aveſta wird durch das lebendige Wort übersetzt. Die Handschriften, welche du Perron mitbrachte, sind von überfirnißter Baumwolle, worauf der feinste Zug sichtbar ist. Er schenkte sie der königl. Bibliothek zu Paris.

durch sie konnte man Gebete und Opfer darbringen. Sie waren Zeichendeuter, Wahrsager, wie es nur irgend schlaue Priester sein konnten. —

Obgleich die Könige eine göttliche Verehrung genossen, obgleich dieselben unumschränkte Herren über Leben und Eigenthum ihrer Unterthanen waren: so beweisen doch viele der pers. Gesetze und Gewohnheiten einen hohen Grad von Menschlichkeit. Wegen eines Verbrechens durfte Niemand zum Tode verurtheilt werden; auch einen Undankbaren konnte man gerichtlich belangen; Elternmord hielt man für unmöglich 2c. 2c.

Die Könige wechselten mit ihren Wohnsitzen. Sie hielten sich bald zu Ekbatana, bald zu Babylon, bald zu Susa auf. Persepolis, dessen Trümmern wir noch bewundern, war die Todtenresidenz der großen Könige, wie die pers. Herrscher schlechtweg genannt wurden.

§. 13.
Griechenland.

In der südöstlichen Spitze Europa's hauf'te schon in den ältesten Zeiten ein Volk, das durch den großen Einfluß, welchen es später auf die Bildung des Menschengeschlechts geäußert hat, unsere Aufmerksamkeit in einem vorzüglichen Grade auf sich zieht, nämlich die Altgriechen. Das Land, welches sie bewohnten, zeigte sich theils als gebirgig, rauh, waldig und deshalb arm, theils aber auch als ein reicher Obst- und Getreidegarten. Ganze Flächen waren sandig oder sumpfig, dafür erfreueten aber auch das Auge die herrlichsten Weideplätze. Welche Quellen der Betriebsamkeit und des Erwerbes eröffnete das Meer, das von allen Seiten, außer von Norden her, die romantischen Ufer bespülte und dessen zahlreiche Buchten und Häfen zu Handel und Schifffahrt aufzufordern schienen! Griechenland bestand theils aus festem Lande, theils aus Inselgruppen. Das feste Land zerfiel wieder in Nord-, in

Mittelgriechenland oder das eigentliche Hellas, und den Peloponnes (die jetzige Halbinsel Morea).

I. Zu Nordgriechenland gehörten, mit Ausschluß Makedoniens, Thessalien und Epirus. In Thessalien war der Olymp und das reizende Tempe; hier lag Pharsalus. — Epir mit Dodona.

II. Mittelgriechenland oder Hellas mit 9 Landschaften. 1) Attika mit Athen; 2) Megaris mit Megara; 3) Böotien mit Theben, Platää, Chäronea, Leuktra und dem Helikon; 4) Phokis mit Delphi am Parnassus; 5) Das östliche Lokris mit Thermopylä; 6) das westliche Lokris; 7) Doris; 8) Aetolien; 9) Akarnanien mit Argos.

III. Der Peloponnes mit 8 Landschaften. 1) Arkadien mit Mantinea; 2) Lakonien mit dem Eurotas und der Stadt Sparta; 3) Messenien mit Messena; 4) Elis nebst Triphylia mit Elis, Pylus, Olympia; 5) Argolis mit Argos, Mykene; 6) Achaja mit 12 Städten; 7) Sikyon; 8) Korinth.

IV. Die griech. Inseln: Korkyra, Leukadia, Kephalonia, Ithaka, Zakynth, Aegina, Salamis, Euböa, Lemnos. Die größern Inseln: Kreta und Kypros. An der kleinasiat. Küste: Lesbos mit Mitylene, Chios, Samos, Kos, Rhodos.

Die älteste Geschichte Griechenlands besteht aus Sagen von Göttern und Göttersöhnen, die auf der Erde große Thaten ausführten (Heroen). Manches Wahre mag dabei zu Grunde liegen, das aber in dem Munde des Volks und durch die Nationaldichter so entstellt worden ist, daß man für die wirkliche Geschichte durch jene Sage fast nichts gewinnt: dennoch ist die Mythologie oder Sagengeschichte der Griechen zu sehr mit der Denkweise des ganzen Volks verflochten, und sie ist

zum Theil zum Verständniß selbst der neuern Schriftsteller so unentbehrlich, daß wir sie nicht ganz mit Stillschweigen übergehen dürfen.

Die ersten Bewohner empfing Griechenland wohl von Asien aus, woher unter Inachus die Pelasger einwanderten, die sich im Peloponnes, namentlich in der schönen Landschaft Arkadien, niederließen, sich bald weiter, ja sogar in das nördliche Griechenland, nach Thessalien, verbreiteten. Sie waren noch ganz roh, wohnten in Höhlen, nährten sich von Wurzeln, Eicheln, selbst von dem Fleische der überwundenen Feinde. Diese wilden Völkchen wurden aber meist verdrängt von einem andern Völkerstamme aus Asien, nämlich den Hellenen, welche durch eine große Ueberschwemmung aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen vertrieben, unter Anführung Deukalions und seiner Söhne, sich in Griechenland mächtig ausbreiteten. Ihr Name, den sie von Hellen, Deukalions Sohne, ableiteten, ward allgemeiner Name der Griechen, welche letztere Benennung in Griechenland nie einheimisch wurde, sondern wahrscheinlich durch eine nach Italien ausgewanderte Kolonie der vertriebenen Pelasger, die Grāci hießen, entstanden ist. Mit Einwanderung der Hellenen erhob sich Griechenland schon etwas mehr aus dem Stande der Wildheit; noch mehr aber geschah dieß, als phönizische und ägyptische Kolonien sich ansiedelten. So erbauete der Phönizier Kadmus Theben und brachte die Kenntniß der Buchstabenschrift nebst dem Gebrauche des Kupfers dahin (1500). Der Aegypter Kekrops gründete Athen und traf religiöse Anordnungen (1650); Ceres aus Sicilien und Triptolemus aus Eleusis lehrten den Ackerbau, Bacchus pflanzte den Weinstock ꝛc. — Jetzt begann auch das Zeitalter der Heroen, zu denen Herkules, Jason, Theseus ꝛc. gehörten. — Die Geister wurden gebildeter: Minos gab seiner Insel Kreta Gesetze; Orpheus milderte durch Gesang und Saitenspiel die rauhen Sitten. — Man

machte schon geringe Versuche in der Schifffahrt; doch scheint der erste unter Phrixus und Helle verunglückt zu sein (1360). —

Hierbei mögen vielleicht Thatsachen zu Grunde liegen, welche aber von der Mythe in ganz anderer Gestalt erzählt werden. Kekrops führte unter den rohen Bewohnern von Attika regelmäßige Ehen ein, und deßhalb heißt es von ihm, er sei selbst halb Mann halb Weib gewesen. Orpheus konnte, nach derselben Erzählung, durch sein Saitenspiel bewirken, daß wilde Thiere sanft wurden, Felsen sich bewegten, ja die Flüsse im Lauf stehen blieben ꝛc. Von Phrixus und Helle sagte die Mythe, sie wären auf einem goldnen Widder über den Hellespont geritten, doch Helle wäre ins Meer gestürzt, woher die Meerenge auch ihren Namen führe (Meer der Helle).

Ein kriegerischer Geist äußerte sich sehr frühzeitig in den rohen Söhnen der Natur, so daß jede einzelne Fehde alle Helden Griechenlands unter die Waffen rief. Die erste der größern, schon mehr gemeinsamen Unternehmung nach außen hin war der berühmte Argonautenzug (1260).

Jason, ein Prinz von Jolkos in Thessalien, faßte den Plan zu einer ausgedehnten Seeräuberunternehmung, ließ daher durch phönizische Baumeister ein Schiff bauen, größer, als alle, die man bis dahin kannte. Dieses Schiff hieß Argo und die Abenteurer, welche auf demselben den Zug mitmachten, nannte man Argonauten d. h. Argoschiffer. Der Ruf des Anführers lockte eine große Menge kühner Jünglinge herbei und die Fahrt ging durch die beiden Meerengen, wodurch das Mittelmeer mit dem schwarzen verbunden wird, und sodann immer weiter nach Osten. Hier, nach den damaligen Vorstellungen am östlichen Ende der Erde, lag das reiche Land Kolchis, mit dem man vielleicht eine Art von Handelsverbindungen eröffnete oder auch bloß an seinen Küsten räuberische Ein-

fälle unternahm, worauf man mit Schätzen beladen ins Vaterland zurückkehrte.

Es läßt sich leicht denken, daß bei den mangelhaften Kenntnissen der Erdbeschreibung, bei der wenigen Erfahrung in der Schifffahrt, die Abenteurer mancherlei Beschwerden erdulden mußten, daß sie aber bei ihrer Heimkunft Vieles in ihrer Erzählung übertrieben, was die spätere Sage endlich ganz in das Reich der Mährchen herabzog. Nach dieser heißt es: Die Argonauten wollten das goldne Vließ, oder das goldne Fell von dem Widder, auf welchem Phrixus und Helle einst geritten waren, wieder holen. Als sie nach unsäglichen Gefahren endlich in Kolchis landeten, weigerte sich der dortige König, ihren Wunsch zu gewähren, wenn nicht Jason zuvor mit feuersprühenden Stieren ein Feld umpflügte, dann eine Schaar gewappnete Männer bekämpfte, welche plötzlich aus der Erde gewachsen waren, nachdem man Drachenzähne in dieselbe gesäet hatte. Auch den fürchterlichen Drachen, der das Vließ bewachte, mußte er zuvor umbringen; aber alle diese Aufgaben löste der junge Held glücklich durch Hülfe der schönen Königstochter Medea, die ihm mit Zaubermitteln beistand und ihm als Gemahlin nach Griechenland folgte. —

Doch, das waren nur einzelne Helden, zu einem Abenteuer verbunden; viel wichtiger erscheint uns die erste allgemeine Nationalunternehmung der Griechen, nämlich die Eroberung der Stadt Troja (1184). Verschiedene Völker griechischen Stammes hatten sich nämlich an den reichen Küsten Kleinasiens angesiedelt und, durch ihre glückliche Lage begünstigt, schon früher als die europäischen Hellenen einen gewissen Grad von Bildung und Wohlhabenheit erlangt. Das erweckte Eifersucht bei den Europäern und eine Veranlassung zum offnen Kampfe war bald gefunden. Der König Priamus von Troja, wohl der angesehensten unter den Küstenstädten, hatte einen

Sohn, Namens Paris. Dieser entführte dem Könige von Lakedämon, Menelaus, seine wunderschöne Gemahlin, die Helena, worauf sich die europäischen Griechen unter Anführung des mächtigen Königs von Mykene, Agamemnon, zur Rache gegen Troja verbanden und auf Kähnen ein Heer von wohl 100,000 nach Asien überführten. Nach einem zehnjährigen Vertilgungskampfe, der aber freilich mehr einer Rauferei als einem regelmäßigen Kriege glich, fiel endlich die hohe Stadt durch eine Kriegslist des schlauen Ulysses, oder wahrscheinlicher durch Verrätherei und wurde von Grund aus zerstört. Ein solches Unternehmen bot nun für die Dichtkunst ein großes Feld dar und sie ermangelte nicht, es zu benutzen. Wunder über Wunder werden erzählt; die Götter selbst steigen herab und streiten bald für diese bald für jene Partei. Ein alter griechischer Dichter, Homer, der ungefähr anderthalb hundert Jahr nach dem Ereigniß in Kleinasien lebte, hat in einem großen Heldengedichte, das den Namen Iliade führt, Scenen aus der Belagerung von Troja dichterisch dargestellt, welche, vielleicht im vervollkommten Zustande, bis auf uns gelangt sind. Auch die Rückreise des Ulysses oder Odysseus besingt er auf gleiche Weise in der Odyssee und beide Gedichte werden von den Kennern für unerreichbare Meisterwerke gehalten. — Außer den schon angeführten Namen der tapfern Helden sind noch zu merken: Auf Seiten der Trojaner: Hektor, Priam's Sohn, Aeneas ꝛc., — auf der Griechen Seite: Achilles, Ajax, der alte Nestor ꝛc.

Mit dem Untergange Troja's endigt das eigentliche Heroenalter der Griechen; doch bleibt die Geschichte noch immer mythisch. Die Unordnungen, welche daraus entstehen mußten, daß fast die ganze Bevölkerung des Landes im Auslande kämpfte, bewog mehre dorische Stämme unter Anführung der Nachkommen des Herkules (der Herakliden), daß sie sich des ganzen Peloponnes be-

mächtigten. Die frühern Bewohner wanderten nun großentheils nach Kleinasien und gründeten daselbst Kolonien, die sehr bald reich und gebildet wurden. Auch geschahen Auswanderungen nach Unteritalien, und deßhalb führt dieses nicht mit Unrecht den Namen Großgriechenland. In dem Mutterlande aber bildeten sich, bei der allgemeinen Unordnung eine Menge kleiner Republiken, unter denen Sparta und Athen durch Macht und Ansehen sich auszeichneten.

Man sollte wohl glauben, daß die vielen von einander ganz unabhängigen kleinen Staaten in ihrer Zersplitterung bald zu Grunde gegangen wären; doch geschah dieß nicht, da auf der andern Seite alle Bewohner des Landes, wenn sie den hellenischen Stamm nachweisen konnten, durch mächtige Bande zu einem Volke vereinigt waren. Das Orakel zu Delphi war allen Griechen heilig. Hier ertheilte von einem Dreifuße herab, der über einer ewig dampfenden Höhle stand, die Priesterin Pythia, denen, die sie über schwierige Angelegenheiten befragten, ihre zweideutigen Orakel, die wenigstens immer auf Beilegung der Feindseligkeiten und Aufrechthaltung der Ordnung berechnet waren. — Das Amphiktyonengericht, zu welchem jede Republik ihre Abgesandten schickte, schlichtete jede Streitigkeit im Entstehen. — Bei den großen Nationalfesten, unter welchen die olympischen Spiele am berühmtesten geworden sind, so daß sie den Griechen sogar zur Zeitrechnung dienten (vgl. die Einleit. §. 2.), versammelte sich Alles, was Griechе hieß, und so wurde ein Nationalgeist angefacht. — Doch diese merkwürdigen Spiele verdienen es wohl, daß wir uns länger dabei aufhalten. —

Schon in den ältesten Zeiten wurden in der Landschaft Elis, wo späterhin der prächtige Tempel des Jupiter Olympius stand, Wettspiele gehalten, die, obgleich öfter unterbrochen, sich dennoch immer wieder erneuerten,

und von 776 an ununterbrochen fortdauerten. Das Fest begann mit großen und feierlichen Opfern und wurde regelmäßig alle vier Jahre, und zwar im Monat Julius gefeiert. Die Spiele selbst bestanden im Wettrennen zu Pferde und zu Fuß, im Springen, Diskuswerfen (der Diskus war eine schwere Metallscheibe, welche man nach einer gewissen Weite warf), Ringen und Faustkampf. Die Kämpfer mußten sich zehn Monate vorher in dem Gymnasium zu Elis vorbereitet haben. Eine zahllose Menschenmenge aus dem eigentlichen Griechenland, aus Italien, Sicilien, Asien, Aegypten ꝛc. strömte herbei und bildete gleichsam einen großen Bruderbund. Alle Feindseligkeiten hörten während des Festes auf; die nahe Berührung der verschiedenen Völker wirkte besonders wohlthätig auf die Geistesbildung; denn nicht bloß wurden hier Verträge geschlossen, auch die Künstler stellten ihre Arbeiten aus, die Gelehrten lasen ihre Werke vor, die Dichter rezitirten ihre Gedichte ꝛc. Dadurch wurde mancher Geist geweckt, der sonst im Schlummer geblieben wäre. Ein griechischer Geschichtschreiber, z. B. Herodot, derselbe, dem wir die ältesten Nachrichten über Aegypten, Phönizien und die babylonischen Staaten verdanken, las einen Theil seiner Arbeit vor und erntete Beifall; dadurch wurde ein junger Mann, Thukydides, so begeistert, daß er nicht eher ruhete und rastete, bis auch er eines gleichen, ja noch größern Ruhms, als sein Vorbild, theilhaftig wurde. — Ein feierlicher Eid verpflichtete die Kampfrichter zur strengsten Unparteilichkeit, und das war wesentlich nothwendig, da der freie Hellene keine größere Ehre kannte, als die, Sieger in den olympischen Spielen gewesen zu sein. Der Name des Glücklichen wurde laut durch einen Herold verkündet und als Preis erhielt er eine Krone von Oelzweigen. Sein Ruhm ging auf sein Vaterland über, das stolz darauf war, ihn hervorgebracht zu haben. Die Mitbürger des Bekränzten holten ihn im Triumph ein und die gefeiertsten Dichter

z. B. Pindar, priesen ihn durch Hymnen (Lobgesänge). Man erzählt, daß einst zwei Brüder sich Siegerkränze erwarben, und dieselben zugleich ihrem glücklichen Vater darbrachten. Da rief das Volk dem entzückten Greise zu: „Stirb, Diagoras! Nun hast du nichts mehr zu wünschen!“ Und die große Freude stieß wirklich dem Alten das Herz ab, so daß er entseelt in der Versammlung niederstürzte.

Aehnliche Volksfeste, die aber nie den Glanz derer zu Olympia erreichten, waren die pythischen Spiele, zu Ehren Apollo's gefeiert, — die isthmischen, auf der Landenge von Korinth, und die nemeischen.

§. 14.

Fortsetzung.

Die vielen größern und kleinern, Hellas fast auf allen Seiten umgebenden Inseln, waren schon früher, als das feste Land bevölkert und gebildet. Hier zeigte sich vorzüglich der Einfluß der Phönizier. Doch auch das Mutterland blieb keinesweges zurück, wiewohl es später auf die Höhe gelangte, wo seine Kolonien standen. Vorzüglich war allen Griechen ein feiner, richtiger Geschmack bei Hervorbringung von Kunstwerken gleichsam angeboren. Noch immer suchen unsre Künstler, wenn sie ihren Werken eine gefällige Form geben wollen, sich nach griechischen Mustern zu bilden. In der Bildhauerei leisteten die Hellenen außerordentlich viel; ebenso in der Baukunst, wo vorzüglich athenienſische Meister bei Bauten der Göttertempel durch eine sinnreiche Anlage des Ganzen und geschmackvolle Ausführung der einzelnen Theile die Bewunderung aller Zeiten erregt haben. Noch jetzt dienen die drei Säulenordnungen der griechischen Baukunst den Baukünstlern zur Richtschnur. Die Säulen nämlich, die zur Zierde und Stütze der Gebäude dienten, wurden nicht nach Willkühr bearbeitet hingestellt, sondern ihr ganzer Bau

auf gewisse Regeln gegründet. Jede Säule besteht 1) aus dem Säulenstuhl (Piedestal, Postament), einem hohen zu mehrer Erhebung der Säule vom Boden bestimmten Uebersatz, der aus Würfel, Deckel und Sims zusammengesetzt ist; 2) aus der Säule selbst, welche aus dem Fuße, dem Schaft und dem Kapital, 3) aus dem Gebälk, das aus dem Hauptbalken, dem Bort oder Fries und dem Kranz oder Karnies besteht. — Die älteste Säulenordnung ist die dorische. Der Charakter dieser Ordnung ist männliche Pracht, die keine feinen Zierrathen, aber durchaus Fleiß und einfachen Reichthum zeigt. — Die zweite ist die ionische, wie sie bei dem berühmten Dianentempel zu Ephesus Anwendung fand, und ihr Charakter ist zierliche Einfachheit. Sie hat zum Kennzeichen ein mit zwei Schnecken auf zwei Seiten, oder ein mit vier doppelseitigen Schnecken auf den vier Ecken geziertes Kapital. Es ist übrigens eine Nachahmung der dorischen Ordnung, nur schlanker und höher. Der Schaft zeichnet sich durch hohle Streifen aus. — Das Meisterstück der Baukunst ist die korinthische Säulenordnung, deren Erfinder der Bildhauer und Baumeister Kalimachus gewesen sein soll. Sie hat am Kapital 16 Schnörkel und drei Reihen Blätter; der Schaft ist gerippt. Uebrigens müssen bei allen diesen Ordnungen die einzelnen Theile jeder Säule in dem genauesten Verhältnisse zu einander stehen *).

Die Göttertempel der Griechen lagen meistens auf

---

*) Zu diesen Ordnungen kamen in der Folge noch die tuszische oder toskanische, die einfachste, die römische oder die zusammengesetzte. Einige nehmen auch noch eine deutsche an; doch das ist völlig unstatthaft, da diese sich von der ionischen nur durch das schlechtere Kapital und einige willkührliche Veränderungen der kleinen Glieder auszeichnet. — Die toskanische Ordnung dient zu Stadtthoren, Brunnen 2c.; die dorische paßt für gottesdienstliche Gebäude, — die ionische für Lustschlösser, die korinthische findet bei Verzierung fürstlicher Paläste 2c. Anwendung.

einer Anhöhe; eine breite Treppe, mit marmornen Säulen geschmückt, führte zu einem prächtigen, durch Säulen gebildeten Eingange. Im Innern sowohl, als von außen war der Tempel mit Statuen, Kunstwerken von erhabner Arbeit und mit Gemälden geziert. Die schönsten Tempel waren: a) der Tempel der Diana zu Ephesus, an welchem man 220 Jahre ununterbrochen arbeitete, der für ein Wunderwerk der alten Welt galt, und den ein gewisser Herostratus, aus thörichter Ruhmsucht, in Brand steckte. b) der Tempel des Jupiter zu Olympia, mit der wundervollen Statue des Gottes aus Elfenbein verfertigt, ein Werk des großen Bildhauers Phidias (§. 22.). c) der Tempel der Ceres zu Eleusis. Hier wurden die eleusinischen Mysterien (Geheimnisse) gefeiert, welchen kein Ungeweihter bei Todesstrafe nahen durfte. Die Weihe oder Aufnahme war mit vielen schauererregenden Gebräuchen verbunden, und nur Personen von strenger Verschwiegenheit und anerkannter Rechtschaffenheit wurden der Theilnahme gewürdigt. Wahrscheinlich wurden gereinigtere Religionsbegriffe in bildlichen Darstellungen den Eingeweihten als Geheimnisse mitgetheilt.

Andere Gebäude, an welchen sich die griechische Baukunst verherrlichte, waren die Gymnasien, zu körperlichen Uebungen bestimmt, die öffentlichen Bäder, die auch noch jetzt bei den Türken, überhaupt bei den Morgenländern, in großem Ansehen stehen; die Theater, vorzüglich zu Athen. Die Sitze der Zuschauer erhoben sich in Halbkreisen, in weiter stets geschweiften Bogen einer über den andern, und konnten auf 30,000 Menschen fassen. Stießen zwei Theater so zusammen, daß sie eine ovale Rundung ausmachten: so nannte man dieß ein Amphitheater. In der dramatischen Kunst hatten es die Griechen außerordentlich weit gebracht, und ihre Schauspiele — immer mit Gesang und Tanz begleitet — wurden mit ungemeiner Pracht ausgeführt.

Vieles von dem, was wir eben besprochen haben, gehört einer spätern Periode an; doch zeigten sich schon bald die ersten Anfänge, die Herrliches ahnen ließen. Die Künste hoben sich; der Handel, vorzüglich der von Athen, kam in Flor; die bildsame, wohllautende hellenische Sprache erleichterte den Dichtern ihre vollendeten Kunstwerke. Auch die Philosophie trat als praktische Lebensweisheit hervor bei den sogenannten 7 Weisen Griechenlands, die durch kurze Erfahrungssätze, Sprichwörter, unterrichteten. Der weise Gesetzgeber Athens, Solon, war einer derselben (§. 16.). Unter den übrigen ist Thales am berühmtesten. Er lebte um 600 zu Milet in Jonien und scheint einen großen Theil seines Wissens aus Aegypten geholt zu haben. Er lehrte zuerst, wie man eine Höhe ausmessen könnte, ohne dieselbe zu ersteigen. Er hatte schon erforscht, daß der Mond sein Licht von der Sonne erhalte, ja sogar eine Sonnenfinsterniß kündigte er vorher an. — Bias war es, der bei einer Plünderung seiner Vaterstadt Priene in Kleinasien, da die Bürger ihre Habe zu retten suchten, ledig hinausging, weil er, nach seiner Behauptung, Alles, was ihm gehöre, bei sich trage. — Die Namen der übrigen Weisen waren: Periander, von Korinth; Pittakus, aus Lesbos; Kleobulus, aus Rhodus, und Chilon, ein spartanischer Ephorus.

Echte Lebensweisheit war auch enthalten in den Fabeln des Aesop, der um 600 gelebt haben soll. Man erzählt von ihm, er sei ein buckeliger Sklav gewesen, der wegen seiner Weisheit von seinem Herrn, dem Philosophen Xanthus, die Freiheit erlangt habe. Wir besitzen unter seinem Namen noch viele Fabeln, die aber wahrscheinlich nicht von Aesop, sondern von einem spätern Griechen herrühren.

Doch nicht bloß auf das praktische Leben bezog sich die griechische Philosophie, sie nahm vielmehr schon früh

auch eine gelehrtere Richtung, wie der Bund der Pythagoräer beweist. Pythagoras nämlich, aus der Insel Samos gebürtig, wurde um das Jahr 586 v. Chr. geboren und genoß für jene Zeiten eine ausgezeichnet gute Erziehung. Zur Vollendung seiner Bildung machte er darauf Reisen, wo ihn vorzüglich der eigenthümliche Charakter und die Weisheit der Aegypter anzog. Um in die tiefsten Geheimnisse der Priester einzudringen, soll er sich den härtesten Prüfungen unterworfen haben. Er war es, der den bescheidenen Namen Philosoph (Weisheitsfreund) aufbrachte und ihn von sich gebrauchte. Uebrigens ist wohl zu beherzigen, daß die uns über diesen merkwürdigen Mann überlieferten Nachrichten so voll fabelhafter Wundergeschichten sind, daß es sehr schwer ist, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden. Seine Schüler bezeigten ihrem Meister, besonders nach dem Tode desselben, eine wirklich göttliche Verehrung, und er selbst suchte sich bei dem Volke durch seine auffallende Lebensweise, durch seine Kleidung und durch eine gewisse Geheimnißkrämerei den Anschein eines übermenschlichen Wesens zu geben. In der Naturkunde, Zahlenlehre, Astronomie und Philosophie war er allerdings seiner Zeit vorausgeeilt; aber es fehlte ihm auch nicht an recht abenteuerlichen Ansichten. Doch jetzt einige Worte über den so viel besprochenen, aber uns immer nicht hinlänglich bekannten Bund.

Bei der Rückkehr nach Samos fand er die Insel unter der Herrschaft des Tyrannen Polykrates; deßhalb ging er nach Unteritalien, um dort einen Schauplatz für seine Thätigkeit zu suchen. In Kroton, einer Stadt des heutigen Kalabriens, trat er zuerst auf und versammelte durch seine ungewöhnliche Tracht, seine körperliche Schönheit, vorzüglich aber durch seine mäßige Lebensweise und hinreißende Beredtsamkeit Tausende von Zuhörern um sich, aus denen er die bildsamsten durch einen besondern Bund näher mit sich vereinigte. Wer die Aufnahme

wünschte, mußte zuvor erst jahrlange Prüfungen bestehen, und auch nach der Aufnahme wurde der neue Schüler noch nicht in die tiefern Geheimnisse eingeweiht; er wurde bloß zum Schweigen, zum unbedingten Gehorsam, zur Bezähmung unzeitiger Neugier, zu pünktlicher Ausübung religiöser Gebräuche gewöhnt, und er hieß ein Exoteriker, konnte noch immer zurücktreten oder entlassen werden. Die Esoteriker hingegen gelangten zu dem geheimen Unterricht, während jene nur an den öffentlichen Vorträgen sich genügen lassen mußten. So war also seine Lehrweise ganz wie die der ägyptischen Priester, eine öffentliche und eine geheime. Die Lebensweise der Pythagoräer war streng geregelt. Alle standen früh auf und fingen ihr Werk mit einer ernsten Doppelprüfung an; sie erforschten nämlich, was sie gestern gewirkt hatten und was sie heute wirken wollten. In weißen Gewändern verrichteten sie alsdann zur Lyra ihre Gebete, worauf die wissenschaftlichen Beschäftigungen begannen. An diese schlossen sich gymnastische Uebungen und ein leichtes Mahl aus Brod und Honig. Die folgenden Spaziergänge waren zur gesprächlichen Wiederholung des Gelernten bestimmt. Gegen 5 Uhr ging es in das Bad und nach diesem zur Hauptmahlzeit, wo nie mehr als 10 Brüder zusammen aßen. Hier genossen sie auch Fleisch und Wein, aber sehr mäßig. Bohnen waren ihnen (und daran, so wie an vielem Andern erkennt man den ägyptischen Ursprung der ganzen Einrichtung) untersagt. — Wenn sie sich nun in ihre Zellen vertheilten, prüften sie noch einmal den vergangenen Tag und sanken sodann, die Lyra im Arm, in einen leichten, aber süßen Schlummer. — Ein solches Leben erfüllte Alle mit heiligen Gefühlen und fesselte sie so an ihren hohen Meister, daß ein Schüler des Pythagoras, um Etwas aufs stärkste zu beweisen, sich nur des Ausspruchs bediente: „Er hat es gesagt.“ — Wer alle Grade durchlaufen war, kehrte ins bürgerliche Leben zurück und

die wichtigsten Staatsämter wurden durch Pythagoräer auf das trefflichste bekleidet. — Leider wurde schon nach 40 Jahren dieser Bund durch bürgerliche Unruhen, denen selbst der Stifter desselben unterlegen sein soll, zerstört, obgleich auch spätere Philosophen sich zu der pythagoräischen Schule bekannten. Außer der Moral und Politik beschäftigen sich diese vorzüglich mit Mathematik, und wir haben ihnen hierin wichtige Entdeckungen zu verdanken. Pythagoras selbst erfand unter andern den sogenannten magister matheseos, oder den pythagoräischen Lehrsatz, ingleichen bewies er, daß die innern Winkel eines Dreiecks gleich zwei rechten sind.

§. 15.

Sparta oder Lakedämon.

Als die dorischen Stämme, die unter Anführung der Herakliden sich des Peloponnes bemächtigt hatten (§. 13.), hier den Staat von Sparta gründeten, stifteten sie zugleich eine erbliche Zweiherrschaft (Diarchie). Die Brüder Prokles und Euristhenes waren die ersten Könige. Zwischen den folgenden Regenten beider Linien herrschte aber die verderblichste Eifersucht, die sich sogar bis zu blutigen Parteikämpfen und dem Morde des Königs Eunomus steigerte. Natürlich gerieth bei solchen Umständen der Staat in die gränzenloseste Verwirrung, aus welcher er nur durch die Gesetze und Einrichtungen Lykurg's (888) gerissen werden konnte. Dieser merkwürdige Mann, ein Sohn des ermordeten Eunomus, regierte nach seines ältern Bruders Tode als Vormund für dessen Sohn Charilaos. Die Mutter des jungen Königs bot dem Lykurgus ihre Hand und mit derselben die Krone an, und da er dieses Anerbieten ausschlug, brachte es das böse Weib durch schwarze Verläumdungen dahin, daß er, um allen Schein zu vermeiden, Sparta verließ und die gebildeten Nachbarstaaten aufsuchte. In Kreta lernte

er die Gesetze des Minos kennen; den schon gebildeten Kolonien in Kleinasien sah er manche treffliche Einrichtung ab; auch Aegypten soll er besucht haben. Mit diesen Erfahrungen bereichert, entwarf er den Plan, aus den Spartanern ein ganz neues Volk zu schaffen. Selbst das Orakel zu Delphi (§. 13.) erklärte seine Gesetzgebung für die beste, und mit dieser vielgeltenden Empfehlung ausgerüstet und von dem zerrütteten Sparta sehnlich erwartet, kehrte er nach 10 Jahren in seine Vaterstadt zurück. Da drängten sich alle Parteien um ihn und verlangten von ihm Hülfe und Rettung, und er gewährte sie dadurch, daß er seine weisen, für die harten dorischen Stämme genau berechneten Verordnungen ins Leben treten ließ. Diese betrafen theils die Regirungsform, theils die bürgerlichen Gesetze, theils die Einrichtung des Privatlebens. Die Könige blieben, doch war ihre Macht durch die Ephoren und durch die Volksversammlung sehr beschränkt. Eine Art vermittelnde Behörde bildete der Rath der 28 Alten, wo kein Mitglied unter 60 Jahren aufgenommen wurde. — Um unter den Bürgern Einigkeit zu erhalten, hob er die Ungleichheit des Vermögens auf und vertheilte alle Ländereien gleichmäßig. Was konnte auch der Reichthum einer Nation helfen, die von Jugend auf gewöhnt worden war, andre Güter höher zu schätzen, als Geld und Besitzthum! — Diese Bemerkung führt uns auf die übrigen bürgerlichen Einrichtungen, unter welchen die Kinderzucht mit Recht oben an steht. Jedes neugeborne Kind wurde von den Aeltesten des Stammes besichtigt, und fand man es schwach oder verkrüppelt, ohne Gnade ausgesetzt. Doch selten war dieß der Fall. Da nämlich die spartanischen Mütter durch Uebung und Abhärtung von Jugend auf ihrem Körper Gesundheit, Kraft und Gewandtheit gaben: so vererbten sie auch Gesundheit und Kraft auf ihre Kinder. Diese schliefen nackt auf Rohrbetten, wozu sie das Schilf ohne

Messer, mit den bloßen Händen, am Flusse Eurotas abgebrochen hatten. Vom 7ten Jahre an übernahm der Staat die Erziehung und die Strenge in der Behandlung nahm, je älter die Kinder wurden, immer mehr zu. Gegen Hunger und Durst, Kälte und Hitze, selbst gegen die empfindlichsten Körperschmerzen, wurden sie abgehärtet. Jährlich peitschte man sie einmal öffentlich bis aufs Blut und keiner durfte eine Miene verziehen. Stehlen war erlaubt, doch wer dabei sich ertappen ließ, bekam bloß aus letzterer Hinsicht tüchtige Schläge. Gegen das Alter war ihnen die tiefste Ehrfurcht eingeprägt.

Diese harte Erziehung wurde auch gewissermaßen im Mannesalter fortgesetzt. So wenig Bedürfnisse, wie nur möglich, das war Lykurgs Hauptgrundsatz; deßhalb durften die Familien nicht für sich speisen, sondern es waren gemeinschaftliche, öffentliche Mahlzeiten angeordnet, wozu jeder Hausvater seinen Antheil lieferte. Die Hauptkost bestand in einer kräftigen, schwarzen Suppe, vermuthlich aus Schweinefleischbrühe, Blut, Essig und Salz zusammengebrauet. Zum Häuserbau waren nur Axt und Säge erlaubt. Gold und Silber war verboten, dafür gab es eisernes Geld, wo man eine mäßige Summe schon auf Wagen fahren mußte. — Die geistige Bildung bestand höchstens in Erlernung der Schreibekunst, in Kriegsliedern und in der Uebung, mit wenigen Worten viel zu sagen, weßhalb man noch bei uns eine solche Art des Ausdrucks mit dem Namen lakonischer Kürze, (Lakonism) bezeichnet. Der Umgang mit Fremden und aller Handelsverkehr wurde nicht gestattet; dafür begünstigte man die feindselige Berührung mit dem Auslande, den Krieg. Wer in der Schlacht geflohen, wurde für infam erklärt; wer aber tapfer kämpfend gefallen war, erhielt ein um so ehrenvolleres Begräbniß. Sparta besaß keine Mauern, — die tapfern Bürger sollten seine beste Mauer sein. Auch eine Art von Uniform war eingeführt, und zwar

von rother Farbe, damit der Feind das etwaige Blut von Wunden weniger bemerke.

Diese fast einzige Richtung auf den Krieg bewirkte, daß jede andre Arbeit dem freien Manne für unwürdig galt und man sie also den Sklaven überließ, welche als Eigenthum des Staates betrachtet wurden und deren Lage fürchterlich war. Sie wurden um Nichts bis auf den Tod gepeitscht; ja die jungen Spartaner lernten an ihnen das Morden. Um der Jugend das Laster der Trunkenheit in seiner abschreckenden Gestalt zu zeigen, mußten sich jene unglücklichen Heloten dann und wann betrinken ꝛc.

So war nun zwar ein Heldenvolk geschaffen; aber alle höhere Geisteskultur, alle sanftern und edlern Gefühle der Menschheit mußten diesem Volke fremd bleiben. Nur auf Krieg und Eroberung war ihr Sinnen und Trachten gerichtet; deßhalb konnten sie keinen mächtigen Staat neben sich dulden. Das mußten zuerst die tapfern Messenier erfahren, die unter ihrem König Aristodemus, trotz des äußersten Widerstandes, unterlagen, zinsbar gemacht und mit Schmach überhäuft wurden (724). Aber aufs neue erhoben sich die Unterjochten und lange blieb der Kampf unentschieden, da der griechische Simson, Aristomenes, die Messenier anführte und Wunderthaten verrichtete. Aber die Lakedämonier, begeistert durch des athenienſischen Dichters Tyrtäus Kriegslieder, siegten endlich dennoch und mit dem Falle der Bergfeste Eira hörte Messenien auf, einen Staat zu bilden. Seine Einwohner wanderten zum Theil nach Sicilien, wo ihnen die Stadt Messana (Messina) ihren Namen verdankt; die Zurückgebliebenen aber wurden Heloten, und Sparta war von dieser Zeit an der mächtigste und einflußreichste Staat in Griechenland (668), es erlangte die sogenannte Hegemonie, oder die auf das größte Ansehn gegründete Oberleitung unter den griechischen Staaten.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ueber Lykurgs Ende sind die Nachrichten sich widersprechend; seine Konstitution erhielt sich aber über 500 Jahre aufrecht.

§. 16.

Athen.

Später als Sparta gelangte Athen zu einer festen Form; doch hier gestaltete sich, dem mildern Geiste des ionischen Stammes gemäß, die Ordnung der Dinge ganz anders, als dort, wo die Rauhheit der ursprünglichen Dorier auch in die Staatsverfassung überging.

Die älteste Geschichte Athens ist rein mythisch. Ein Einwanderer aus Aegypten, Kekrops, soll die Stadt gegründet und Theseus ihr schon eine Art von Verfassung gegeben haben. Doch, nach dem Muster andrer griechischer Staaten, schaffte man schon (1068) mit Kodrus die königliche Würde ab und führte zuerst lebenslängliche, dann zehnjährige (752) und zuletzt einjährige (681) Archonten ein. Eine Reihe von innern Unruhen und Kämpfen, welche mit solchen Veränderungen nothwendig verknüpft sein mußten, regten zuletzt das Bedürfniß nach einer festen Gesetzgebung auf. Diese wurde auch veranstaltet, und zwar durch den Archon Drako (624). Aber seine Gesetze waren zu einseitig und zu streng, so daß man von ihnen sagte, sie wären mit Blut geschrieben. Auf dem geringsten Vergehen, z. B. Obstdiebstahl, Müßiggang ꝛc., stand Todesstrafe oder Verbannung, und man sieht hieraus, wie roh in diesem Zeitraume noch der Geist des Volks war. Neue und gefährliche Unruhen entstanden; Drako selbst konnte sich kaum durch die Flucht retten und es schien der Untergang des Staates unvermeidlich: da trat ein Mann auf, der die Liebe und das Vertrauen aller Parteien in hohem Grade genoß, und ihm gelang das große Werk einer guten Gesetzgebung vollkommen.

Der Salaminier Solon, den wir schon als einen

der 7 Weisen kennen gelernt haben (§. 14.), war dieser Mann. Ihn wählte man zum Archon und trug ihm auf, die neue Verfassung zu entwerfen (594). Sein Hauptaugenmerk war dahin gerichtet, die verschiedenen Interessen zu vereinigen; deßhalb theilte er dem Volke die höchste Gewalt, aber dem edelsten Theile desselben die Verwaltung des Staates zu. Die Bürger zerfielen nach ihrem Vermögen in 4 Klassen, aber nur die drei obersten Klassen waren zulässig zu Staatsämtern, unter denen das der Archonten das einflußreichste war. Der allgemeinen Volksversammlung blieb zwar die entscheidende Stimme; doch wurde dieselbe geleitet durch den Senat, der das Volk zusammenberief, aber alle Sachen erst vorläufig untersuchte, ehe sie dem Volke vorgelegt wurden, deßwegen auch Manches, was ihm nicht für die öffentliche Berathung geeignet schien, unterdrückte. — Ein anderes Gegengewicht, durch das die Volkswillkühr beschränkt wurde, war der Areopagus, ein ehrwürdiges Gericht, das aber jetzt eine passende Umgestaltung erhielt. Die Mitglieder bestanden aus den jährlich abgehenden Archonten, Männern von unbescholtenem Rufe, die vorzüglich über Religion, Sittlichkeit, Erziehung und Industrie zu wachen hatten. Von dem Areopag galt keine Appellation; selbst die Volksversammlung mußte sich seinen Entscheidungen unterwerfen. Die Richter versammelten sich auf dem Hügel des Ares (Mars) zur Nacht im Finstern, damit sie sich nicht durch die Mienen der Angeklagten in ihrem Urtheil bestechen ließen. Alle Rednerkünste waren hier verboten; jeder Fall wurde kurz, schlicht und unparteiisch vorgetragen und entschieden.

Die Gesetze des Solon, (sie waren auf Bretter geschrieben, öffentlich ausgestellt,) sind dem größten Theile nach auch in unsre Gesetzgebung übergegangen; doch verdienen einige, die wir nicht angenommen haben und aus denen man auf den ganzen Geist jener Einrichtungen schlie-

ßen kann, eine nähere Erwähnung. Kein Sohn war verpflichtet, seinen Vater im Alter zu ernähren, wenn ihn derselbe keine Kunst hatte erlernen lassen. — Jeder, der in einem Bürgeraufstande nicht Partei nahm, wurde für ehrlos erklärt. — Verschwender und Müßiggänger wurden als Verbrecher behandelt. — Die Gymnastik galt in Athen wie in Sparta für ein Hauptbildungsmittel der Jugend. — Die Kinder der im Kampfe Gefallenen wurden auf Kosten des Staates erzogen. — Mittels einer Stimmensammlung durch kleine Steinchen durfte ein Bürger, auch wenn er der rechtlichste Mann war, wenn er über die Andern zu großen Einfluß gewann, auf 10 Jahre verbannt werden, ohne daß es ihm erlaubt war, sich zu vertheidigen. Dieß war der bekannte Ostrakismus oder das Scherbengericht, weil man die Namen auf kleine Täfelchen oder Scherben schrieb.

Der ganze Staat versprach, die Gesetze zu halten und Solon begab sich auf Reisen, wo er unter andern auch zum Krösus gekommen sein soll (§. 12.).

Wenn wir oben von den herrlichen Kunstwerken und der hohen Bildung der Griechen redeten, so waren unter den Griechen vorzugsweise die Athenienser gemeint. Zwar gaben sie an glühender Freiheitsliebe und körperlicher Tapferkeit ihren Nebenbuhlern, den Spartanern, nichts nach; zwar standen bei ihnen, wie bei jenen, die gymnastischen Uebungen im höchsten Ansehen, aber dabei waren sie auch nicht weniger empfänglich für Kunst und Wissenschaft, so wie für Alles, wodurch das Leben verschönert und veredelt wird. In Athen waren die Werkstätten der größten Maler, Bildhauer, Baumeister und andrer Künstler; hier waren die Männer, deren Geisteswerke wir noch immer bewundern, ja als unerreichbare Muster betrachten. Diese Bildung einzelner theilte sich, freilich im geringern

Grade, dem ganzen Volke mit, das schon in seinem Aeußern, in seiner Unterhaltung, in seinen leichten, witzigen Scherzen, attisches Salz genannt, in seiner feinen Umgangssprache kund gab, welcher Geist im Lande regire. Wenn der Spartaner mit seinen Worten kargte, so hielt es der Athenienser für das Höchste, in einer schön gewählten und schön geodneten Sprache größere Vorträge zu halten. Die schönsten Stellen ihrer Dichter wußten Alle auswendig und wendeten sie in eigner Rede zweckmäßig an. Ihnen gefiel Alles, was nur schön war; deßhalb galt auch Vollkommenheit in der Tanzkunst als etwas sehr Rühmliches. Die Tänze stellten irgend eine Handlung dar, welche von den Tanzenden durch Mienen, schöne Stellungen und Bewegungen des Körpers ausgedrückt wurde. Bald waren es feierliche Aufzüge, bald aber auch fröhliche Reigen, bald kriegerische Waffentänze. Der Tanz hing mit dem wirklichen Leben zusammen. Einst wählten die Athenienser einen ihrer Bürger zum Feldherrn, weil er in der Rolle eines Helden am besten getanzt hatte. — Doch wir kehren wieder zu der eigentlichen Geschichte Athens zurück.

Kaum hatte sich Solon entfernt, als es dem schlauen Pisistratus gelang, sich zum Tyrannen (Alleinherrscher) emporzuschwingen (561). Seine bezaubernde Beredtsamkeit, wodurch er der Volkspartei schmeichelte und dieselbe für sich gewann, selbst kleinliche List (eine als Minerva verkleidete Weibsperson führte ihn einst auf einem hohen Wagen dem erstaunten Volke vorüber) errang ihm diesen ersten Platz, den er aber durch wahre Regententugenden zu zieren wußte. Solon's Gesetze bestanden fort; die Kultur wurde auf alle Weise befördert; eine öffentliche Bibliothek wurde gegründet; ja der Tyrann selbst soll zuerst die zerstreueten Gesänge Homer's in ein Ganzes vereinigt haben.

Ihm folgten seine Söhne Hipparchus und Hippias, die ganz im Geiste ihres Vaters herrschten (528); allein der erstere wurde in einem Aufstande des Harmodius und Aristogiton ermordet, worauf Hippias, zum Mißtrauen geneigt, seine Regirung in völlige Tyrannei umwandelte. Das konnte die Freiheitsliebe der Athenienser nicht lange ertragen und sie zwangen den Gehaßten, seine Würde niederzulegen (510). Er floh zu den Persern, die eben damals damit umgingen, den Kampf mit den Hellenen zu beginnen.

§. 17.

Die Perserkriege (492—479).

Schon lange hatten die Griechen in Kleinasien nur mit Widerstreben und Unwillen das persische Joch, das ihrer Freiheitsliebe unerträglich dünkte, ertragen; um das Jahr 500 v. Chr. machten sie endlich einen Versuch, dasselbe abzuschütteln, wozu ihnen die Athenienser freudig hülfreiche Hand boten. Der Versuch mißlang; Kleinasien mußte sich wieder unterwerfen und selbst Altgriechenland wurde von Persiens übermüthigen Beherrscherr mit gleicher Knechtschaft bedroht. Darius forderte von ihnen, zum Zeichen der Unterwerfung, Erde und Wasser; doch die deßwegen abgesendet waren, kehrten nicht wieder zurück; sie hatten, bei der ersten Aufwallung des Unwillens ob solcher Forderung, sowohl in Sparta als auch in Athen, den Tod gefunden. Da sendete der erbitterte Monarch eine Flotte und ein Landheer, die seinen Forderungen mehr Nachdruck geben sollten; doch beide gingen durch Stürme und durch kleine Kämpfe in Thrakien zu Grunde (492). Eine furchtbarere Macht dringt jetzt gerade auf Athen los und Alles zittert und denkt auf Flucht. Auch die tapfern Spartaner blieben zurück; aber nicht sowohl aus Furcht, als aus Aberglauben, da sie vor dem Vollmonde nicht in den Krieg ziehen durften. Da begeisterte Miltiades

seine 10,000 Athenienser, denen sich noch 1000 Platäer angeschlossen hatten, mit Heldenmuthe, und bei Marathon erfocht dieses Häuflein über 100,000 Tyrannenknechte einen vollständigen Sieg (490.) Darius starb 486.

Xerxes setzte die Rüstungen seines Vaters mit Eifer fort; sein unermeßliches Heer zog in 7 Tagen und 7 Nächten über die Schiffbrücke des Hellespont und langte an dem Engpasse Thermopylä an. Hier stand Leonidas, König der Spartaner, mit 300 seiner tapfern Landsleute nebst 700 heldenmüthigen Thespiern und vertheidigte den Durchgang, bis ein schändlicher Verräther, Ephialtes, dem Feinde, der hier schon 20,000 Mann eingebüßt hatte, einen verborgenen Seitenweg über das Gebirge zeigte, worauf endlich die Heldenschaar unterlag. Zu derselben Zeit kämpften die Griechen auch bei Artemisium gegen die feindliche Flotte; doch die Schlacht blieb unentschieden. — Nun wälzte sich der verderbliche Strom immer mehr auf Athen zu, das die unglücklichen Einwohner schleunigst verließen und das nun ein Raub der Flammen wurde. Was die Waffen tragen konnte, begab sich zu Schiffe; denn auf dem Meere sollte der große Kampf entschieden werden, so lag es in dem Plane des großen Athenienſers, Themistokles. Schon verzagten die übrigen Griechen und machten Miene, mit ihren Schiffen einzeln zu entfliehen; da verrieth Themistokles die beschlossene Flucht den Persern und diese umringten in der Nacht die Meerenge von Salamis, in welcher die griechische Flotte lag. Der Kampf begann (300 gegen 2000 Schiffe); die unbehülflichen persischen Schiffe konnten sich in der Enge nicht frei bewegen, sie liefen auf Klippen und Sandbänke und die große Menge war ihnen mehr hinderlich als förderlich; kurz Themistokles erkämpfte den glänzendsten Sieg und rettete dadurch Griechenlands Freiheit (480). Xerxes floh übereilt nach Susa und ersäufte seinen Verdruß in Ueppigkeit und Wohlleben; doch ließ er

den Mardonius mit 300,000 Mann zurück, der aber von dem Spartaner Pausanias und dem Athenienser Aristides, der den schönen Zunamen des Gerechten führte, bei Platää gänzlich geschlagen wurde (479). An demselben Tage erlitt auch die persische Flotte bei Mykale eine totale Niederlage, wodurch die Freiheit der Kleinasiaten errungen wurde.

§. 18.

Athens Uebergewicht (470—431).

Am richtigsten hatte Themistokles geurtheilt, daß die Hauptstütze Griechenlands in einer tüchtigen Seemacht zu suchen sei, und er wußte es durch seinen Einfluß dahin zu bringen, daß seine Landsleute, die Athener, Schiffe über Schiffe baueten und sich ganz dem Seedienste widmeten. Aber noch einen andern Plan suchte er zugleich dadurch auszuführen; Athen sollte nämlich der erste unter allen griechischen Staaten werden. Bis dahin hatte Sparta nach den messen. Kriegen die erste Stelle oder Hegemonie behauptet; durch die Schlacht bei Salamis aber zeigte sich das athenienſische Uebergewicht so auffallend, daß von der Zeit an die verbündeten Griechen sich entschlossen, den Oberbefehl den Athenienſern anzuvertrauen, und dieß thaten sie um so mehr, da der Spartaner Pausanias, trotz seiner großen Verdienste um Griechenland, die Beknechtung Griechenlands, und zwar mit persischer Hülfe, beabsichtigte. Das gab Veranlassung zu Neid und zu Mißhelligkeiten, die späterhin gar in offene Feindschaft ausbrachen. Der gemeinsame Schatz wurde in Delos aufbewahrt und der tugendhafte Aristides führte die Verwaltung desselben zur allgemeinen Zufriedenheit. In dem fortgesetzten Seekriege gegen die Perser focht man mit Glück; eine unermeßliche Beute strömte nach Griechenland, vorzüglich aber nach Athen, das unter Kimon's Staatsverwaltung sich mächtig emporhob, aber auch sein Ansehen

und seine Macht bald mißbrauchte. Die Früchte der fortgesetzten Siege über die Perser kamen nur den Athenienfern zu gute und dennoch trieben sie mit unerbittlicher Strenge die Beiträge zur griechischen Bundeskasse von den schwächern Staaten ein, welches Geld sie sodann in ihren Nutzen verwendeten. Sparta, die einzige Macht, die ihnen gewachsen war, hatte im Innern genug zu thun mit einem Aufstande der Heloten. In Athen selbst war durch Perikles die Volkspartei an das Ruder gelangt und der Areopag gänzlich gestürzt worden, kein Wunder also, daß der Uebermuth dieses Staates riesenmäßig zunahm, aber eben so wenig darf es uns wundern, daß die übrigen Republiken nur mit Unmuth das neue Joch ertrugen. Schon brachen überall offne Feindseligkeiten aus, und nur nach großen Anstrengungen gelang es dem edlen Kimon, die innere Eintracht nothdürftig zu erhalten und die feindseligen Kräfte nach außen hin anzuwenden. Noch einmal schlug er die Perser bei der Insel Cypern, und zwar so, daß dieser Krieg für wirklich beendigt angesehen werden konnte (449).

Nach des trefflichen Kimon's Tode stand Perikles ohne Nebenbuhler da und leitete durch seine Klugheit und Thätigkeit den Staat, wie es ihm gut dünkte. Unter ihm gelangte Athen zu der höchsten Stufe der Macht und des Reichthums; zugleich beförderte er aber auch Künste und Wissenschaften, Handel und Gewerbe, und führte so das goldne Zeitalter der griechischen Literatur und Kunst herbei. Ein in seiner Art ganz einzig waltender Geist war in Athen herrschend. Der Bürger wollte keine Größe und keinen Glanz für sich, aber wohl für den Staat. Daher die Privatwohnungen der Einwohner unscheinbar da standen, während ungeheure Summen auf die öffentlichen Gebäude und Kunstwerke verwendet wurden. So wie aber auf der einen Seite diese ewig merkwürdige Stadt alle Kultur in sich vereinigte, so läßt es

sich doch auch nicht leugnen, daß dieser hohe Standpunkt großen Theils auf Kosten der übrigen griechischen Staaten erreicht worden war, und leider lastete der Druck auf den Bundesgenossen immer fort und führte zuletzt den verderblichen peloponnesischen Krieg herbei.

§. 19.

Peloponnesischer Krieg (431—404).

Die wachsende Eifersucht beider Hauptstaaten und der Haß der Unterdrückten gegen Athen fanden bald die gewünschte Veranlassung zum Kriege. Die Insel Korkyra hatte sich gegen ihren Mutterstaat Korinth empört und war von den Athenienſern bei dieser Unternehmung in Schutz genommen worden. Die Korinther beschwerten sich darüber bei den übrigen Griechen, welche nun insgesammt verlangten, Athen sollte alle unterjochten Inseln und Städte frei geben. Auf Perikles Rath verweigerte man dieses Ansinnen und der Krieg brach aus (431). Von beiden Theilen wurde mit einer Erbitterung gefochten, die keine Grenzen kannte. Die Athenienſer kämpften zu Schiffe, die Spartaner nebst den Bundesgenossen verwüsteten Attika. In Athen selbst brach gleich im zweiten Jahre eine furchtbare Pest aus, als deren Opfer auch Perikles fiel. — Damals zeichnete sich Hippokrates aus, ein berühmter Arzt, dessen Werke noch jetzt von den Heilkundigen als vortrefflich gepriesen werden. — Nach Perikles Tode riß in Athen eine zügellose Volksherrschaft ein und der Kampf wurde mit aller Erbitterung fortgesetzt. Lange blieb der Ausgang unentschieden, ja (422) wurde sogar ein Friede geschlossen; doch der ruhmsüchtige und schlaue Athener, Alkibiades, wußte es zu veranstalten, daß die Feindseligkeiten wieder begannen. Er beredete die Athenienſer zu einem Kriegszuge nach Sicilien (416); kaum war aber Alkibiades dahin abgesegelt, als er angeklagt wurde, die öffentliche Religion entweiht zu haben.

Da floh er zu den Spartanern und reizte diese zum Friedensbruch. Von jetzt an kämpfte Sparta auch zur See glücklich; aber der Leichtsinnige begab sich bald darauf zu den Persern, die er für Athen gewann. Ehrenvoll zurückgerufen, häufte er Siege auf Siege, und vergeblich baten die Spartaner um Frieden. Endlich ward aber die Flotte des Alkibiades in seiner Abwesenheit geschlagen, worauf er dem Zorne seiner Landsleute nur durch freiwilliges Exil entging. Von jetzt an schwankte das Kriegsglück und, nach unsäglichem Blutvergießen, stürzte durch die Schlacht bei Aegospotamos die athenienſische Macht in Nichts zusammen (405); Athen selbst fiel in der Sieger Hände, seine Mauern und Häfen wurden niedergerissen und seine herrliche Seemacht zerstört.

§. 20.

Sparta's Uebergewicht (403—387).

Mit dieser Demüthigung waren aber die racheschnaubenden Bundesgenossen noch nicht zufrieden. Kein Stein der stolzen Stadt sollte auf dem andern bleiben, so verlangten es die Korinther; mit mehr Mäßigung verfuhr Sparta, das feierlich Athens Verdienste um das gesammte Griechenland aussprach und fest erklärte, es werde nie gestatten, „daß Griechenland das eine Auge ausgerissen werde.“ Aber man wollte es unschädlich machen, und dazu schien es am zweckdienlichsten, wenn man die ganze bisherige Verfassung umwarf. Unter des Siegers (es war der spartanische Feldherr Lysander) Einfluß bekleidete man dreißig Männer mit der obersten Gewalt, die unter dem Namen der 30 Tyrannen ihre Regirung durch Ungerechtigkeiten aller Art bezeichneten (404—3). Von einer spartanischen Besatzung in der Burg Athens (Akropolis) unterstützt, wütheten sie auf das entsetzlichste. Alle Diejenigen, welche durch Kühnheit oder Kraft ihnen gefährlich werden konnten, starben den Tod durch Hen-

kers- oder durch Meuchelmörderhand; und so fiel vor Allen der schlaue, zugleich aber heldenmüthige Alkibiades.

Aber der alte Geist war nicht so leicht zu dämpfen; schon 403 ward durch Thrasybulus die Tyrannei der Dreißig gestürzt und die solonische Verfassung wieder hergestellt; doch Athens Macht war für immer gebrochen; von jetzt an erhob es sich nie wieder. —

Die Spartaner hatten den für sie günstigen Ausgang des peloponnesischen Kriegs größtentheils dem jüngern Kyrus (§. 12.) zu verdanken; aus Dankbarkeit unterstützten sie dessen Empörung gegen seinen Bruder Artaxerxes II., nach deren unglücklichem Ausgange der Athenienser Xenophon mit den 10,000 wackern Hellenen jenen berühmten Rückzug bewerkstelligte (400), den uns der junge Held selbst eben so einfach als unterhaltend geschildert hat. In 8 Monaten hatten die Wackern 560 deutsche Meilen zurückgelegt, fortwährend im Kampfe mit erbitterten Feinden.

Sokrates.

Während eben dieser junge Held tief in Asien so glorreich focht, wurde sein großer Lehrer, Sokrates, zu Athen freventlich hingerichtet. Dieser Mann verdient es vor allen Andern, daß wir uns längere Zeit bei seiner Geschichte aufhalten. — Bis in das dreißigste Jahr soll er die Beschäftigung seines Vaters, Sophroniskus, getrieben haben, nämlich die Bildhauerkunst, zugleich aber diente er auch, wie es jedem Bürger Athens gebührte, seinem Vaterlande im Kriege und zwar mit Auszeichnung. Ein vornehmer Athenienser, Krito, entdeckte in dem jungen Manne Anlagen, die zu etwas Höherem bestimmt schienen, und er verschaffte ihm die Mittel, dieses Höhere zu erreichen. Es gelang, und zwar vollkommen. Sokrates erkannte sehr bald, daß die Menschen erst weise und gut werden mußten, wenn es ihnen wohl gehen sollte; deßhalb

ließ er es seine heiligste Angelegenheit sein, geistvolle Jünglinge zu unterrichten. Dieß geschah nicht sowohl im zusammenhangenden Vortrage, als vielmehr gesprächsweise. Wo sich ihm nur immer Veranlassung darbot, — auf Spaziergängen, den öffentlichen Uebungsplätzen, in den Werkstätten der Künstler und Handwerker, kurz überall knüpfte er lehrreiche Unterredungen an und er wußte es durch seine meisterhaft an einander gereihten Fragen dahin zu bringen, daß der Andere belehrt wurde, ohne daß er die Absicht des Meisters bemerkte. Man hat diese Lehrart mit dem Namen der sokratischen Methode belegt, und die geschicktesten Lehrer aller Zeiten haben sich derselben stets mit Nutzen bedient.

Nun lebten zu jenen Zeiten eine Art gelehrter Schwätzer, die mit selbstgefälligem Stolze über die lächerlichsten Spitzfündigkeiten haarscharf disputirten; deren Hauptgrundsatz war, man müsse Alles beweisen und Alles widerlegen können, um von der Einfalt der Menschen für sich den größten Nutzen zu ziehen. Anmaßend genug nannten diese Leute sich selbst Sophisten, d. h. Weise. Sokrates unternahm es, die lächerliche Blöße derselben überall aufzudecken und seinen Grundsätzen Eingang zu verschaffen. Diese waren auf das rein praktische Leben gerichtet; er zeigte klar, daß alles Wissen nichts werth sei ohne Tugend und daß man Vieles nur zu wissen scheine, was man doch nicht wisse. Deßhalb grübelte er nicht über die Entstehung und die Urstoffe der Dinge, nicht über die Geheimnisse der Zahlen u. s. w., vielmehr leitete er das Nachdenken seiner Schüler auf die Zwecke und Absichten, welche sich aus der Weltordnung schließen lassen. Er lehrte den Glauben an einen Schöpfer, an eine allwaltende Vorsehung, an ein Leben nach dem Tode. Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Tapferkeit empfahl er als die Grundtugenden; aus diesen leitete er die menschlichen Pflichten ab, und zwar auch solche, die ein weniger gebildeter Geist

nicht als Pflichten anzuerkennen pflegt, z. B. die Feindesliebe.

Edle Jünglinge und wackre Männer erkannten es, was sie an diesem außerordentlichen Manne hatten. Sie bildeten beständig einen Kreis um ihn, begleiteten ihn überall und erhielten seinen Unterricht in allen Theilen der Wissenschaft, so weit sie der große Meister selbst ergründet hatte. Diese Schüler, deren wichtigste Namen weiter unten folgen, waren es, welche durch ihn den Geist unbefangener Forschung empfingen und für das Höchste, für Wahrheit, Religion und Tugend, wahrhaft begeistert wurden. Deshalb ist, was späterhin Großes in der Philosophie von den Griechen geleistet wurde, immer auf Sokrates, als die erste Quelle, zurückzuführen, da er es war, der dem philosophischen Nachdenken die Richtung auf ihr schönstes Ziel gab. Dieses und die hohe Kunst, womit er auch dem ungeübtesten Verstande sich deutlich zu machen wußte, verbunden mit einem fleckenlosen Wandel, war der natürliche Grund, daß alle seine wirklichen Schüler (viele wurden leider durch das damals allgemein herrschende Sittenverderbniß in den Strudel der Welt zurückgeschleudert) mit unbegrenzter Liebe an ihm hingen. Euklides kam sehr oft 4 Meilen weit von Megara, um nur seinen Unterricht zu hören, ja er that dies sogar, als die Athener jeden Megarenser mit dem Tode droheten, der in Athens Mauern angetroffen würde. — Merkwürdig ist das Zeugniß, welches der geistreiche aber leichtsinnige Alkibiades in dieser Hinsicht ablegt: „Wenn ich," spricht er, „sonst den Perikles oder einen andern großen Redner hörte, so wurde ich unterhalten und ergötzt und ich fühlte, daß er schön gesprochen hatte; aber bei keines Sterblichen Reden habe ich das empfunden, was mich dieser durch bloße Worte bezaubernde Satyr*) hat empfinden

*) Sokrates liebte einen feinen Spott (Ironie) und brachte denselben gern in seinen Gesprächen an.

lassen. So oft ich ihn höre, bin ich wie bezaubert und angefesselt; meine ganze Seele wird von seinen Worten wie von Schlangenbissen verwundet und ist voll Unwillens, daß sie noch immer so roh und so sklavisch gesinnt ist ꝛc.“

Wie seine Lehre war auch sein Leben. Er war mäßig in Essen und Trinken; Sommer und Winter trug er nur einen schlechten Mantel; er ging nie in Sandalen, sondern immer barfuß; Nachtwachen und körperliche Anstrengungen konnten ihn nicht ermüden. „Wer am wenigsten bedarf, kommt der Gottheit am nächsten,“ das war eine von seinen Hauptmaximen, nach denen er seine Lebensweise einrichtete.

Dennoch fand auch dieser große Mann Neider und Feinde, die ihn zu verderben suchten. Die Sophisten konnten es ihm nicht vergeben, daß er ihr Scheinwissen so bloß gestellt und verfolgten ihn mit allen Waffen, die ihnen zu Gebote standen. Ein damals lebender sehr witziger Dichter, Aristophanes, verfertigte ein Lustspiel, in welchem Sokrates von einer lächerlichen Seite dargestellt wurde. Unter dem Namen „die Wolken,“ ist das Stück bis auf uns gekommen, scheint aber mehr eine Satyre auf den damaligen Geist der Philosophie, als auf Sokrates zu sein. Sokrates war bei der Aufführung zugegen und Niemand lachte — wenigstens Niemand über ihn. —

Endlich verklagten ihn seine Feinde vor einem aus den gemeinsten Bürgern bestehenden Gerichtshofe, er sei von der Staatsreligion abgewichen und sei ein Verführer der Jugend. Sokrates berief sich, statt aller Vertheidigung, auf sein Leben; ja er fügte hinzu, daß er verdiene, auf öffentliche Kosten im Prytaneum unterhalten zu werden, — eine Auszeichnung, die nur den verdientesten Bürgern zu Theil wurde. — Durch diese Aeußerung hatte er die rohen Gemüther seiner Richter, die ihn vielleicht gar nicht kannten, in ihrem Dünkel gekränkt und sie verurtheilten ihn, als einen Religionsverächter und

Volksverführer, den Schierlingsbecher zu trinken. Apollodor, einer von seinen Lieblingsschülern, jammerte vorzüglich deshalb, daß sein guter Meister unschuldig sterben sollte, da fragte ihn Sokrates mit Herzlichkeit: „Wolltest du, daß ich schuldig stürbe?“ Andre entwarfen den Plan, ihn aus dem Gefängnisse zu entführen; doch er verwies ihnen dieses, indem er sie zugleich belehrte, man sei den Gesetzen des Vaterlandes unbedingten Gehorsam schuldig. Noch am letzten Tage seines Lebens waren fast alle Jünger um ihn versammelt und er unterhielt sich mit ihnen ruhig und ernst über die wichtigsten Angelegenheiten, besonders über Leben, Tod und Hoffnung der Unsterblichkeit. Darauf nahm er, ohne eine Miene zu verändern, den tödtlichen Becher und trank. Noch sprach er das Wort der Verzeihung seinen Widersachern, tröstete die weinenden Freunde, und schon matt rief er: „Dem Aeskulap sind wir einen Hahn schuldig. Opfert ihn ja, und versäumt es nicht!“ Sein Tod erschien dem großen Weisen also wie eine Heilung von schwerer Krankheit. — Sanft, wie sein Leben war auch sein Ende (400).

Seine Gattin, Xantippe, war etwas sehr heftiger Gemüthsart und nur die große Gelassenheit des Sokrates verhinderte laute häusliche Auftritte. Er schwieg, wenn sie schmähete, und als sie einst nach langem Zanke ihrem Manne ein volles Waschbecken nachgoß, entgegnete der Weise lächelnd: „Das dachte ich wohl, ein Donnerwetter ist nicht ohne Regen.“ — Uebrigens scheint Xantippe eine treue Hausfrau und sehr zärtliche Mutter gewesen zu sein, keinesweges aber ein solches Zerrbild, wie man hin und wieder aus ihr gemacht hat. —

Sparta's Uebergewicht.

(Fortsetzung.)

Doch wir kehren wieder zu der Geschichte Sparta's zurück. Nachdem dieser Staat keinen gefürchteten Ne-

benbuhler mehr zu scheuen hatte, nahm die Lust an Genüssen und weichlicher Ueppigkeit plötzlich auf eine verderbliche Weise überhand, die um so widerlicher und gemeiner sich äußerte, da in Sparta auch jetzt noch Kunst und Wissenschaft gering geschätzt wurden. Am härtesten mußten die schwächern Staaten Sparta's rohen Uebermuth empfinden und sie hofften nun eben so sehnlich auf eine Gelegenheit, sich dem neuen Zwange zu entziehen, wie sie früher die Aufhebung des athenienſischen Druckes gewünscht hatten. Die Gelegenheit fand sich. Die Hülfe, welche Sparta dem jüngern Kyrus hatte angedeihen lassen, als auch der Neid über die zunehmende Macht dieses Staates, bewogen den Artaxerxes, die äolischen Städte in Kleinasien anzugreifen. Sparta aber sendete den Angegriffenen bedeutende Hülfe und Agesilaus II., der größte aller spartanischen Könige und Feldherren, drang so kühn in Asien vor, daß der persische Riesenstaat schon damals seinem Untergange nahe war (395); doch der Sieger durfte sein Glück nicht weiter verfolgen, sondern mußte umkehren, sein bedrängtes Vaterland zu retten. In Griechenland nämlich hatten sich die unterdrückten Athener, Korinthier, Thessalier und Thebaner gegen Sparta auf Tod und Leben verbunden. Zwar wurden sie vom Agesilaus in einer Landschlacht zurückgedrängt, aber zu gleicher Zeit vernichtete der Athenienser Konon, als Anführer der persischen Flotte, bei Knidos die spartanische Seemacht gänzlich. Nun sah auch Sparta keinen andern Ausweg mehr, sein Ansehn zu behaupten, als dadurch, daß es den schimpflichen antalkidischen Frieden schloß (387), wodurch die Kleinasiaten aufgeopfert wurden, Sparta aber durch seine Verbindung mit dem Perserkönige wieder das Uebergewicht gewann.

§. 21.

Theben (387—363).

Philipp von Makedonien (360 — 336).

Durch die gemachten Erfahrungen waren aber die Spartaner keineswegs gewitzigt worden, vielmehr erwiesen sie sich von jetzt an übermüthiger, als je zuvor. Im Vertrauen auf ihre Allmacht erlaubten sie sich jeglichen Frevel. So bemächtigten sie sich widerrechtlicher Weise der Burg von Theben, der Hauptstadt Boeotiens, und setzten hier eine drückende Aristokratie ein. Diese wüthete unter dem Schutze der spartanischen Besatzung, bis endlich die Thebaner, zur Verzweiflung gebracht, ihre Tyrannen ermordeten und die Besatzung verjagten (378). Die Böotier und selbst die Thebaner waren bei den übrigen Griechen wegen ihres Stumpfsinnes zum Sprüchworte; doch die Tyrannei Sparta's erweckte das kräftige Volk aus seiner Unthätigkeit, so daß es, nachdem es in einer glücklichen Nothwehr seine eigene Kraft hatte kennen gelernt, bald zum Angriff überging. Mit einer starken Macht rückten die Spartaner in das thebanische Gebiet; aber sie fanden hier in der berühmten Schlacht bei Leuktra (371) ihren Untergang. Pelopidas und Epaminondas, die heldenmüthigen Sieger in diesem Kampfe, drangen nun ohne Widerstand in den Peloponnes, ja der letztere überfiel sogar Sparta selbst und nur die Verzweiflung der Bürger dieser Stadt konnte ihn zum Rückzuge zwingen; doch vertilgte er durch die Schlacht bei Mantinea (363) auch noch den letzten Rest der spartanischen Macht. — Aber auch Theben konnte seine Macht nicht behaupten und mit dem Tode seiner beiden großen Feldherren sank es in seine vorige Mittelmäßigkeit zurück. — So war nun Griechenland zwar frei, aber diese Freiheit gründete sich auf die Ohnmacht der einzelnen Staaten. Es

bedurfte nur eines Anstoßes von außen, und das ganze, einst so herrliche Gebäude stürzte in Nichts zusammen.

Der Anstoß geschah durch Philipp, den schlauen König von Makedonien. Nachdem er seine Herrschaft gehörig im eigenen Lande begründet hatte, mischte er sich mit großer Kunst in die kleinlichen Streitigkeiten der einzelnen griechischen Republiken, vergrößerte dabei seine Macht, und als nun, durch den großen Redner Demosthenes aufgerüttelt, man gegen ihn die Waffen ergriff, war es schon zu spät. In der Schlacht bei Chäronea (338) siegte er über die verbündeten Athenienser, Peloponnesier, Thebaner und Korinthier vollständig. So gerieth Griechenland unter makedonische Vormundschaft, doch behandelte Philipp die Ueberwundenen mit großer Milde. Seine Plane strebten weiter; der Untergang des großen persischen Reichs war es, wonach er trachtete; deshalb verlangte er von den Hellenen nichts, als Mannschaft und Schiffe, und daß sie ihn in dem zu unternehmenden Feldzuge nach Asien zum Oberfeldherrn wählten. Die großen Entwürfe wurden aber durch die Ermordung des Königs (336) vereitelt.

§. 22.

Allgemeine Bemerkungen.

Aus der Schule des Sokrates gingen die berühmten Männer hervor, die zum Theil wieder Stifter von neuen philosophischen Schulen wurden. Antisthenes übertrieb die sokratische Strenge in der Entfernung aller Bedürfnisse und wurde der Stifter der Kyniker (Hunde, Hündler), unter denen Diogenes von Sinope fast berüchtigt geworden ist. Die ganzen Habseligkeiten dieses Mannes bestanden in einem alten Mantel und einem Stabe. Einen hölzernen Becher schleuderte er weg, da er einem Knaben absah, man könnte das Wasser auch aus hohler Hand trinken. — Den Kynikern gerade entgegen-

gesetzt war die kyrenäische Schule, deren Stifter Aristippus, die angenehmen Empfindungen für das höchste Gut erklärte, zugleich aber nach vollkommner Freiheit von Außendingen strebte. Reich oder arm, war er gleich fröhlich; ja als auf einer Reise ein Sklav unter der Last eines Geldsackes fast erlag, befahl er ihm, die Bürde wegzuwerfen. Richtiger, als die eben genannten, hatte wohl den Geist seines Meisters der herrliche Plato aufgefaßt, dem man auch den Zunamen „des Göttlichen" gegeben hat. An Erhabenheit der Ideen, an Tiefe der Gedanken, an Fülle und Schönheit des Ausdrucks erscheint er unübertrefflich. Etwa 8 Jahre genoß er den Umgang des Weisen, den er in seinen Werken verherrlicht hat. Unter dem Titel Phädon schildert er uns in einer bezaubernden Sprache die letzten, so lehrreichen Stunden des edlen Dulders, nach dessen Tode er, zur Erweiterung seiner Kenntnisse, vorzüglich um die Lehren der Pythagoräer genauer zu erforschen, eine größere Reise unternahm. Er kehrte nach Athen zurück und eröffnete in der Akademie, einem Platze mit Gartenanlagen dicht bei Athen, seine Schule, aus welcher viele treffliche Schüler hervorgegangen sind. Einige Jahrhunderte nach Christi Geb. trug man Plato's ganz falsch verstandene Grundsätze in das Christenthum über, und so entstand die tolle neuplatonische Philosophie.

Unter den Schülern des Plato ist Aristoteles der berühmteste geworden. Er war es, der die ersten wissenschaftlichen Lehrgebäude aufstellte. Seine Schüler heißen Peripatetiker.

Die in der Geschichte so oft vorkommenden Stoiker und Epikuräer sind spätern Ursprungs. (Apostelgesch. 17, 18.) Die erstern verdankten ihren Ursprung dem Zeno (261 v. Chr.), der in der Stoa, einer öffentlichen Halle Athens, seine Lehrsätze vortrug. Er nahm an, das höchste Gut sei die Stärke der Seele, bei welcher

man alle Annehmlichkeiten des Lebens entbehren könnte. Zugleich lehrte er den Schmerz, ja den Tod für Nichts achten. Ihm ganz entgegengesetzt lehrte Epikur (271 v. Chr.), Vergnügen sei das letzte Ziel alles Strebens, ein Grundsatz, der seinen Anhängern zu argen Mißdeutungen Anlaß gab, indem dieselben der Sinnenlust übermäßig fröhnten. Epikur verstand aber unter „Vergnügen" das aus Leidenschaftslosigkeit, freilich mit allen erlaubten und mäßig genossenen Vergnügungen verbundene Wohlbehagen, keinesweges aber wollte er die niedere Wollust empfehlen.

Griechenland hatte die größten Redner hervorgebracht. Wenn Perikles einen öffentlichen Vortrag hielt, verglich man seine Rede mit einem erschütternden Donner. Noch höher, als jener, stand Demosthenes, dessen Werke noch jetzt als Meisterstücke gelten, und der um so mehr unsre Bewunderung verdient, da er uns den Beweis giebt, was ernster Wille vermag. Die Natur hatte ihm alle Gaben zum Redner versagt: Er stieß mit der Zunge an, hatte eine schwache Stimme und in seinen Körperbewegungen zeigte sich vieles Lächerliche; da nahm er Steinchen in den Mund und ruhete nicht, bis er dennoch das brausende Meer vernehmlich überschreien konnte u. s. w.

Unter Perikles Staatsverwaltung stieg auch die Bildhauerkunst zu einer ungeahneten Höhe. Athen wurde durch Phidias mit den herrlichsten Statuen verschönert. Dieses großen Meisters Hauptwerke waren: die Statue der Minerva zu Athen und die Bildsäule des olympischen Jupiters (im Tempel zu Olympia), ganz aus Elfenbein gearbeitet. Er war Meister des hohen Styls. Kaum war es möglich, ihn zu übertreffen, und doch geschah es durch Praxiteles, den Meister des anmuthigen Styls. Dieser bildete eine Venus aus Marmor, die in dem Tempel dieser Göttinn zu Knidos aufgestellt, auch von den

größten Meistern für das Höchste der Kunst erkannt wurde. — Die wenigen, oft verstümmelten Werke seiner Zeit, welche bis auf uns gekommen sind, werden als unbezahlbare Schätze betrachtet und dienen den Künstlern aller Zeit zum Studium.

Dichter: Pindar besang in Hymnen die Sieger in den olympischen Spielen; Aeschylus, Sophokles und Euripides brachten das Trauerspiel zur Vollendung; Aristophanes geißelte im Lustspiele die Thorheiten seiner Zeit.

Prosaiker: Herodot, Thukydides und Xenophon waren Meister in der Geschichtschreibung.

Unter den Malern der Griechen sind Zeuxis, Parrhasius und Apelles die berühmtesten.

Die Religion der Griechen war zwar in den ältesten Zeiten voller Aberglauben, doch nicht in dem Grade, wie bei den Römern. Der Hellene neigte sich überall, so auch hier, mehr zur Fröhlichkeit und diente den Göttern mehr durch äußere Ceremonien, als durch Gesinnungen. Auf die Sittenlehre und den Glauben hatte die Religion wenig Einfluß. Nur den Glauben an die Götter und eine Fortdauer nach dem Tode forderte sie, ferner Enthaltung von den gröbsten Verbrechen und Beobachtung vorgeschriebener Gebräuche. Doch in der schönsten Blüthe der griechischen Kultur hatte man sehr geläuterte Begriffe von einer einzigen Gottheit und einer würdigen Verehrung derselben. Eben so lauter war die Sittenlehre einzelner Griechen. Der Göttinn Demeter (Ceres) zu Ehren wurden zu Eleusis die berühmten Mysterien oder geheimnißvollen Feierlichkeiten begangen, an welchen nur Eingeweihete Theil nehmen durften und wo unter Bildern eine reinere Glaubens- und Sittenlehre vorgetragen wurde. (§. 14.)

Von der Thätigkeit der Hellenen zeigt der Anbau ihres nicht sehr fruchtbaren Landes, das durch den Fleiß

seiner Bewohner viele Millionen ernährte. Ueberall blüheten Ackerbau, Gewerbe, Handel und Schifffahrt. Der Geist der Erfindung war rastlos geschäftig, und eben aus dieser Quelle der Thätigkeit entsprang auch die Liebe zu wahrhaft großen Handlungen und Unternehmungen, wovon die Geschichte so außerordentliche Beispiele aufzählt. Mit einem Worte: Die Griechen sind und bleiben die Lehrer aller Zeiten und aller Geschlechter.

§. 23.

Die Juden.

Nach der Eroberung von Babylon war es wohl von Kyrus eine Maaßregel der Klugheit, daß er, zur Behauptung dieses entfernten Landes, sich die dort in Gefangenschaft lebenden Hebräer verpflichtete, indem er ihnen die Rückkehr in ihre Heimath gestattete. Aber ein großer Theil des Volks war in dem neuen Vaterlande ansässig geworden und es kehrten deßhalb nur 42,360 Männer mit ihren Familien, meist von den armen Stämmen des alten Königreichs Juda*) (536) nach Palästina zurück, welche einen neuen, von den Persern zwar abhängigen, doch im Innern der Leitung eigner Hoherpriester und Aeltesten, nach der mosaischen Verfassung überlassenen Staat bildeten. Jerusalem und der Tempel wurden wieder aufgebaut, wobei sie Kyrus kräftig unterstützte, ihnen sogar die alten, heiligen Gefäße wieder ausliefern ließ. An dem Tempelbau wollten auch die zurückgebliebenen Samariter (§. 10.) Theil nehmen, wurden jedoch, als Unreine, von den Juden zurückgewiesen und thaten nun alles Mögliche, das Werk zu hindern. Im Jahre 515 kam das neue Gebäude zu Stande. (Die Samariter — von denen übrigens jetzt noch Ueberreste leben — erbaueten sich in der Folge einen eignen Tempel bei Samaria auf

---

*) Deßhalb heißen die Hebräer nach dem babylonischen Exil gewöhnlich und mit Recht Juden.

dem Berge Garizim.) Nun wurden die Schriften Mosis, der Historiker und Propheten zu einer Tempelbibliothek, — woraus der Kanon unsers alten Testaments entstanden ist, — gesammelt, die große Synagoge von 120 Gelehrten, zur Auslegung und Bearbeitung der heiligen Schriften, so wie kleinere Synagogen, Schulen zur Vorlesung des Gesetzes und zur Bildung des Volks, gestiftet. Alle diese Anstalten, durch welche Esra und Nehemia sich große Verdienste erwarben, waren aber dennoch nicht vermögend, den echten Mosaismus wieder ins Leben zu rufen. Die Zeit dazu war vorüber, die Juden hatten ganz andre Dinge in Babylonien erlernt, und das Volk erscheint jetzt in einer veränderten Gestalt. Der Druck hatte die neuen Juden fügsam, aber auch verschlagen gemacht; an Anstelligkeit für den Erwerb übertrafen sie ihre Vorfahren. Ihr Handelsverkehr und die jährlichen Festreisen nach Jerusalem häuften in dieser Stadt, unter der milden persischen Regierung, große Reichthümer auf, und sie genossen diese glückliche Lage noch fort, als selbst das persische Reich von dem makedonischen Erobrer zertrümmert wurde (332).

Dritter Abschnitt.

Geschichte der Hauptstaaten des Alterthums, von Alexander bis auf Augustus. (330 — 30 v. Chr.)

I. Der Orient.

§. 24.

Alexander der Große. 336—323.

Was früher Kimon für Athen, Agesilaus für Sparta gewollt, was sich unter den mannichfaltigsten Gestalten

immer als das Hauptbestreben aller Hellenen, als ein eigentliches Nationalwerk, kund gegeben hatte, nämlich der Umsturz des persischen Reichs, das brachte dieser wahrhaft große Fürst zur Ausführung. Von Natur mit glücklichen Anlagen ausgerüstet, kündigte er früh einen außerordentlichen Charakter an. Die Siege seines Vaters Philipp betrübten ihn. „Mein Vater," rief er einst schmerzlich, „wird mir nichts zu thun übrig lassen." Philipp versäumte es nicht, ihm die sorgfältigste Erziehung zu verschaffen; vorzüglich war es der scharfsinnige Aristoteles, der sich um die Bildung des hoffnungsvollen Prinzen unsterbliche Verdienste erwarb. Besonders bemühete er sich, seinem Zöglinge die einem Regenten nothwendigen Wissenschaften mitzutheilen. Er war es auch, der ihm eine solche Vorliebe für Homer's Gedichte einflößte, daß Alexander dieselben immer in einer goldnen Kapsel mit sich führte und sich niemals niederlegte, ohne zuvor einige Seiten darin gelesen zu haben.

In einem Alter von 20 Jahren bestieg er den Thron und rüstete sich zu dem bevorstehenden Perserkriege. Doch die Griechen wähnten, es sei ein Leichtes, jetzt, nach Philipps Tode, das makedonische Joch abzuschütteln; deßhalb ergriffen sie die Waffen. Alexander eilte mit Blitzesschnelle herbei, erschien vor Theben, das er umsonst zur Unterwerfung aufforderte, und eroberte und zerstörte die Stadt von Grund aus. Sechs Tausend Einwohner fielen unter des Rächers Schwerte, 30,000 wurden als Sklaven verkauft; nur das Haus und die Familie des großen Dichters Pindar blieben verschont. Diese Strenge erschreckte ganz Griechenland und willig räumte man ihm den Platz seines Vaters, als Oberfeldherrn gegen die Perser, ein.

Im Frühlinge des Jahres 334 setzte er mit 30,000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern nach Asien über, schlug ein persisches Heer am Granikus und alle Städte Klein-

asiens öffneten darauf freudig dem Sieger ihre Thore. In Gordium löste er den bekannten künstlichen Knoten, (von dem ein Orakel ging, daß Derjenige, welcher ihn lösen würde, Beherrscher von Asien sein werde,) mit einem Schwertstreiche. 333 kam er nach Tarsus, wo er sich durch unvorsichtiges Baden eine gefährliche Krankheit zuzog, die seinen Siegeslauf einen Augenblick hemmte. Der Perserkönig, Darius Kodomannus, war mit seinem unermeßlichen Heere im Anzuge; kein Arzt wollte die Heilung übernehmen; doch da zeigte Alexander die ganze Hoheit seines Charakters. — In dem Augenblick, wo ihm sein Arzt, Philippus, einen Trank reicht, meldet ihm ein Brief des geprüften Feldherrn Parmenio, Philipp sei vom Darius bestochen, um seinen König zu vergiften. Alexander reicht seinem Arzte den Brief und nimmt in demselben Augenblicke den Trank. Sein edles Vertrauen wird durch schleunige Genesung belohnt und an der Spitze seiner jubelnden Soldaten zieht er dem Perser entgegen. Bei Issus kam es zur Schlacht; die Makedonier siegten und erbeuteten die Schätze und Familie des Darius, welche letztere der Sieger auf das edelmüthigste behandelte. Jetzt stand Persien offen; doch Alexander zog es vor, sich im Rücken durch Besetzung der Küsten des Mittelmeeres zu sichern. Nur in Tyrus fand er heftigen Widerstand (§. 4.), aber die Stadt wurde, nach 7 Monaten unglaublicher Anstrengungen, dennoch erobert und völlig zerstört (332). Siegreich durchzog er darauf Palästina, befreiete Aegypten vom persischen Joche und gründete hier Alexandrien, eine Stadt, die von jetzt an den Welthandel an sich riß. Im folgenden Jahre wendete er sich wieder nordostwärts und bei Arbela (jetzt Erbil) und Gaugamela kam es abermals zu einer Schlacht (331), in welcher Alexanders höhere Kriegskunst den schwer zu erkämpfenden Sieg errang. Dem makedonischen Phalanx vermochte nichts zu widerstehen. Gewöhnlich 16 Mann

hoch standen die Phalangiten aufmarschirt und bildeten mit ihren langen Spießen eine undurchdringliche Mauer. Babylon und Susa, wo die Reichthümer des Orients aufgehäuft waren, öffneten ihre Thore; selbst in Persiens heiliger Hauptstadt, Persepolis, zog der Makedonier siegreich ein. — Hier aber endigen sich Alexanders glorreichste Tage; er wurde übermüthiger Sklav seiner Leidenschaften. Persepolis, dieses Wunder der Welt, wurde von ihm in der Trunkenheit in Brand gesteckt. Auf seinem fernern Zuge traf er den unglücklichen Darius selbst, der, von seinem eignen Satrapen Bessus auf den Tod verwundet, eben den letzten Athem aushauchte. Alexander weinte dem Gefallenen eine Thräne der innigsten Rührung; doch ließ er sich nicht abhalten, immer weiter vorzudringen. Die Soldaten aber, die durch asiatische Ueppigkeit verweichlicht waren, oder die ihre geraubten Schätze in Sicherheit wünschten, folgten ihm nur mit Widerstreben. Die Zuneigung zu ihrem einst angebeteten Anführer verringerte sich, da sie seinen Stolz oftmals hart empfinden mußten. Durch sein Glück und die unverschämtesten Schmeicheleien bethört, verlangte dieser, auch die freien Griechen sollten ihn durch Niederknien begrüßen und ihn wie einen Gott verehren. Sein Plan war, Griechen und Perser zu einem Volke zu verschmelzen; deßhalb nahm er selbst persische Sitte an, heirathete eine schöne Perserinn und begünstigte überhaupt die Perser. Da wuchs die Unzufriedenheit des Heeres noch mehr; es brachen Empörungen aus, die nur durch das Blut, oft der angesehensten und beliebtesten Feldherren, gedämpft werden konnten. — Als er nun sogar nach Indien vordrang und den Hyphasis überschreiten wollte, weigerten sich Alle einmüthig, ihm ferner zu folgen und er mußte umkehren (326). Er schiffte den Indus hinunter und gelangte so zu dem Weltmeere. Ein Theil segelte hierauf nach dem persischen Meerbusen, während Alexander selbst mit dem

andern zu Lande den Weg nach Babylon einschlug. Hier wurde ein großer Theil der tapfersten Streiter in den Sandwüsten begraben; die wenigen, welche glücklich zurückgekehrt waren, beschenkte er um so reichlicher. Noch in Babylon war er mit neuen Riesenplanen, nämlich der Eroberung der Abendländer, beschäftigt, als ihn plötzlich nach einem schwelgerischen Gastmahle im zwei und dreißigsten Lebensjahre der Tod überraschte (323), gewiß in Folge seiner ungeheuern körperlichen und geistigen Anstrengungen; denn es mag wohl schwerlich sich in der ganzen Weltgeschichte ein Zweiter finden, der in so kurzer Zeit so Großes vollbracht hat, wie Alexander; dem auch deßhalb der Zunamen „des Großen" mit vollem Rechte gebührt.

Griechische Kunst und Wissenschaft verbreitete sich durch diesen Eroberungszug über ganz Asien, und in Kleinasien und Aegypten ward von jetzt an die griechische Sprache die herrschende. — Zu bemerken ist es übrigens noch, daß die erobernden Griechen aus Armenien die armenischen Aepfel (Aprikosen) mitbrachten; ferner, daß Alexander, der bei allen seinen Kriegszügen, nie ein bloß roher Erobrer war, aus Persien einen schönern Schlag Rindvieh nach Griechenland sendete, um daselbst der Viehzucht aufzuhelfen. Ueberhaupt mag der Aufenthalt der Griechen in Persien der Kultur wohl manchen Vorschub gethan haben; das Einzelne hierüber ist uns nur zu wenig bekannt geworden.

§. 25.

Trennung des großen griechisch-makedonischen Reichs.

Nach Alexanders Tode theilten sich, aber nicht ohne vieles Blutvergießen, seine Feldherren und Minister in das große Reich, und so entstanden viele kleine Reiche.

1) Seleukus stiftete das syrische Reich. Seine bekanntesten Nachfolger sind: Antiochus III., der gegen die Römer unglücklich kämpfte (190); Seleukus

Philopator, bekannt wegen seiner Tyrannei gegen die Juden; Antiochus Epiphanes, welchem die Makkabäer sich glücklich widersetzten. Das ganze Land wird im Kriege gegen Mithridates römische Provinz (65).

2) Ptolemäus Lagi stiftete Aegypten. Er sowohl als auch sein Sohn Ptolemäus Philadelphus bringen das Land in Flor. Sie legen zu Alexandrien eine berühmte Bibliothek an; lassen die heiligen Schriften der Juden aus dem Hebräischen ins Griechische übersetzen, welche Uebersetzung unter dem Namen septuaginta noch vorhanden ist. — Unter Ptolemäus Philopator kommt Aegypten in römischen Schutz und unter der Königinn Kleopatra (§. 38.) wird es gar römische Provinz (31).

3) Makedonien verlor bald seine Vormundschaft über Griechenland. Kassander stiftete hier eine neue Dynastie (Königsgeschlecht). Nach ihm beherrscht Demetrius Poliorketes (der Städteverwüster) das Land. Philippus II. kämpft unglücklich gegen die Römer, und unter seinem Sohne Perseus wird Makedonien römische Provinz (168).

4) Die Griechen vereinigten sich größtentheils in den ätolischen und achäischen Bund. Die Römer mischten sich in ihre Streitigkeiten und die Aetoler mußten sich zuerst Roms Herrschaft unterwerfen (189). Auch die Achäer, welche gegen Sparta Krieg führten, sollten sich den Anordnungen der Römer fügen, und da sie dennoch fortfuhren, Sparta zu bekämpfen, traten die Römer als Bundesgenossen der letztern auf und durch die Zerstörung Korinth's (146) war die Unterwerfung des Bundes entschieden.

Dennoch blieb Griechenland, auch unter römischer Herrschaft, der Mittelpunkt der Künste und Wissenschaften, welchen die rohen Sieger ehrten und woher sie selbst ihre ganze Bildung entnahmen.

II. Die Römer.

§. 26.

Das älteste Italien.

Das alte Italien wurde eingetheilt in:

I. Oberitalien, wozu Gallia cisalpina und Ligurien gehörten. In Gallia cisalpina waren die Flüsse Ticinus, Trebia, Athesis ꝛc.; hier lag Tergeste, Aquileja, Patavium, Verona, Mantua, Cremona, Mediolanum, Ravenna, Mutina ꝛc. — Ligurien mit Genua, Nicäa ꝛc.

II. Mittelitalien mit 6 Ländern: 1) Etruria mit dem Arno. Städte: Pisa, Florentia, Clusium, Valerii, Veji; 2) Latium mit dem Tiberis und Allia. Städte: Rom, Tusculum, Albalonga, Ostia, Gabii, Arpinum ꝛc.; 3) Campania mit dem Vesuv. Städte: Capua, Neapolis, Herculanum, Pompeji, Nola; 4) Umbria mit dem Rubico. Städte: Ariminum, Spoletium; 5) Picenum mit Ancona; 6) Samnium mit Beneventum und Caudium.

III. Unteritalien oder Großgriechenland mit 4 Ländern: 1) Lucania, ein Gebirgsland; 2) Bruttium; 3) Apulia mit Cannä; 4) Calabria mit Brundisium, Tarent ꝛc.

Die Inseln bei Italien sind: Sicilien, Sardinien und Corsica.

Die Urgeschichte dieses merkwürdigen Landes ist theils durch abenteuerliche Sagen so entstellt, daß wir nur muthmaßlich einige geschichtliche Thatsachen daraus auffinden können, theils aber ist sie ganz und gar in undurchdringliches Dunkel gehüllt. So viel ist gewiß, daß schon lange vorher, ehe das übermächtige Rom alle Lebenskraft Italiens in einen Punkt zusammenzog, das Land schon sehr zahlreich und zwar größtentheils von civilisirten Nationen

bevölkert war. Nur im obern Theile der Halbinsel wohnte ein noch ziemlich rohes Volk, die Gallier; weiter hinab, in den gesegneten Fluren des Arno und der Tiber, hausten die Etrusker, Samniter, Latiner, Sabiner ꝛc., welche wahrscheinlich pelasgischen Einwanderern ihre Entstehung verdankten. Auch ist es nicht unmöglich, daß phönizische Kolonien sich in dem schönen Lande angesiedelt hatten. Die Bildung der Mutterstaaten ging natürlich auf die Töchterstaaten über, und so darf es uns nicht befremden, wenn wir, namentlich bei den Etruskern Bildhauer-, Maler- und Baukunst, Schifffahrt, feste Städte und ein geregeltes Staatswesen antreffen. Es war eine Art von Eidgenossenschaft (Th. II. §. 21.), die zwölf Stämme umfaßte, deren jeder sich selbst regierte, die aber unter Umständen in Gemeinschaft handelten. Noch jetzt finden sich Ueberreste ihrer alten Kunstwerke, vorzüglich Urnen, Opferschalen ꝛc., die durch ihre geschmackvollen Formen selbst unsre Künstler zur Nachahmung gereizt haben und die unter dem Namen etruriſcher Gefäße bekannt sind. Die älteste Geschichte Roms bietet vielfältig den Beweis, daß die etruriſchen Einrichtungen dem jungen Staate zum Muster gedient haben. — Unteritalien (Großgriechenland) war fast ganz von Griechen, und zwar dorischen Stammes, bevölkert und erfreuete sich frühzeitig einer hohen Geisteskultur.

Eine Kenntniß der mythischen Sagen ist bei der Geschichte dieses Landes eben so nöthig, wie bei der Geschichte Griechenlands. Aeltere und neuere Schriftsteller beziehen sich nämlich häufig auf mythische Personen und Begebenheiten aus dieser frühesten Periode; wir theilen also dieselben hier kurz mit, ohne ihre Wahrheit zu verbürgen. Aber nicht bloß die älteste Geschichte Italiens ist durch Fabeln entstellt, auch die ersten Jahrhunderte nach der Gründung Roms lassen uns über viele Dinge, welche diese Stadt betreffen, in großer Ungewißheit.

Nach einer — unwahrscheinlichen Sage führte ein trojanischer Fürst, Aeneas, eine Kolonie flüchtige Trojaner nach Mittelitalien und ließ sich um 1184 in der Landschaft Latium nieder. Gastfrei wurde er von dem Könige Latinus aufgenommen und er vermählte sich sogar mit dessen Tochter Lavinia. Sein Sohn Ascanius bauete Alba Longa; seine Nachkommen regirten etwa 400 Jahr, worauf eine Kolonie dieser Stadt Rom gründete.

§. 27.

Rom unter den Königen. 754—510.

Procas, König von Alba Longa, — so erzählt die Sage — hatte zwei Söhne, Numitor nnd Amulius. Amulius beraubte den ältern, Numitor, des Throns und machte dessen Tochter, Rhea Sylvia, zu einer Priesterinn der Vesta (s. unten). Dennoch gebar sie von Mars die Zwillingsbrüder Romulus und Remus, welche dem Numitor wieder zu seinen Rechten verhalfen und an der Stelle, wo sie als kaum geborne Kinder ausgesetzt und wunderbar von einer Wölfinn gesäugt worden waren, eine Stadt, das nachmalige Rom, erbaueten. Schon bei der Gründung brachen Streitigkeiten aus, wobei Remus das Leben einbüßte und Romulus war der erste König (754—717).

Als solcher vereinigte er, nach etruscischer Weise, in sich die Würden eines Oberpriesters, Feldherrn und Richters, übrigens blieb die Verfassung im Ganzen republikanisch. Um die kleine Kolonie, welche mit Romulus von Alba ausgezogen war und die den Stamm der Bewohner Roms ausmachte, zu vermehren, erklärte Romulus die neue Stadt für ein Asyl (Freistatt), wo jeder Verfolgte, wenn es auch eines Verbrechens halber war, Sicherheit fand. Damit noch nicht zufrieden, ließ er bei einem angestellten Volksfeste, wo viele der benachbarten Sabine-

rinnen sich zum Zuschauen eingefunden hatten, dieselben mit Gewalt entführen und als Hausfrauen unter seine Römer vertheilen. Ein Krieg brach dieses Raubes wegen aus, wurde aber durch Vereinigung der Römer mit den Sabinern beigelegt. — Dem Könige zur Seite stand der Senat, d. h. hundert der ältern, angesehenen Mitbürger. Die Angehörigen und Verwandten derselben bildeten gleichsam den Adel und hießen Patricier, während die übrigen Bürger den Namen der Plebejer führten. Eine Leibwache des Königs (celeres, Schnelle) wurde Veranlassung zu dem nachmaligen Ritterstande. Das Volk war in Tribus und diese wieder in Curien getheilt und gab bei wichtigen Angelegenheiten in allgemeinen Versammlungen (Comitien) seine entscheidende Stimme. Als äußeres Zeichen der Würde des Königs trugen ihm 12 Lictoren fasces, d. h. Bündel Stäbe, aus welchen ein Beil hervorragte, voraus. Den glücklichen oder unglücklichen Ausgang einer Unternehmung suchte man zu erforschen durch den Flug der Vögel, den Appetit gewisser heiliger Hühner oder aus den Eingeweiden der Opferthiere. Die Stadt selbst bestand nur aus einem Erdwall, der im Viereck aufgeworfen war und dessen innern Raum armselige Hütten anfüllten. — Das römische Gebiet hatte ungefähr 3 Meilen im Umfange. — Nach des tapfern aber übermüthigen Romulus plötzlichem und wahrscheinlich gewaltsamen Tode folgte als König der Sabiner

Numa Pompilius, 715 — 673, welcher die Wildheit seiner Unterthanen durch Einführung mehrer religiöser Gebräuche milderte. Er gründete dem Janus einen Tempel, der zur Kriegszeit offen und im Frieden geschlossen war. In 700 Jahren trat der letztere Fall nur zweimal ein. — Die Verehrung der Vesta, (der Göttinn des Feuers) wurde durch ihn streng geregelt. Die Priesterinnen dieser Göttinn galten als heilige Personen; doch wenn sie das heilige Feuer verlöschen ließen oder

ihre Unschuld verletzten: so wurden sie ohne Gnade lebendig begraben. — Die eroberten Ländereien vertheilte er unter die ärmern Bürger und setzte dem Grenzgotte (Terminus) heilige Steine. Wer einen solchen verrückte oder entwendete, hatte den Tod verwirkt. So lehrte er die Wilden das Eigenthum Anderer achten. Der Priesterorden der Fecialen entschied über die Rechtmäßigkeit eines Krieges und kündigte denselben mit großen Feierlichkeiten an. — Die Römer theilten bis dahin das Jahr in 10 Monate; doch Numa fügte noch den Januar und Februar hinzu. Die alten Benennungen erhielten sich aber zum Theil dennoch fort, woher es kommt, daß der neunte Monat, der eigentlich November (von novem, neun) heißen sollte, noch immer September (septem heißt sieben) genannt wird u. s. w. —

Tullius Hostilius zerstörte die Mutterstadt Alba und Rom war schon Haupt des lateinischen Bundes. Ancus Martius besiegte die Lateiner und gründete den römischen Hafen von Ostia. Tarquinius Priscus, ein gebildeter Etrusker, vergrößerte und verschönerte die Stadt und legte die großen unterirdischen Kanäle (Kloaken) an, durch welche aller Unrath in die Tiber geschwemmt wurde. Servius Tullius theilte das Volk in sechs Classen und jede Classe wiederum in Centurien. Die Reichsten bildeten die erste Classe, welche die meisten Centurien enthielt, und nach Centurien wurde in den Comitien gestimmt. Die 5 ersten Classen enthielten 170 Centurien, dazu 18 Rittercenturien; die 6te Classe enthielt 1 Centurie und war frei von Abgaben und vom Kriegsdienste, hatte aber auch bei den Abstimmungen fast gar nichts zu sagen. So kam alle Gewalt in die Hände der Vornehmen, welche auch schlechtweg Classici hießen. Hieraus ist es zu erklären, daß man ausgezeichnete Schriftsteller Klassiker und ihre Werke klassische nennt. — Tarquinius Superbus (der Uebermüthige) gelangte durch Ermor-

dung seines Vorgängers auf den Thron. Er beschäftigte das Volk durch Bauten (Capitol) und Kriege; doch seine Tyrannei machte ihn verhaßt. — Schon unter Servius Tullius zählte Rom 80,000 streitbare Männer.

§. 28.

Rom als Freistaat. 510—450.

Die Lebensart der alten Römer war höchst einfach. Krieg und Kampf war ihr Element, und die Tapferkeit (virtus) galt ihnen als der Inbegriff, wenigstens als die Grundlage aller Tugenden. Im Frieden baueten sie das Feld, und selbst die ersten Männer des Staates hielten es nicht für eine Schande, ihre wenigen Ländereien mit eigenen Händen zu pflügen und zu bestellen und ihre einfache Rübenkost sich selbst am Heerde zu bereiten. Darum waren sie aber auch kräftige, ausdauernde und gewandte Leute, die zu den Beschwerlichkeiten des Kriegs wie gemacht erschienen. Ihre Kleidung bestand in einer Art langen wollenen Weste (tunica), welcher sie ein großes Stück wollenen Zeuges (toga) wie einen Mantel überwarfen. Arme und Beine waren nackt. Im Kriege wurde die Toga mit dem bequemern Soldatenrock (sagum) vertauscht. Dabei waren sie im Essen und Trinken höchst mäßig. Das Korn genossen sie zerstampft und durch Wasser in einen Brei verwandelt, oder in Form der Klöße. Außerdem verzehrten sie Fleisch, Bohnen, Feigen, Honig und Oel. Ihr Getränk bestand in Wasser, oder Wein mit Wasser verdünnt. Sie hielten, gleich den Griechen, nur eine Hauptmahlzeit, und zwar Nachmittags gegen 5 Uhr, außerdem nahmen sie noch ein leichtes Frühstück um 10 oder 11 Uhr zu sich. Geld zu prägen verstanden sie erst in der letzten Zeit der Könige. Die Häuser, selbst die Tempel und Paläste, waren aus Lehm aufgeführt und mit Stroh gedeckt; Straßenpflaster kannte man nicht. Die Gesetze oder vielmehr das übliche Herkommen zeigte einen Geist

der Rohheit und Grausamkeit. Der Vater konnte seine Kinder nach Willkühr tödten oder als Sklaven verkaufen. Gleiche Gewalt besaß der Gläubiger über den Schuldner.

Die Tyrannei der Könige mußte einem so harten, kriegerischen Volke unerträglich werden, und dem Lucius Junius Brutus, der durch verstellten Wahnsinn sich den Verfolgungen des Tarquinius glücklich entzogen hatte, gelang es leicht, die Unterdrückten zur Empörung aufzuregen. Von dem Sohne des Königs, Sextus Tarquinius, war eine tugendhafte römische Frau, Namens Lucretia, gewaltsam entehrt worden, und diese, die solchen Schimpf nicht überleben wollte, ermordete sich selbst. Da sprach das erbitterte Volk über die schändliche Familie der Tarquinier das Wort der Verbannung aus und schaffte die königliche Regierungsform gänzlich ab (510).

Die königliche Gewalt wurde zwei jährlich gewählten Consuln übertragen. Die ersten derselben waren Brutus und Collatinus, der Gemahl der Lucretia. Außer diesen gab es noch Prätoren, Aedilen, Censoren und andere Beamte. Wenn der Staat in große Gefahr gerieth, wählte man, anstatt der Consuln, einen Dictator mit unumschränkter Gewalt.

Doch gleich im Anfange der neuen Regierung hatte Rom harte Kämpfe für seine Freiheit zu bestehen. Tarquinius ließ nichts unversucht, um den verlorenen Thron wieder zu erlangen. Eine Verschwörung, die er deßhalb in Rom selbst anzettelte und in welche viele der vornehmsten Jünglinge, — selbst die Söhne des Brutus — verwickelt waren, wurde entdeckt. Die Häupter der Unglücklichen fielen ohne Erbarmen unter den Beilen der Lictoren; so wollte es der strenge Consul Brutus. Auch den etrurischen König von Clusium, Porsenna, gewann Tarquinius für sich und dieser setzte Rom hart zu; aber die Heldenthaten des Horatius Cocles, welcher ganz allein die leichte Tiberbrücke so lange vertheidigte, bis sie

hinter ihm abgebrochen war, und die des Mucius Scävola, der in das feindliche Lager ging, um den König zu ermorden, erfüllten diesen mit solcher Achtung und Scheu, daß er den Römern einen ziemlich billigen Frieden gewährte, in welchem er wenigstens die Rückkehr des Tarquinius nicht zur Bedingung machte. — Nun wendete sich der vertriebene König zu den Lateinern; allein diese wurden durch die fürchterliche Schlacht am See Regillus (497) für immer den Römern unterworfen, und die letzte Stütze des Tarquinius war gebrochen.

Aber ein viel gefährlicherer Feind drohete im Innern der Stadt. Die Plebejer waren durch die immerwährenden Feldzüge und durch die häufigen feindlichen Einfälle verarmt, und sahen sich genöthigt, Schuldner der reichen Patricier zu werden. Diese aber verfuhren gegen die Unglücklichen mit aller der Strenge, welche ihnen das Herkommen gestattete. Da nun zu gleicher Zeit feindliche Angriffe von außen erfolgten, so weigerte sich das Volk standhaft, in den Krieg zu ziehen. Mehrmals besänftigt und immer wieder in seinen Erwartungen getäuscht, wanderte es endlich ganz aus und begab sich auf den heiligen Berg. Nun gaben die Reichern nach und die Volksrechte wurden gesichert durch Einführung der heiligen und unverletzlichen Volkstribunen. Es waren derselben anfangs zwei, nachher fünf und zuletzt gar zehn und sie hatten die Pflicht, jeden dem Volke nachtheiligen Senatsbeschluß durch ihr unterschriebenes veto (ich verbiete es), ungültig zu machen (494). Von jetzt an entspann sich ein langwieriger Streit zwischen den Volksvorstehern und Patriciern. Erstere suchten ihre Gerechtsame immer mehr zu erweitern und es gelang ihnen auch nach und nach so vollkommen, daß der Unterschied der beiden Hauptstände gänzlich verschwand und die Plebejer gleich den Patriciern selbst zu Consuln gewählt werden konnten (367). Freilich wurde dieß erst möglich nach harten Kämpfen, während die Kriege

mit den benachbarten kleinen Völkerschaften ununterbrochen fortdauerten.

Um die consularische Gewalt in die gehörigen Schranken zu verweisen, drang der Volkstribun Terentius Arsa auf Abfassung eines bestimmten Gesetzbuchs. Bisher war von den Königen und den Consuln nach Gutdünken oder nach hergebrachten Gewohnheiten entschieden worden, und so hatte oft eine ungerechte Willkühr geherrscht. Diesem Uebelstande abzuhelfen, wurden, nach langem Widerstande der Patricier (452), Gesandte nach Griechenland geschickt, um dort Gesetze zu sammeln. Das geschah, und nun ernannte man eine Commission von 10 Männern (Decemviri), welche das Gefundene ordnen und für die Bedürfnisse der Römer anpassen sollten. Diese Männer waren aus den Patriciern erwählt und während ihres Geschäfts mit dictatorischer Gewalt bekleidet. So entstanden die Gesetze der 12 Tafeln, welche auch in der Folge die Grundlage des römischen Rechts blieben, obgleich von Zeit zu Zeit, als das Volk an Bildung zunahm, sie mannichfaltige Veränderungen erfuhren. Die wenigen Fragmente (Bruchstücke), die man von ihnen besitzt, charakterisiren hinlänglich den Geist jener Zeit. Der Vater übte unumschränktes Recht über seine Kinder aus. — Jedes schwächliche oder mißgestaltete Kind wurde gleich nach der Geburt ausgesetzt. — Ein nächtlicher Dieb durfte ohne Umstände bei der That umgebracht werden u. s. w. — Die Decemvirn dehnten ihre Macht willkührlich aus und mißbrauchten dieselbe; deshalb wurden sie gewaltsam gestürzt (450).

§. 29.

Rom gegen die Gallier und Samniten. (390—280).

Inzwischen hatten die römischen Legionen, nach hartnäckigem Widerstande, alle die kleinen Völkerschaften Mittelitaliens unterjocht, als auf einmal durch die Senoni-

schen Gallier Rom selbst an den Abgrund des Verderbens gerieth. Der Anführer (Brennus) dieses kühnen Volks belagerte die etrurische Stadt Clusium, für welche sich die Römer durch drei Gesandte (Fabier) verwendeten. Diese aber nahmen an dem Gefechte selbst Theil und tödteten einen gallischen Anführer, und als nun Brennus deßhalb Genugthuung verlangte, man ihm dieselbe aber verweigerte: rückte er mit seiner ganzen Macht auf Rom los. Das römische Heer kam ihm entgegen, wurde aber am Allia fast vernichtet und der Sieger zog in Roms Thoren ungehindert ein. Nur die alten Senatoren waren in der Stadt zurückgeblieben und fielen unter den gallischen Schwertern, die übrigen waren zum Theil auf das Capitolium (die Burg von Rom) geflüchtet, welches sechs Monate lang allen Anstrengungen der Belagerer widerstand. Rom ging in Flammen auf und schon war es den Galliern gelungen, in einer finstern Nacht die Mauern der Burg zu erklimmen, als, durch das Schnattern einiger Gänse aufmerksam gemacht, der tapfre Manlius herbeistürzte und die kühnen Kletterer in den Abgrund schleuderte. — Doch länger konnte man sich nicht mehr halten und schon war man überein gekommen, die Freiheit für 1000 Pf. Goldes zu erkaufen, als der schleunigst gewählte Dictator Camillus herbei eilte und die Gallier gänzlich vertilgte. Rom selbst wurde bald wieder aufgebaut.

Nun begann der fürchterliche Krieg mit den Samniten (343), der Rom den Weg zur Unterjochung Italiens bahnte und dadurch den ersten Hauptgrundstein zu seiner künftigen Macht legte. Dieser Krieg war die eigentliche Heldenperiode der Römer. Sie kämpften gegen das ganze Unteritalien, das mit Samnium gegen Rom in die Schranken getreten war. Während einer kurzen Unterbrechung desselben wurden die Lateiner gänzlich unterjocht (338). Der samnitische Krieg entbrannte aufs neue und zwar ver-

hieß der Anfang den Römern wenig Glück. Der tapfre Samniter Pontius nahm in den caudinischen Engpässen das ganze feindliche Heer gefangen und ließ es durch das Joch*) kriechen (321). Dieses entehrende Verfahren entflammte aber die Wuth der Römer so, daß sie den schon geschlossenen Frieden brachen und nach unerhörten Anstrengungen sich ganz Samnium unterwarfen. Die Namen der römischen Helden dieses Krieges sind: Manlius Torquatus, Decius Mus (Vater und Sohn weiheten sich den Göttern der Unterwelt, indem sie sich, um den Tod zu finden, mitten unter die Feinde stürzten), Papirius Cursor und Fabius Maximus.

§. 30.

Pyrrhus (280—274).

Fast das ganze Italien war nun in der Römer Gewalt; nur die einzige reiche Handelsstadt Tarent, an dem Meerbusen gleiches Namens gelegen, war noch unbezwungen. Die durch Reichthum und Schwelgerei verweichlichten Einwohner dieser Stadt sahen wohl ein, daß auch sie unterliegen würden, wenn sie nicht einen mächtigen Vertheidiger fänden; deßhalb riefen sie den Pyrrhus, König von Epirus, zu Hülfe. Dieser kam auch wirklich mit 25000 Mann und 20 Elephanten und die Römer wurden es bald gewahr, welchen gefährlichen Feind sie zu bekämpfen hatten. Hier war kein ungeordneter Haufen, der blindlings sich in die Schlacht stürzte, sondern nach makedonischer Kriegskunst in Phalanx dicht geschlossene Glieder, die sich auf das Befehlswort ihrer Führer sicher und ruhig nach allen Richtungen hin bewegten und dem andringenden Feinde einen undurchdringlichen Lanzenwald entgegen streckten. Doch die Römer, ihrer

---

*) Das Joch war eine Art niederer Galgen von drei Spießen errichtet, unter welchem die Gefangenen halb nackt durchkriechen mußten.

Tapferkeit gewiß, verzagten deßhalb nicht. Es kam zur Schlacht (bei Heraklea); aber die höhere Kriegskunst des Griechen, vorzüglich aber die ungewohnte Erscheinung der Elephanten, errang den vollständigen Sieg. Auch Pyrrhus hatte großen Verlust erlitten und er fürchtete die Fortsetzung eines Kampfes, der, trotz eines Sieges, ihm gefährlich zu werden drohete. Deßhalb sandte er den Redner Kineas nach Rom und ließ Friedensvorschläge thun; aber der Senat erklärte bestimmt und fest, bevor Pyrrhus nicht Italien verlassen habe, sei an keine Friedensunterhandlungen zu denken. Kineas hatte in Rom genug gesehen, um das Unternehmen seines Herrn bedenklicher als je zu finden. Der Senat, betheuerte er, sei ihm wie eine Versammlung von Königen erschienen, und das Volk sei gerüsteter und kampflustiger, als vor der Schlacht. — Darauf suchte der König den angesehenen, aber blutarmen Römer Fabricius, welcher wegen Auslösung der Gefangenen unterhandeln sollte, durch ein Geschenk für sich zu gewinnen. Fabricius schlug es aus. Am folgenden Tage wollte Pyrrhus die Geistesgegenwart des Mannes auf die Probe stellen: Ein mächtiger Elephant streckte ganz unvermuthet mit entsetzlichem Gebrüll seinen furchtbaren Rüssel über das Haupt des Römers; doch der sprach mit ruhigem Lächeln: „So wenig mich gestern dein Geld gereizt hat, so wenig schreckt mich heute dein Elephant.“ — Mit Bewunderung entließ ihn nun der ritterliche König, und um ihm einen sprechenden Beweis seiner Achtung zu geben: gestattete er sämmtlichen Gefangenen, zur Feier der Saturnalien nach Rom zu gehen; doch mußten sie versprechen, nach beendigtem Feste sich wieder als Gefangene einzustellen. Sie gingen und kehrten insgesammt zurück. —

Nach Erneuerung des Kriegs erfocht Pyrrhus abermals einen Sieg (bei Askulum, 279), von dem er jedoch selbst erklärte: „Noch einen solchen Sieg, und ich bin ver-

loren." — Im folgenden Jahre war Fabricius Consul und mithin auch Anführer der römischen Armee. Da erbot sich des Pyrrhus Leibarzt, gegen eine angemessene Belohnung seinen Herrn zu vergiften. Unverzüglich sendete Fabricius den Brief, in welchem dieses Anerbieten enthalten war, in das feindliche Hauptquartier und Pyrrhus brach in die Worte aus: „Eher kann die Sonne von ihrem Laufe, als dieser Römer von dem Wege der Rechtschaffenheit abgelenkt werden." Zugleich bot er durch Kineas den Frieden aufs neue an. Die Antwort war der ersten gleich; erst müsse er Italien verlassen, ehe an Verträge zu denken sei. Dem Pyrrhus fehlte es wirklich an Kraft, den Krieg fortzusetzen; doch dünkte es ihm auch schimpflich, unverrichteter Sache nach Epir zurückzukehren: — sehr erwünscht kam ihm also die Bitte der Sicilier, ihnen gegen die Karthager beizustehen. Auch in Sicilien focht er nicht glücklich (278); darum kehrte er schon (276) nach Italien zurück und überfiel mit seinem ergänzten Heere den röm. Consul Curius Dentatus bei Benevent, verlor jedoch die Schlacht vollständig. Die durch brennende Pechkränze wild gemachten Elephanten brachten unter ihr eignes Heer eine Verwirrung, welche die Tapferkeit der Römer herrlich zu benutzen wußte. Das feindliche Lager wurde erobert und Pyrrhus eilte entmuthigt nach Griechenland zurück. Durch diesen Krieg kam ganz Unteritalien und ein großer Theil des von gallischen Völkerschaften bewohnten Oberitaliens in die Gewalt der Römer.

Die italischen Völker und Städte standen zu Rom in verschiedenen Verhältnissen. Sie erhielten zum Theil das Bürgerrecht, aber mit Einschränkungen (municipia), oder sie wurden Bundesgenossen, die Tribut zahlten und Hülfstruppen stellten, oder sie waren Unterworfene, die durch jährlich wechselnde röm. Oberherren regiert wurden. Römische Colonien waren übrigens durch das ganze Land angelegt.

Im häuslichen Leben der Römer zeigte sich noch die alte Einfachheit, aber auch Rohheit. Fabricius strafte einen Bürger, weil dieser 10 Pfund Goldes in seinem Hause hatte. — Samnitische Gesandte trafen den Consul Dentatus auf einer hölzernen Bank vor seinem Herde, wo er sich eben ein Gericht Rüben kochte. Die Kriegskunst hatte sich bedeutend vervollkommnet. Die Römer lernten in dem Kampfe gegen Pyrrhus die Kunst, ein Lager regelmäßig zu befestigen und nahmen überhaupt Vieles von der makedonischen Kriegsweise an; doch den makedonischen Phalanx ahmte man nicht nach, sondern zog es vor, die Soldaten in Legionen aufzustellen. Die Kriegszucht war außerordentlich streng. Der römische Soldat führte als Waffe einen Wurfspieß, eine Lanze und ein kurzes, breites Schwert. — Die Verfassung zeigte sich gemäßigt demokratisch. Allmählich begann auch, durch die Berührung mit den Griechen in Unteritalien herbeigeführt, die Geisteskultur aufzutauchen. Aus der beträchtlichen Beute wurden die ersten Silbermünzen geprägt. Papirius Cursor brachte die ersten Sonnenuhren nach Rom. — Carvilius ließ eine Bildsäule Jupiters gießen. Die Baukunst hatte beträchtliche Fortschritte gemacht. — Neben den schönsten Proben von Sittlichkeit, Mäßigkeit, Rechtschaffenheit und Vaterlandsliebe, kamen auch schon einzelne Beispiele von Luxus und Entartung vor.

§. 31.

Erster punischer Krieg. (264—241).

Auf einer Landspitze des nördlichen Afrika's hatten um das Jahr 888 phönizische Schiffer (Dido) eine kleine Kolonie, Karthago, angelegt. Die glückliche Lage derselben und die Betriebsamkeit ihrer Bewohner verwandelten in Kurzem die kleine Stadt in den reichsten und blühendsten Handelsstaat, dem die gefürchtetste Seemacht des Alterthums zu Gebote stand. Mit dieser beherrschten die

Karthaginienser das Mittelmeer wie ihr Eigenthum. Fast auf allen Küsten befanden sich mächtige, von dem Mutterstaat abhängige Kolonien. Dabei war die Landmacht durchaus nicht unbeträchtlich, aber die Soldaten bestanden nicht aus eingebornen Karthagern, sondern aus einem für schweres Geld aus allen Völkern zusammen geworbenen Haufen, an dessen Spitze karthagische Feldherren standen. — Die Verfassung war aristokratisch, und nach dem Muster von Tyrus waren zwei jährlich gewählte Suffeten oder Richter (Schofeten) die vornehmsten Beamten. Ueber die innern Einrichtungen sind unsre Kenntnisse unvollkommen. Menschenopfer (dem Götzen Moloch dargebracht) waren nicht ungewöhnlich.

Mit Neid und Besorgniß sahen die Karthager, daß die Römer, nach der Unterwerfung Italiens, ihren Besitzungen auf Sicilien Gefahr droheten; auf der andern Seite fürchteten die Römer die wachsende Macht Karthago's, das, wenn ihm die Besitznahme Siciliens gelang, einen Weg nach Italien sich öffnen konnte. Aus dieser wechselseitigen Eifersucht entsprang jener furchtbare Vertilgungskampf, den wir unter dem Namen der punischen Kriege kennen. Wegen ihrer phönizischen Abkunft hießen nämlich die Karthager bei den Römern poeni, Punier, und daher obige Benennung. —

Schon gehörten den Puniern in dem reichen Sicilien einige nicht unwichtige Besitzungen, welche sie, indem sie sich in die Streitigkeiten der einzelnen kleinen Staaten der Insel mischten, täglich vergrößerten. Campanische Söldner hatten sich widerrechtlicher Weise der Stadt Messana (Messina) bemeistert und führten von da aus einen räuberischen Krieg. Aber sie wurden von den Siciliern hart gedrängt. Da erschien ein karthagischer Heerhaufen, angeblich um den Räubern beizustehen, in Messana, in Wahrheit aber, um die Stadt für sich zu behalten. In

dieser Bedrängniß baten die Campaner in Rom um Hülfe, welche ihnen auch, nach kurzem Bedenken, zugesagt wurde.

Auf dürftig zusammengenagelten Brettern und Flößen setzte das römische Heer nach Sicilien und eroberte fast die ganze Insel (264). Aber diese Eroberung konnte nur dann von wesentlichen Folgen sein, wenn man eine Seemacht besaß. Auch diese wurde geschaffen. Nach dem Muster eines gestrandeten karthagischen Kriegsschiffes baueten die Römer ihre erste Flotte und erfochten, durch ihre überwiegende Tapferkeit und durch Hülfe der neuerfundenen Enterbrücken, unter Cajus Duilius bei Mylä den ersten Seesieg (260), dessen Folge die Eroberung von Sardinien und Korsika war. Nun faßten sie den kühnen Plan, den Feind in seinem eignen Lande anzugreifen: der römische Feldherr Attilius Regulus setzte wirklich nach Afrika über, drang siegreich bis vor die Thore Karthagos und schon waren die Bürger dieser Stadt geneigt, einen schmählichen Frieden einzugehen, als die Ankunft griechischer Hülfstruppen, welche der Lakedämonier Xanthippus herbeiführte, mit einem Male die ganze Lage der Dinge änderte. Regulus selbst gerieth in Gefangenschaft (254). Diesem Unfalle folgten bald andere; allein Rom wurde dadurch nicht gebeugt, vielmehr rüstete es neue Flotten und neue Heere, und stellte so das Gleichgewicht glücklich wieder her. Die Karthager baten um Frieden, und sendeten den gefangenen Regulus nach Rom, wegen Auswechslung der Gefangenen zu unterhandeln; doch dieser widerrieth die Sache, da sie nur den Feinden nützlich sein könnte und kehrte, wie er verheißen hatte, in seine Haft zurück, wo ihn — (so erzählen die römischen Schriftsteller?) die erbitterten Feinde aufs grausamste zu Tode marterten.

Die Kräfte beider Parteien waren fast erschöpft. Mit unerhörten Anstrengungen rüsteten die Römer wie die Karthager ihre letzte Flotte aus und die erste Schlacht mußte

entscheidend werden. Sie entschied sich zum Vortheil der Römer, und da zugleich in Karthago selbst Unruhen ausgebrochen waren, mußten die gedemüthigten Punier in dem von Rom diktirten Frieden Sicilien und die benachbarten Inseln abtreten, die Gefangenen unentgeldlich ausliefern und überdieß 2200 Talente ($2\frac{1}{2}$ Mill. Rthlr.) zahlen (241).

Jetzt wurde zum ersten Male, aber nur auf kurze Zeit, der Janustempel geschlossen (§. 27.). Karthago's Seeherrschaft war verloren; im Innern hatte es einen schweren Kampf gegen seine rebellischen Miethstruppen, — dieses Unglück benutzten die Römer und nahmen mitten im Frieden freventlich Sardinien und Korsika in Besitz. Auch Oberitalien wurde in eine römische Provinz verwandelt (222).

Während dessen suchte sich Karthago in Spanien zu erholen, welches die Heldenfamilie Barkas (Hamilkar, Hasdrubal, Hannibal) bis an den Ebro eroberte. So war dem geschwächten Staate eine neue und reiche Hülfsquelle eröffnet und er wurde in wenigen Jahren für Rom so gefährlich, wie er es kaum vor dem ersten Ausbruche der Feindseligkeiten gewesen war. Deshalb setzten die Römer als Bedingung fest, der Ebro sollte die Grenze und die Stadt Sagunt unverletzlich sein. Nichts desto weniger überschritt der karthagische Feldherr Hannibal den Fluß und eroberte die Stadt. — Der Frieden war gebrochen. —

§. 32.

Zweiter punischer Krieg. 218—201.

Als Hamilkar nach Spanien abging, um dort die Oberherrschaft seines Vaterlandes zu begründen, bat ihn sein neunjähriger Sohn, Hannibal, inständigst, ihn auf diesem Zuge mitzunehmen. Da ergriff der Vater des Knaben Hand, führte ihn zum Altar des Jupiter, ließ

ihn feierlich schwören, lebenslang ein Feind der Römer zu sein, und nun erst gewährte er die Bitte. — Jahre vergingen und aus dem muthigen Knaben war ein erfahrner und tapfrer Feldherr geworden, der, immer eingedenk seines Schwures, den kühnen Plan entwarf, die verderbliche und gehaßte Nebenbuhlerinn an der Wurzel anzugreifen. — Die Römer befürchteten einen Angriff zur See und trafen darnach ihre Einrichtungen; doch unvermuthet führte Hannibal seine afrikanischen Soldaten über die wolkenhohen Pyrenäen, durchzog in wohlberechneten Eilmärschen das von Römern und feindlichen Völkern besetzte Gallien; wie er aber die Alpen hinaufstieg, schienen Kälte und Hunger seiner Kühnheit ein Ziel zu setzen. Dennoch gab er den Befehl, die ewigen Eisberge zu erklimmen, und nach 9 Tage langem Klettern erreichte er wirklich den Gipfel derselben, freilich nach unsäglichen Beschwerden und großem Verluste. Die an ein heißes Klima gewöhnten afrikanischen Soldaten erstarrten vor Kälte oder stürzten in grundlose Tiefen. An den gefährlichsten Stellen wälzten die wilden Gebirgsbewohner große Baumstämme und Felsen gegen die Abenteurer; dennoch wurde der Weg fortgesetzt. Wo sonst kaum ein einzelner Mensch auf Händen und Füßen kriechend fortkommen konnte, da mußten jetzt die gerüsteten Elephanten einherziehen. Auf den höchsten Spitzen, auf den ewigen Eis- und Schneefeldern, hoch über den Wolken, ließ Hannibal das Heer zwei Tag lang ruhen und begeisterte dasselbe durch den Anblick der noch in weiter Ferne liegenden grünen Fluren Italiens. Das Hinabsteigen war fast noch schwieriger; doch es gelang, obgleich von 59,000 Mann, die Hannibal aus Spanien geführt hatte, nur noch 26,000 übrig geblieben waren.

Dessen ungeachtet schlug er noch im Winter (218) den Consul Scipio am Ticinus (jetzt Tessino) und den Sempronius am Trebia. Die Gallier Oberitaliens

gingen frohlockend zu dem milden Sieger über, der nun mit verstärkter Macht im Frühjahre (217), trotz der Ueberschemmung des Arno, in Mittelitalien einbrach und in der Schlacht am trasimenischen See ein ganzes Heer der Römer vernichtete. Schon stand er im südlichen Italien, da wählten die geängstigten Römer den vorsichtigen Fabius zum Feldherrn, der durch sein weises Zaudern den Punier schwächte, ja ihn sogar in einem von Bergen umringten Thale einschloß. Stiere, welchen man brennende Reisbündel an die Hörner band und auf die Römer zutrieb, erretteten ihn für dießmal. Fabius, der nun den Zunamen Cunctator (der Zauderer) erhielt und dessen Güter Hannibal nicht plünderte, wurde verdächtig und mußte sein halbes Heer dem Minucius übergeben. Aber dieser, der des schlauen Puniers Ueberlegenheit bald hart empfinden mußte, trat seinen Antheil am Kommando freiwillig wieder an Fabius ab. Die fürchterlichste Niederlage erlitten die Römer unter Terentius Varro bei Cannä (216), wodurch „Hannibal" selbst ein Einschüchterungswort für die Kinder wurde, und Rom wäre jetzt wahrscheinlich verloren gewesen, wenn Karthago seinen großen Feldherrn gehörig unterstützt hätte.

Doch dieß war nicht der Fall und Hannibal sah sich genöthigt, bei andern Staaten Hülfe zu suchen. Er verband sich mit Sicilien und Makedonien; allein umsonst. Bei Nola wurde er von Marcellus zurückgetrieben und er mußte es geschehen lassen, daß ein römisches Heer Sicilien, auch die Hauptstadt der Insel, Syrakus, eroberte. Diese vertheidigte sich indessen hartnäckig, besonders durch die kunstreichen Erfindungen des großen Mathematikers Archimedes. Mit seinen Wurfmaschinen schleuderte er Steine und Feuerkugeln auf die feindlichen Schiffe; durch gewaltige Hebel stürzte er dieselben ganz um u. s. w. Als endlich die Stadt erstürmt wurde, saß Archimedes eben vor einer mit feinem Sande bestreueten

Tafel und zeichnete, in tiefes Nachdenken versunken, mathematische Figuren. Einem plündernden Soldaten rief er noch zu: „Zertritt mir meine Zirkel nicht!“ ward aber von demselben — gegen den Willen des römischen Feldherrn — erstochen. —

Hannibal hielt sich noch immer in Italien und hoffte auf Verstärkungen aus dem Vaterlande. Diese rückten auch wirklich herbei, wurden aber unterwegs schon aufgerieben (207). Spanien ging ebenfalls verloren und der Scipio Africanus der Aeltere, der dieses Land erobert hatte, setzte nun nach Afrika über, wo sich der König von Numidien, Masiniſſa, mit ihm verband. Da wurde Hannibal zurückgerufen, verlor die entscheidende Schlacht bei Zama (202) und Karthago war zum schimpflichsten Frieden gezwungen (201). Zwar ließ man ihm sein afrikanisches Gebiet; doch mußte es alle Elephanten, alle Kriegsschiffe (bis auf 10 dreirudrige Galeeren) ausliefern, 10,000 Talente bezahlen und das Versprechen leisten, ohne Roms Bewilligung keinen Krieg anzufangen.

Hannibal floh zum König Antiochus (§. 25.), den er zum Kriege aufreizte, und nachdem dieser von Scipio Asiaticus besiegt worden war, zu dem bythinischen Könige Prusias. Die Römer verlangten aber von diesem die Auslieferung ihres gefährlichen Feindes und der Unglückliche tödtete sich durch Gift (183).

Nun wurde Philipp von Makedonien, Hannibals Bundesgenosse, besiegt. Sein Sohn Perseus mußte das Reich den Römern als Provinz überlassen (168).

§. 33.

Korinth und Karthago zerstört. (146).

Der achäische Bund gerieth mit Sparta in Krieg. Da traten die Römer als Verbündete der Spartaner in die Schranken, schlugen das Bundesheer und zerstörten

die Hauptstadt Korinth (146). Diese Stadt war unstreitig die schönste und reichste von ganz Griechenland. Durch ihre glückliche Lage an zwei Meeren war sie der Stapelort des Handels von Europa und Asien. Die ausgezeichnetsten Künstler aller Art hatten sich hier niedergelassen. Kunstwerke der größten Meister zeigte Korinth im Ueberflusse auf. Mit barbarischer Grausamkeit vertilgten die rohen Legionen fast alle Bewohner der Stadt und bei dem Brande gingen die meisten Schätze der Kunst verloren. — Die Menge des von der Glut zusammengeschmolzenen Metalls gab eine neue Composition, welche unter dem Namen „korinthisches Erz" zu kostbaren Gefäßen verarbeitet wurde und bei den Römern in hohem Werthe stand.

Auch das allmählich wieder aufblühende Karthago erregte die Eifersucht der Weltbezwinger aufs neue und das ungerechte Rom lauerte nur auf eine schickliche Gelegenheit, den gehaßten und gefürchteten Staat gänzlich zu vertilgen. Mit kluger Mäßigung vermieden die Karthager Alles, was auch nur im entferntesten hätte einen Friedensbruch herbeiführen können; darum reizten die Römer den Masinissa, König des benachbarten Numidiens, daß er sich eines Theils des karthagischen Gebietes bemächtigte. Die Bedrängten baten in Rom um Hülfe, erhielten aber keine; die Römer entschieden vielmehr, Massinissa habe Recht. Dieser wurde nun noch übermüthiger, und als nun die Karthager zu den Waffen griffen, um sich selbst zu vertheidigen: erklärte Rom solches Beginnen für Friedensbruch und ein starkes Heer setzte nach Sicilien über. Karthago erbot sich, auf jede Bedingung Frieden zu schließen; dessen ungeachtet gingen die Consuln nach Afrika (149). Zuerst verlangten sie Geiseln, sodann die Auslieferung aller Waffen, und da diesen harten Forderungen genügt war, befahlen sie die Zerstörung der Stadt. Das brachte die Einwohner zur Verzweiflung: sie rissen die Häuser nieder, um aus dem Holzwerk Schiffe zu bauen, schmie-

deten alles Metall zu Waffen, flochten aus den langen Haaren ihrer Frauen Bogensennen; dennoch eroberte Scipio Africanus der Jüngere nach einem Sturm von 6 Tagen und eben so viel Nächten die große Stadt und legte sie in Asche. Sie brannte 17 Tage; von 700,000 Einwohnern blieben nur 50,000 am Leben, und das karthagische Gebiet ward unter dem Namen „Africa" römische Provinz (146).

So war nun Rom durch die punischen Kriege Gebieterinn über ganz Italien, Spanien, Sicilien und die Inseln, Afrika, Griechenland und Makedonien. Kleinasien und Aegypten standen wenigstens unter römischem Einfluß.

Dem Ueberwinder Karthago's wurde ein prächtiger Triumph zugestanden. Es war dieß die höchste Ehre, welche einem siegreichen Feldherrn widerfahren konnte. Der Triumph bestand in einem feierlichen Opfer, das dem Jupiter im Tempel des Capitoliums dargebracht wurde. Der Zug ging durch die geschmückten Hauptstraßen der Stadt. Vorauf wurden die bekränzten Opferthiere geführt, dann kamen auf großen Wagen die dem Feinde abgenommenen Schätze; die Bildnisse der eroberten Städte und die Namen der bezwungenen Völker, auf hölzerne Tafeln geschrieben, wurden einhergetragen. Nun folgten die gefangenen Fürsten nebst ihren Familien, auch die übrigen Gefangenen, alle mit Ketten beladen. Jetzt nahete der Triumphator, vor dem die Lictoren die mit Lorbeeren umwundenen Fasces schwangen. Der Held des Tages selbst, geschmückt mit Purpurmantel und Lorbeerkrone, saß auf einem vergoldeten Wagen, den vier weiße Rosse, bisweilen auch Elephanten zogen. Seine Angehörigen begleiteten ihn, und auf beiden Seiten ritten die Oberbefehlshaber der Armee. Auf dem Triumphwagen stand ein Sklav, der dem Gefeierten öfter in das Ohr flüsterte: „Bedenke, daß du ein Mensch bist!" Den Schluß machte das siegreiche, mit Lorbeeren geschmückte

Heer und der große Haufen der Bürger. Alle riefen unaufhörlich: Io triumphe! Nach vollbrachtem Opfer gab der Sieger seinen Freunden ein großes Gastmahl, auch theilte er öfters Geschenke unter die Armee und das Volk.

§. 34.

Rom bis auf den ersten Bürgerkrieg. (146—87).

Roms Weltherrschaft war begründet; kein äußerer Feind durfte es wagen, gegen das allgewaltige in die Schranken zu treten; aber um so fürchterlicher wirkte ein innerer Feind, nämlich das zunehmende Sittenverderbniß. Unermeßliche Schätze waren durch die auswärtigen Kriege nach Rom geflossen, so daß die Steuern erlassen werden konnten; doch nur Wenige waren dadurch reich geworden, da der leichtsinnige Pöbel das leicht erworbene Gut auch eben so leicht verpraßte. So zerfiel die ganze Bevölkerung in zwei, an Macht und Reichthum sich sehr ungleiche Massen. Die Einen hatten alles Vermögen, namentlich alle liegende Gründe, nach und nach an sich gebracht, während die Andern, und noch dazu der bei weitem größte Haufen, oft nicht wußten, wo sie das Haupt hinlegen sollten. Diese Menschen kannten kein Vaterland, wenigstens keine Vaterlandsliebe. Wer ihnen am meisten bot, der hatte sie. Ihre Stimmen bei der Wahl obrigkeitlicher Personen waren verkäuflich. Sie wurden blinde Werkzeuge in der Hand herrschsüchtiger Aristokraten, und als wackere Männer, wie Tiberius Sempronius Gracchus (133) und sein Bruder Cajus Gracchus (121) eine andere und bessere Ordnung der Dinge herbeizuführen strebten, als sie insbesondere auf eine gleichmäßigere Vertheilung der eroberten Ländereien drangen: mußten sie der mächtigen vornehmen Partei unterliegen.

Zwar hatte das Volk an Geisteskultur zugenommen;

Künste und Wissenschaften hoben sich mit Macht; vor allen hatte die Kriegskunst jetzt ihre höchste Stufe erreicht; auch in der Baukunst wurde Vortreffliches geleistet; die Sprache wurde gebildeter, der Geschmack reinigte sich; aber auch der Luxus war ins Unglaubliche gestiegen. Die Landhäuser (Villen) der vornehmen Römer prangten von den kostbarsten griechischen Gemälden und Statuen; griechische Künstler ließen sich in Rom nieder und schufen mit römischem Gelde Paläste, Tempel, Bäder für Privatpersonen, wie sie jetzt kein König aufweisen kann. Auf der andern Seite ergötzte sich das rohe Volk an den Fechterspielen, wo Menschen mit Menschen oder mit wilden Thieren, zur Belustigung der Menge, auf Tod und Leben kämpften.

Die alte Eintheilung in Patricier und Plebejer hatte längst aufgehört. Bei den wichtigsten Verhandlungen konnte auch der Pöbel seine geltende Stimme abgeben und es geschah nicht selten, daß dieß im Zustande einer allgemeinen Betrunkenheit bewerkstelligt wurde.

Wie tief sogar der ehemals so ehrwürdige Senat gesunken war, beweist der Krieg gegen den König Jugurtha von Numidien. Dieser schlaue Bösewicht ermordete von seinen beiden Mitregenten den einen und verjagte den andern, und der bestochene Senat — bestrafte ihn nicht, theilte vielmehr das Reich aufs neue zum Vortheil des Mörders. (Als Jugurtha aus Rom ging, brach er in die merkwürdigen Worte aus: „Die ganze Stadt ist zu verkaufen, wenn sich ein Käufer findet.“) Dieser trotzte nun sogar den Römern, bis er von Marius besiegt und dessen Unterfeldherrn Sylla ausgeliefert wurde (106).

In diese Zeit fällt auch die erste Berührung der Römer mit den Deutschen. Schon (seit 113) hatten sich germanische Horden, Cimberer und Teutonen (§. 46.), den Grenzen des Reichs genähert und in Illyrien bei Noreja ein römisches Heer geschlagen. Sie durchzogen nun

die Schweiz und vernichteten mehre römische Heere in Gallien (109—105). In dieser Noth wurde der Plebejer Marius dreimal hinter einander zum Consul erwählt, und wirklich schlug er auch die Teutonen bei Aquä Sextiä (102) und die Cimberer bei Verona gänzlich (101). — Marius hatte es durchgesetzt, daß auch die ärmsten Bürger in die Legionen aufgenommen wurden, welche Anordnung der inneren Ruhe durchaus nachtheilig werden mußte, da diese Leute, die nichts zu verlieren hatten, ihren Vortheil nur in der Unordnung erblickten.

Darauf verlangten die Völkerschaften Italiens gleiche Rechte mit den römischen Bürgern. Marius und Sylla kämpften mit geringem Erfolg, und das Verlangen wurde gewährt (88).

§. 35.

Erster Bürgerkrieg. 87—81.

Vielleicht wäre der Senat weniger nachgiebig gewesen, wenn nicht dem Staate von außen eine große Gefahr gedrohet hätte. Der mächtige und schlaue König von Pontus nämlich, Mithridates, hatte alle Römer in seinen weitläufigen Staaten ermordet, mehre römische Provinzen erobert und bedrohete selbst, in Verbindung mit den nordischen Völkern, das kaum beruhigte Italien. Der allgemeine Aufstand in Kleinasien gelang um so leichter, da die Römer in den Provinzen sich Bedrückungen erlaubten, die wirklich schauderhaft waren. Marius und Sylla bewarben sich um den Oberbefehl in diesem Kriege. Sylla, auf der Partei der Aristokraten, wurde gewählt und ging zu dem Heere ab; doch kaum war dieß geschehen, als der Tribun Sulpicius für den Marius den Oberbefehl erzwang. Da kehrte Sylla mit seinen treuen Legionen nach Rom zurück, besiegte die Marianer und ächtete den Marius nebst dessen Hauptanhängern. Doch Marius entkam glücklich nach Afrika. Während nun Sylla den Mithridates de-

müthigte, eilte der fürchterliche Marius wieder nach Rom und wüthete gegen die Aristokratenpartei entsetzlich; aber Sylla kam nach Italien zurück, besiegte in mehren Schlachten die marianische Partei (der alte Marius war unterdessen gestorben) uud suchte dieselbe mit unerhörter Grausamkeit gänzlich zu vertilgen. 15 Consularen, 90 Senatoren, 2600 Ritter und 100,000 Bürger wurden proscribirt, d. h. ermordet und ihre Güter confiscirt. Nun machte er sich zum beständigen Dictator (§. 28.) und führte die rein aristokratische Verfassung wieder ein. Plötzlich aber legte er die Dictatur freiwillig nieder und starb — an der Läusesucht (78).

§. 36.

Pompejus der Große und Julius Cäsar.

Nach seinem Tode war Pompejus, der eifrigste Anhänger Sylla's, der erste Mann in Rom. Als tapferer und einsichtsvoller Feldherr hatte er dem Staate wesentliche Dienste geleistet. Ein furchtbarer Aufstand der Sklaven in Italien war von ihm gänzlich unterdrückt (71). Ein Seeräuberstaat, dessen Flotten das ganze Mittelmeer beherrschten und Rom selbst mit Hungersnoth bedroheten, war von ihm vernichtet. Indessen hatte auch Mithridates den Krieg furchtbar erneuert; doch Pompejus überwand ihn mit Leichtigkeit und ganz Vorderasien (auch Judäa) wurde den Römern zinsbar (63). Bei seiner Rückkehr hielt er einen Triumph, dergleichen Rom noch nie gesehen hatte. Zwei gefangene Könige in Fesseln, die Namen von 800 eroberten Städten, von 100 festen Plätzen, 800 gewonnenen Kriegsschiffen, 2 Millionen Gefangenen verherrlichten denselben. Die mitgebrachten Schätze beliefen sich auf 20 Millionen Thaler, und 250 Wagen, mit den herrlichsten griechischen Kunstwerken belastet, vollendeten die Pracht des Zuges (61).

Doch hier war auch der Wendepunkt seines Glücks, und er mußte bald gewahr werden, daß er an dem über-

mäßig reichen Crassus und noch mehr an dem kühn aufstrebenden Julius Cäsar gefährliche Nebenbuhler besaß. Die innere Zerrüttung des Staates, welche sich unter andern auch durch die ausgebreitete Verschwörung des Catilina kund gab (Cicero vereitelte den Ausbruch derselben, 63.), bot zu Parteiungen überall die Hand, und Keiner wußte diesen Zustand besser zu eigenem Vortheil zu benutzen, als der kluge Cäsar.

Schon frühzeitig erregte er die Aufmerksamkeit und den Verdacht des umsichtigen Sylla, der den Jüngling durchaus getödtet wissen wollte und nur ungern nachgab, als seine Freunde sich für ihn dringend verwendeten. „Nehmt ihn," sprach er endlich, „aber wißt, in diesem einen Cäsar sind viele Marius verborgen." Der junge Cäsar war in seinem Umgange freundlich und einschmeichelnd; dabei galt er allgemein für einen sogenannten Stutzer, der sich mehr um zierliche Kleidung, als um Kriegsruhm bekümmerte. Dem Pompejus schien er mit Leib und Seele ergeben zu sein, insgeheim aber gewann er das Volk durch ungeheure Summen, die er demselben schenkte. So kam es, daß er zum Oberpriester gewählt wurde, ein Amt, um welches sich die würdigsten Greise umsonst beworben hatten. Durch dieses Amt wurde ihm der Weg zu einer Statthalterschaft in Spanien gebahnt, welche Würde er auch wirklich antrat. — Als er Rom verließ, hatte er 12 Millionen Schulden, für welche der reiche Crassus gut sagte, und die von dem Ertrage der Statthalterschaft bald bezahlt wurden. Er kehrte nach Rom zurück, war in Kurzem der Abgott des Volks, vorzüglich der marianischen Partei, und Pompejus und Crassus sahen keinen andern Ausweg, sich ihre eigene Macht zu erhalten, als daß sie sich mit jenem innig verbanden. So entstand das

Erste Triumvirat (60). Die erwähnten drei Männer theilten sich in die höchsten Aemter und Provinzen. Cäsar ließ sich als Proconsul Gallien nebst Illyrien

auf fünf Jahre ertheilen. Er schlug die Helvetier, bald darauf auch die Deutschen, die unter Ariovist den Rhein überschritten hatten, drang selbst in Deutschland ein, ging nach Britanien über und, nach 8 Feldzügen (Die Statthalterschaft war ihm auf 5 Jahr erneuert worden) war ihm Galliens Unterjochung gelungen (58—51.) In diesen Feldzügen hatte er sich ein ihm unbedingt ergebenes und tapferes Heer gebildet, zu gleicher Zeit aber seine Verbindungen in Rom sorgfältig unterhalten. — Pompejus, dem Spanien und Africa als Provinz zugefallen, war indessen in Rom geblieben, wo er willkührlich herrschte. Crassus, der in Asien seinen ungeheuern Reichthum noch zu vermehren gedachte, fiel in einem Kriege gegen die Parther, und nun strebte Pompejus nach alleiniger Obergewalt; da fühlte er um so mehr Cäsars Uebergewicht und suchte auch diesen zu stürzen.

§. 37.

Zweiter Bürgerkrieg. 49—46.

Der Senat, ganz auf der Seite des Pompejus, forderte nun, auf dessen Antrieb, Cäsar solle sein Heer entlassen und die Statthalterschaft niederlegen, widrigenfalls würde man ihn für einen Feind des Vaterlandes erklären; doch anstatt diesem ungerechten Decret zu gehorchen, da man dem Pompejus die ganze Macht unverkümmert ließ, ging Cäsar über den Grenzfluß Rubicon (49) und nöthigte seinen Gegner zur Flucht aus Rom und Italien, das sich innerhalb zweier Monate dem Sieger unterwarf. Von Rom ging er nun zuerst nach Spanien, wo die pompejanischen Legionen sich ihm ergaben; sodann nach Griechenland, wo es bei Pharsalus zu einer entscheidenden Schlacht kam (48), in der sich Cäsar die Alleinherrschaft erkämpfte. Der große Pompejus fiel in Aegypten durch Meuchelmord und Cäsar weinte ihm wenigstens noch eine Thräne der Menschlichkeit. Auch die übrigen Gegner

mußten unterliegen. Cäsar hielt einen prächtigen Triumph und versicherte sich aufs neue der Liebe des verkäuflichen Volks durch verschwenderische Schenkungen. Einst traktirte er alle römischen Bürger an 22,000 Triklinien (§. 11.); in jedem Zimmer lagen zwei Faß Wein; jeder Bürger erhielt überdieß 10 Scheffel Getreide, 10 Maß Oel und 300 Sestertien. Dieser einzige Tag kostete an 9 Millionen Thaler (46).

Die Partei des Pompejus war gänzlich vernichtet; Cäsar war immerwährender Dictator mit den ausgedehntesten Rechten, und nun ließ er es seine nächste Sorge sein, die Ordnung in dem zerrütteten Italien wieder herzustellen. Er gab weise Gesetze, um der Bevölkerung des Landes aufzuhelfen, schränkte den außerordentlich eingerissenen Luxus ein, schreckte die Verbrecher durch erhöhete Strafen, verbesserte die Rechtspflege und ordnete den völlig verwirrten Kalender. Um die Zeit des letzten Bürgerkrieges war es nämlich dahin gekommen, daß der Januar bald nach der Herbstnachtgleiche anfing. Diesem Unwesen steuerte Cäsar, indem er mit Hülfe des alexandrinischen Mathematikers Sosigenes eine vierjährige Schaltperiode einführte, so daß auf drei Jahre zu 365 Tagen ein viertes zu 366 folgen sollte. Dieß giebt gegen das richtige Sonnenjahr gehalten, alle 128 Jahre einen Tag zu viel; denn dieses besteht nur aus 365 Tagen, 5 Stunden, $48\frac{3}{4}$ Minuten: Das Jahr 46 erhielt nun 445 Tage und mit dem folgenden Jahre trat alsdann der nach Cäsar benannte julianische Kalender ein. Auch der Monat Julius, der vorher Sextilis hieß, erhielt nach ihm seinen Namen.

Die Republik war eigentlich schon zu Grunde gegangen. Cäsar vereinigte in sich alle Würden, welche die Republik besaß. Ein goldner Thron, ein purpurner Königsmantel, eine Bildsäule neben der des Jupiter waren schon mehr als die römischen Könige je besessen hatten,

und dennoch strebte er höher; seitdem er keinen Feind mehr zu fürchten hatte, wurde er stolz, ja er zeigte nicht undeutlich sein Verlangen nach der Krone und dem den Römern so verhaßten Königstitel. Solches Beginnen erweckte die letzten Funken der Freiheitsliebe; es entstand eine Verschwörung, an deren Spitze Brutus, Cäsars Liebling und Adoptivsohn, und der Prätor Cassius standen und der große Cäsar wurde am 15ten März (44) im 55ten Jahre seines Alters mit 23 Wunden im Rathe ermordet.

§. 38.

Antonius und Octavianus. (44—31).

Zwar war der Tyrann, aber keinesweges die Tyrannei vertilgt. Das Volk, das in dem Ermordeten nur seinen Wohlthäter verehrte, und die Veteranen, die auf Vertheilung der ihnen von Cäsar verheißenen Ländereien hofften, machten Miene, die Unthat an den Mördern zu ahnden. Diese Stimmung benutzte der Consul Antonius, um so Cäsars Stelle einzunehmen. Er versammelte die Bürger um den blutigen Leichnam des geliebten Herrschers und entflammte ihre Wuth durch eine rührende Leichenrede. Darauf machte er Cäsars Testament bekannt, das jeden einzelnen Bürger wohl bedacht hatte, und nun kannte die Raserei keine Grenzen mehr. Die Curie, in welcher der große Mann war erdolcht worden, wurde verwüstet, und die Mörder hielten es unter solchen Umständen für das Gerathenste, Rom schleunigst zu verlassen. An der Spitze der aufgebrachten Menge und umgeben von 6000 Bewaffneten regierte nun Antonius gleichsam in Cäsars Namen. Da erschien plötzlich Cäsars Erbe, der Enkel seiner Schwester, der 18jährige Cajus Julius Cäsar Octavianus, um seine Erbschaft in Empfang zu nehmen. Durch seine Leutseligkeit, besonders aber dadurch, daß er Cäsars Vermächtniß den Bürgern auszahlen ließ, gewann er in Kurzem einen größern

Anhang, als Antonius selbst besaß, der freilich bis dahin die Auszahlung verzögert hatte. Der Senat erblickte in ihm einem warmen Freund des Staates und begünstigte ihn auf alle Weise. Auch der große Redner und Staatsmann Cicero, der von dem jungen Manne die Wiederherstellung der alten guten Zeiten hoffte, donnerte gegen den für einen Feind erklärten Antonius, und trug nicht wenig dazu bei, daß dem Octavian der Oberbefehl gegen denselben übertragen wurde. Antonius war nämlich in seine Provinz Gallien abgegangen und hatte sich hier ganz eigenmächtig betragen. Wie sahen sich aber Senat und Volk getäuscht, als der Jüngling Octavian, mit großen Plänen für die Zukunft umgehend, nach glücklicher Besiegung des Antonius, mit eben diesem Feinde und mit dem ehemaligen Legaten Cäsars, Lepidus, in eine Verbindung trat, deren letzter Zweck die gänzliche Vertilgung der republikanischen Partei war. So entstand das

Zweite Triumvirat (43). Eigenmächtig theilten sich die Gewalthaber in die westlichen Provinzen, während Brutus und Cassius mit einer ansehnlichen Macht den Orient behaupteten. Diese mußten aber zuvor vernichtet werden, und um die nöthigen Geldmittel herbeizuschaffen, die zahlreichen Heere anständig zu besolden, zugleich aber auch, um die Macht der Gegenpartei in Rom zu brechen, auch wohl um die Privatrache zu befriedigen, faßten die Triumvirn den gräßlichen Entschluß, zuvor alle ihre Feinde zu vernichten. Kaum waren die Heere in Rom eingerückt, als auch die überall angehefteten Proscriptionslisten die dem Tode geweiheten Schlachtopfer bezeichneten. Bewaffnete Banden durchstreiften Rom und Italien und das Blutbad begann. 123 Senatoren und eine noch viel größere Anzahl Ritter fanden den schmählichsten Tod. Auf den Proscriptionslisten waren sogar 300 Senatoren und 2000 Ritter angegeben. Kaltblütig bezeichneten die Tyrannen oft ihre nächsten Blutsverwandten

oder ihre treuesten Anhänger und Freunde dem Racheschwerte. Die abgeschlagenen Häupter wurden sodann öffentlich auf der Rednerbühne zur Schau gestellt. Auch das greise Haupt des großen Cicero fiel unter dem Schwerte des Kriegstribun Popilius Länas, dem einst der edle Menschenfreund vor Gericht das Leben gerettet hatte. Mit Frohlocken empfing es Antonius, und seine Gemahlinn entäußerte sich so sehr aller Weiblichkeit, daß sie schadenfroh die einst so beredte Zunge mit glühenden Nadeln durchstach.

Nun wälzte sich das Verderben gegen Brutus und Cassius, welche beide in den unglücklichen Schlachten bei Philippi (42) das Leben verloren. So waren die letzten Verfechter der alten Zeit und Freiheit gefallen und es kam jetzt nur darauf an, welcher von den drei Herrschern die Früchte des Sieges allein genießen sollte. Der unbedeutende Lepidus wurde vom Octavian ohne weiteres abgesetzt, und nun, durch ein neues Heer verstärkt und seiner Veteranen, denen er in Italien die ungerechtesten Plünderungen verstattete, gewiß, konnte er dem letzten geheimen Ziele seines Lebens, dem alleinigen und ausschließlichen Besitz der Herrschaft, mit größerer Freiheit und Sicherheit entgegen gehen. — Sein Gegner erleichterte ihm durch thörigtes Beginnen den Sieg ungemein. Antonius nämlich, dem bei der Theilung des Reichs das Morgenland zugefallen war, lernte in Aegypten die schöne, aber buhlerische Königinn dieses Landes, die Kleopatra, kennen, und wurde so von ihren Reizen gefesselt, daß er alles Andere darüber vergaß und mit ihr ein äußerst üppiges, und selbst den lockern Römern ärgerliches Leben führte. Zwar brachte ihn seine jetzige Gemahlinn, die tugendhafte Schwester Octavians, Octavia, auf kurze Zeit wieder zur Besinnung; doch kaum war er nach Asien zurückgekehrt, als er auch keine andre Sorge zu kennen schien, als nur die, der Buhlerinn Gunst zu erlangen.

Er ertheilte ihr den Titel Königinn der Könige, schenkte ihr und ihren Kindern ganze Provinzen des römischen Reichs, und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, verstieß er zuletzt die herrliche Octavia. Der Senat erklärte den Unsinnigen jetzt für einen Feind des Vaterlandes und die Seeschlacht bei Actium (31) entschied über das römische Reich. Treulos floh Kleopatra zuerst und bethört folgte ihr Antonius. Die Flotte und das Landheer, unwillig über ihren sonst so wackern Anführer, ergaben sich dem Sieger. Noch einmal bei Alexandrien geschlagen, stürzte sich der verrathene Antonius in sein Schwert, Kleopatra tödtete sich durch den Biß einer Natter, Aegypten wurde römische Provinz und der Cäsar Octavianus, mit dem Zunamen Augustus, gebot nun als Imperator der ganzen römischen Welt allein.

§. 39.

Allgemeine Bemerkungen über diesen Abschnitt.

Rom hatte nun die Weltherrschaft erlangt; es gebot von Portugal bis zu den Flüssen Euphrat und Tigris, von Britannien und der Donau bis an die Grenzen der afrikanischen Nordstaaten. „Römisches Reich" und „Erdkreis" galten als gleichbedeutend. Mehr als 100,000 □ Meilen und über 120 Millionen Einwohner gehörten zum römischen Gebiete. Die Einwohner selbst bestanden aus ungefähr 20 Mill. Bürgern, 40 Mill. Unterthanen und 60 Mill. Sklaven (§. 30).

Die alte Verfassung war verschwunden; die alte Kriegszucht zerfallen. Die Legionen bestanden aus der Hefe des Volks, oder wohl gar aus Fremdlingen; sie kämpften nicht mehr für das Vaterland, sondern für den Feldherrn, unter dem sie sich die größte Beute versprachen. — Eine erfreulichere Ansicht bot das Feld der Wissenschaften dar; denn mit Augustus Alleinherrschaft begann das goldene Zeit-

alter der römischen Literatur und Kunst. Schon lebten mehre der Männer, deren Geisteswerke noch jetzt als klassische (§. 27.) in unsern Gelehrtenschulen gelesen werden, als: die Dichter Plautus, Terentius, Catullus, die Geschichtschreiber Cäsar, Sallustius, Cornelius Nepos, der Redner und Philosoph Cicero u. a. m. — Die Sprache selbst erhielt die höchste Ausbildung. — Künstler brachte Rom nicht hervor; dennoch herrschte große Liebe zu Kunstwerken und mit wahrer Wuth wurden die Statuen und Gemälde griechischer Meister nach Italien geschleppt. — Der Luxus kannte fast keine Grenzen. Der Philosoph Cicero bezahlte einen schön gearbeiteten Tisch mit 5000 Rthlrn. und sein Haus kostete 240,000 Rthlr., das des Clodius gar 800,000. Der Aedil Scaurus erbauete gar auf eigene Kosten ein Theater aus Marmor, das 80,000 Zuschauer faßte. Es ruhete auf 360 korinthischen Säulen (§. 14.) und war mit den herrlichsten Statuen und Gemälden geschmückt. Nach Verlauf eines Monates wurde das Prachtgebäude niedergerissen. Der Schauspieler Roscius erhielt jährlich 20,000 Rthlr. Gehalt. Die Erhaltung der Fischteiche kostete den Hirtius jährlich 175,000 Rthlr. Hortensius begoß seine Bäume mit Wein und hinterließ noch 10,000 Eimer des köstlichsten Chier. Spiegel von Gold und Silber, silberne Bettstellen, goldne Stubendecken fand man in vielen Häusern. Antonius führte kein anderes, als ein goldenes Nachtgeschirr. Vogelhäuser, in welchen man seltenes Geflügel unterhielt, glichen den schönsten Palästen ꝛc. — Doch mit dem Luxus stieg auch das Sittenverderbniß; besonders waren die Reichen in allen Wollüsten und Lastern versunken. Das gemeine Volk lebte, trotz seiner Armuth, im schmutzigsten Müßiggange von Brodspenden und Bestechungen. Für Geld war Alles feil. Die Erziehung der Kinder war in den Händen der Sklaven oder schmeichlerischer Griechen. Handwerke und Ackerbau waren den Skla-

ven überlassen, welche man grausam behandelte. Ein gewöhnlicher Sklav stand mit einer Nachtigall in gleichem Preise. — Die Kunst zu backen kannte man zu Rom schon 400 v. Chr.; doch buk man bloß eine Art von Kuchen oder Platz. Die ersten ordentlichen Bäcker kamen 150 aus Griechenland. — Bei dem steigenden Luxus wurde die Kochkunst auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht. — Außer den Aprikosen kamen im mithridatischen Kriege auch die ersten Kirschbäume (aus Cerasus, woher der Name dieser Frucht) nach Italien.

Vierter Abschnitt.

Geschichte der Hauptstaaten des Alterthums von Augustus bis zum Untergange des abendländischen Kaiserthums. (30 v. Chr. — 476 n. Chr. Geb.)

§. 40.

Die Juden. (Vgl. §. 23.)

Nach Alexanders Tode nahm der ägyptische König Ptolemäus Lagi (§. 25.) von Palästina Besitz, ließ den Einwohnern aber ihre Freiheit und ihre übrigen Einrichtungen; ja er verlieh der Kolonie von 30,000 Juden, die er nach Alexandrien zur Belebung des Handels geführt hatte, mancherlei Vorrechte selbst vor den Eingeborenen (um 300). Um so übler ging es dem Volke, als es sich in einem Kriege zwischen Aegypten und Syrien dem letztern Lande unterwarf (197), denn die Seleukiden wußten sich den Reichthum der neuen Unterthanen wohl zu Nutze zu machen. Sie verkauften die Hohepriesterwürde an den Meistbietenden, versuchten den Tempel zu plündern u. s. w. Als aber Antiochius IV. (§. 25.) die Bildsäule des Jupiter in dem Tempel zur Verehrung aufstellen ließ und die Juden zwang, Schweine zu opfern und zu essen, und als nun

ein Theil sich diesem Unwesen widersetzte und deßhalb syrische Schergen Jerusalem und das Land verwüsteten: sammelte der tapfre Priester Matathias eine Schaar der Unterdrückten, und sein Sohn, Judas, genannt Makkab (der Hammer, der Tapfre, — woher Makkabäer) schlug die Syrer, eroberte Jerusalem, stürzte die heidnischen Altäre um und stellte den mosaischen Kultus wieder her. Drei Brüder aus dieser Heldenfamilie, Judas, Jonathan und Simon vollendeten nach und nach das Werk der Befreiung. Simon, zum Fürsten erhoben, hinterließ (135) seinem Sohne Johannes Hyrcanus ein wirklich blühendes Reich.

Unter seiner Regierung entstanden die bekannten Sekten der Pharisäer, Sadducäer und Essäer. Die Pharisäer (Abgesonderte, Heilige) nahmen, außer den geschriebenen heiligen Büchern, auch noch mündliche Ueberlieferungen an, ingleichen Engel, Teufel und eine Auferstehung der Leiber. Sie blendeten durch einen Schein der Frömmigkeit, beteten auf den Straßen, vertheilten Almosen unter Posaunenschall u. s. w. — Saddok soll der Stifter der Sadducäer gewesen sein; diese verwarfen alle Tradition, eben so die Lehre von Geistern und der Auferstehung. Die Essäer (Aerzte) bildeten einen geheimen Bund, dem der Pythagoräer ähnlich.

Hyrcanus Sohn, Judas Aristobulus, nahm die Königswürde an und Palästina schien auf dem Wege, den Glanz des davidischen Zeitalters wieder zu gewinnen; doch eben durch die Sekten entstanden im Innern Parteien. Unter den Söhnen der Königinn Salome (70), Hyrcanus und Aristobulus, entstanden Streitigkeiten, und Pompejus (§. 36.), der eben den Mithridates besiegt hatte, entschied dieselben so, daß der königliche Titel aufhörte und die Juden den Römern zinsbar wurden. Bei dieser Gelegenheit kamen viele Juden nach Rom, wo man ihnen ein besonderes Stadtviertel zur Wohnung anwies.

Durch Kabale gelang es später dem Herodes aus Idumäa, sich in Besitz der Königswürde zu setzen (35); doch die Regierung desselben brachte dem geplagten Volke keinen Vortheil. Den Namen des Großen erhielt er nur, weil er sich unter den vielfältigsten Unruhen aufrecht erhielt. Die Bedrückungen der Römer lasteten schwerer, als je, und er that nichts, um dieselben zu erleichtern. Das edle Geschlecht der Hasmonäer (Erlauchte, so hießen die Makkabäer) rottete er gänzlich aus; seine eigne Gemahlinn nebst dreien seiner Söhne ließ er umbringen. Der Glaube dieses Edomiten (Esaus Nachkommen) war wenigstens zweideutig; er erweiterte und verschönerte den Tempel, stellte aber zugleich, um den Römern gefällig zu werden, heidnische Götzenbilder in demselben auf. Durch die römische Sklaverei, den Druck, die Sittenlosigkeit und Irreligiosität des Hofes, verdarb das ganze Volk mehr und mehr.

Zu dieser Zeit und unter diesem Volke trat Johannes der Täufer auf, der auf die längst erwartete Erscheinung des Messias (Gottgeweihten) vorbereitete. Fast mit ihm zugleich erschien der Weltheiland, Jesus Christus. Herodes der Große erlebte dieses welthistorische Ereigniß noch, um seine letzten Tage durch den bethlehemitischen Kindermord zu beflecken. Unter den Schattenfürsten, die nach Herodes regierten (Herodes Antipas, der den Johannes, und Herodes Agrippa, der Petrus und Jacobus hinrichten ließ), wurde das Land bald ganz als römische Provinz behandelt. Von den Procuratoren (Pontius Pilatus, Humanus, Felix, Festus und Gessius Florus) gepeinigt, in seinen religiösen Gewohnheiten gestört, brach das gereizte Volk 66 n. Chr. in eine Empörung aus, die mit dem gänzlichen Untergange des jüdischen Staates endigte. Titus eroberte den 7ten September 70 n. Chr. Jerusalem mit Sturm; der Tempel ging in Feuer auf; die Stadt wurde geschleift

und was von den Einwohnern nicht umkam, als Sklaven verkauft oder verjagt. Die zerstreueten Ueberreste verbreiteten sich über die ganze bewohnte Erde, und erfuhren überall die härtesten Bedrückungen. Dennoch blieben sie ihren oft sonderbaren Eigenthümlichkeiten getreu, standen auch durch die beiden Patriarchate (Präsidentschaften des hohen Rathes oder Sanhedrin) zu Tiberias und Bagdad gewissermaßen in einer Verbindung. Einer ihrer gelehrten Rabbiner (Lehrer), Juda der Heilige, fing an, um 200 n. Chr. die durch fortlaufende Tradition entstandenen Zusätze und Auslegungen des a. T. zu sammeln, welche Sammlung um 500 vollendet und unter dem Namen Talmud als Glaubensnorm von den Judengemeinden angenommen wurde. Er enthält, unter mancherlei Gutem, auch die wunderlichsten Dinge, schreibt eine Menge Gebete und kleinlicher Formalitäten in der gewöhnlichen Lebensordnung vor, erlaubt den Wucher, belegt Ackerbau und Viehzucht mit Verachtung, fordert die strengste Absonderung von andern Völkern und stellt eine unreine Moral auf, die den Charakter der Juden verschroben und ihre völlige Einbürgerung unmöglich gemacht hat. Außer den Anhängern des Talmud (den Rabbaniten), findet sich in den Morgenlanden auch noch die jüdische Sekte der Kariten, welche sich bloß an das Gesetz Mosis hält.

§. 41.

Die Römer.

Rom wird eine Monarchie.

(30 v. Ch. Geb.)

Nach so vielen Stürmen wußte der Alleinherrscher, der von jetzt an Cäsar (Kaiser) Augustus (der Verehrungswürdige) hieß, eine wohlthätige Ruhe über das Land zu verbreiten. Mit großer Klugheit behielt er die alten republikanischen Formen bei, vereinigte aber alle

höchsten Würden in seiner Person und übernahm dieselben nur in Fristen und nie ohne einiges Weigern. So regierte er unumschränkt, und dennoch wähnte das Volk, es besitze noch die alten Gerechtsame. Der sonst so gewaltige Senat bestand fort, doch war er nur noch ein berathender Körper, der genehmigen mußte, was Augustus mit seinen Freunden Mäcenas und Agrippa und mit seinem geheimen Rathe beschlossen hatte. Gesichert war seine Macht durch die Leibwache der Prätorianer und durch den noch kräftigern Schutz der Liebe des Volks, welches er durch eine Menge der trefflichsten und wohlthätigsten Einrichtungen gewann. Künste und Wissenschaften erblüheten unter seiner milden Regierung, wiewohl der alte, republikanische Geist gänzlich verschwand. Das goldne Zeitalter der römischen Literatur und Kunst wurde von ihm und seinen Freunden herbeigeführt, und Namen, wie die der Dichter: Virgil, Ovid, Tibull, Horaz, der Geschichtschreiber: Livius und Dionys von Halicarnaß, des Baukünstlers Vitruv u. v. a., gehören zu den berühmtesten aller Zeiten. Glückliche Kriege erweiterten und sicherten die Grenzen des Reichs nach allen Seiten hin und neue Städte erhoben sich. So in Spanien: Caesar Augusta (Saragossa), Emerita Praetorianorum (Merida,) im südlichen Deutschland: Augusta Vindelicorum (Augsburg), Castra Batava (Passau), Regina castra (Regensburg) u. s. w. — Gegen die Deutschen erlitt er aber eine fürchterliche Niederlage unter Varus (§. 48.).

So glücklich auch die Regierung des Augustus nach Innen und Außen war, so wenig glückte es ihm, als Haupt seiner Familie zur Ruhe und Zufriedenheit zu gelangen. Sein böses Schicksal war seine letzte Gemahlinn, Livia Drusilla, welche, bei allen Verruchtheiten, deren Urheberinn sie in der cäsarischen Familie war, doch die Kunst verstand, ihren sonst so schlauen Mann zu be-

rücken und bis an seinen Tod zu beherrschen. Ihr gelang es, die muthmaßlichen Erben, welche aus den frühern Ehen hervorgegangen waren, alle zu verderben und ihren eigenen Lieblingssohn, den sie dem Augustus zugebracht hatte, den verhaßten Tiberius, zum Nachfolger zu bestimmen. Augustus starb zu Nola, 14 n. Ch. Geb.

§. 42.

Kaiser aus dem Hause der Claudier.

(14—68 n. Chr.)

Augustus hatte keinen Nachfolger bestimmt; allein Niemand konnte dem Tiberius Claudius Nero, dem Stiefsohne des geliebten Abgeschiedenen, die Nachfolge streitig machen, zumal da er seines Vorgängers Leibwache sogleich für sich annahm. Tiberius war ein finstrer, blutdürstiger Charakter, der seine Gewalt durch die grausamste Tyrannei erhielt und befestigte. Er hob die Volksversammlungen (Comitien) auf, und begünstigte die schändlichen Angebereien. Darauf räumte er fast alle die Seinen aus dem Wege, unter andern auch den von August zu Tiberius Nachfolger bestimmten trefflichen Germanicus, seines Bruders Drusus Sohn, der die Varusschlacht an den Deutschen blutig gerächt hatte; endlich entfernte er sich von Rom und begab sich auf die Insel Capreä und fröhnte hier den scheußlichsten Lüsten. Von hier aus gab er seine Blutbefehle an den knechtischen Senat und an seinen Liebling Sejanus, welcher, geschützt durch die kaiserliche Leibwache der Prätorianer, oft in einem Tage an 30 der edelsten Römer hinrichten ließ. Der Tyrann wurde endlich von einem gewissen Macro ermordet (37 n. Chr.) Das Reich hatte sich übrigens unter ihm wohl befunden; denn er war nicht ohne große Regententugenden, namentlich bestrafte er die Bedrückungen in den Provinzen unnachsichtlich. Ein guter Hirt müsse die Schafe scheeren, aber nicht schinden, — das war sein Wahlspruch.

Unter den unzähligen Opfern des Tiberius war auch, wie eben gesagt, der von Augustus selbst zu Tiber's Nachfolger bestimmte, von Allen fast vergötterte Germanicus, des Tyrannen trefflicher Brudersohn, gefallen. Sein unwürdiger Nachkomme, Cajus Caligula, im Feldlager aufgewachsen, bestieg nun den Thron. Den Zunamen „Caligula" (Soldatenstiefelchen) verdankt er wohl dem Soldatenwitz, deren Liebling der Knabe war. Anfangs gab er auch wirklich gute Hoffnung; allein nach einer Krankheit wurde er der wollüstigste und grausamste Wütherich und Verschwender, dessen Tollheiten sich nur aus einer Verstandeszerrüttung erklären lassen. Er ließ sich göttlich anbeten, wollte sein Pferd zum Consul machen, unternahm einen kostspieligen Feldzug gegen die Muscheln am Gestade der Nordsee und feierte deßhalb einen Triumph, vergeudete in einem Jahre 132 Millionen Thaler und mordete nur aus Blutdurst und Habsucht. Er fiel in einer Verschwörung (41) und die Prätorianer hoben den alten, blödsinnigen

Tiberius Claudius auf den Thron. Dafür erhielten sie ein bedeutendes Geschenk. — Claudius war das schwache Spielzeug seiner schändlichen Weiber, der wegen ihrer Verworfenheit zum Sprüchwort gewordenen Messalina, und der Agrippina, welche letztere die Adoption ihres Sohnes Nero erzwang, der auch, nach Claudius Vergiftung, von den Garden zum Kaiser ausgerufen wurde (54).

Nero Claudius Cäsar bestieg als 17jähriger Jüngling den Thron und regierte fünf Jahre lang unter seines Lehrers, des Philosophen Seneca's Leitung wirklich lobenswerth; um so ärger brach aber nach dieser Zeit seine Tigernatur hervor. An Verschwendung, Raubsucht und Mordlust übertraf er sogar noch weit seine entsetzlichen Vorgänger. Er ließ seinen Stiefbruder, seine Mutter, seine Gemahlinn, seinen treuen Lehrer und eine Menge

der vornehmsten Römer ermorden. Um Rom prächtiger wieder aufzubauen; zündete er die alte Stadt an mehren Orten an und declamirte während des Brandes ein Gedicht auf die Zerstörung Troja's von einem Altan herab. Darauf beschuldigte er die damals sich auch in Rom ausbreitende Secte der Christen, sie hätten die Unthat begangen und ließ eine Menge derselben auf eine schauderhafte Weise umbringen. Sein Palast, das goldne Haus genannt, übertraf Alles, was man bis dahin an Pracht und verschwenderischem Luxus gesehen hatte. In demselben war ein Speisesaal, dessen Decke und Seitenwände sich um die Tafel dreheten und die Bewegung des Himmels durch Maschinenwerk nachahmten. Beim Auftragen eines jeden Ganges kam eine andre Jahreszeit zum Vorschein. Im Sommer wurde ein Gewitter dargestellt und statt des Regens träufelten wohlriechende Essenzen auf die Gäste herab u. s. w. — Zu diesen unerhörten Verschwendungen wurden Italien und alle Provinzen ausgeplündert und die reichsten Familien ausgerottet. „Ihr wißt, was ich brauche," rief er seinen Schergen zu, „sorgt, daß Niemand Etwas übrig behalte!" — Nun zog er als Sänger umher und wollte als Wagenlenker in den olympischen Spielen glänzen. Solches Unwesen war nicht länger zu erdulden; dem Aufstande der Legionen in den Provinzen folgte eine Empörung der Garden und der Feigling ließ sich von einem Freigelassenen tödten (68). Cäsars Haus war mit ihm erloschen, obgleich die Namen „Augustus und Cäsar" immer Titel der nachmaligen Herrscher und Thronerben blieben.

§. 43.

Römische Kaiser bis Marcus Aurelius.

(68—180 n. Chr.)

Nach Nero's Tode folgten so heftige Stürme, daß in nicht vollen zwei Jahren drei Regenten sich gewaltsam

des Thrones bemächtigten, nämlich Galba, Otho und Vitellius. Der letztere verschwelgte in 4 Monaten 42 Millionen Thaler durch seine — Fresserei. Ueberhaupt hing von nun an die Besetzung des Thrones von der Willkühr der Heere ab. Oft wählten diese mehre Kaiser zugleich, welche sich sodann unter einander bekriegten, bis einer unterlag; oft schlugen sie den kaum Erhobenen todt, um die Herrschaft aufs neue zu verhandeln. Endlich wurde

Flavius Vespasianus (69—79) von den Legionen im Orient zum Kaiser ernannt, und dieses Mannes Regierung war für das fast aufgelöste römische Reich ungemein wohlthätig. Mit kräftiger Hand stellte er die Ruhe und Ordnung wieder her. Vor allem richtete er sein Augenmerk auf die gänzlich zerrütteten Finanzen, und es gelang ihm, dieselben zu heben, wiewohl er die Beschuldigung eines oft lächerlichen Geizes erdulden mußte. Eine strengere Kriegszucht wurde eingeführt; der Senat bekam größern Einfluß; die noch von Nero's Brande her in Schutt und Asche liegenden Gebäude erstanden prächtiger, als zuvor; er ließ ein überaus großes Amphitheater, das über 60,000 Menschen faßte, (das Colosseum) erbauen und er war der erste Kaiser, der für den öffentlichen Unterricht sorgte, indem er gewissen Lehrern anständige Besoldungen aussetzte. Unter seiner Regierung wurde Jerusalem zerstört 70 (§. 40.) — Ihm folgte sein herrlicher Sohn

Titus (79—81) mit dem Zunamen „die Liebe und Wonne des menschlichen Geschlechts," dessen Grundsatz es war, von des Kaisers Antlitz dürfe Niemand betrübt hinweg gehen. Den Tag nannte er wehmüthig einen verlornen, an dem er nicht wenigstens eine gute That vollbracht hatte. Gelegenheit, seine Milde auszuüben, boten übrigens die großen Unglücksfälle, welche seine kurze Regierung bezeichneten, in Menge dar. In Rom hatte eine große Feuersbrunst gewüthet; nun brach gar

die verderbliche Pest aus. Ein furchtbares Erdbeben, von einem Ausbruche des Vesuvs begleitet, verschüttete die Städte Pompeji, Herculanum und Stabiä, welche man in neuern Zeiten wieder aufgräbt und wo man vieles für die Alterthumskunde Merkwürdige findet. Bei diesem Ausbruche fand auch der berühmte Naturforscher, Plinius der Aeltere, der das Ereigniß in der Nähe untersuchen wollte, seinen Tod. Titus Bruder und Nachfolger

Domitianus (81 — 96) war der vollendetste Despot und wüthete gleich Nero und Caligula, bis er dem allgemeinen Hasse unter Dolchstichen erlag. Zum Zeitvertreibe spießte er lebendige Fliegen auf Nadeln; dennoch ließ er sich Dominus et Deus (Herr und Gott) nennen. Unter ihm wurde das Reich schon von auswärtigen, namentlich deutschen, Völkern bedrängt. Ein unglücklicher Krieg gegen die Dacier an der Donau zog den noch verderblichern mit den Markomannen und Chatten nach sich. — Nach Domitian folgten die rühmlichen Regenten

Nerva (96—98), der beste Mann in Rom. Er adoptirte den Spanier

Ulpius Trajanus (98—117), der sich den Zunamen Optimus (der Beste) erwarb. Er betrachtete sich als den ersten Beamten des Staates, der, gleich jedem Andern, unter dem Gesetze stand; daher jenes herrliche Wort, welches er aussprach, als er dem Obersten der Leibwache das Schwert überreichte: „Gebrauche es für mich, wenn ich es verdiene, gegen mich, wenn ich unwürdig handle!“ Er stellte die alte Freiheit — so weit sich dieselbe mit der Monarchie vertrug, wieder her, vergrößerte das Reich durch glückliche Kriege mit den Dacier, Armeniern und Parthern, vergaß dabei aber keineswegs, sich selbst um das Kleinste der innern Einrichtungen zu bekümmern. Eine Menge nützlicher Bauten

und milder Stiftungen verherrlichen seinen Namen. Von den erstern ist noch jetzt in Rom die berühmte 140 Fuß hohe Trajanssäule vorhanden, welche ehemals sein Standbild trug. Er traf Anstalten zur Erziehung armer und verwahrloster Kinder, und wohl verdiente er es, daß sein Andenken auch noch bei den Nachkommen in großen Ehren gehalten wurde. „Sei glücklicher, als Augustus und besser, als Trajan," pflegte der Senat länger als 200 Jahre den neuen Kaisern zuzurufen. Daß er dem Plinius dem Jüngern, einem Schwestersohne des eben erwähnten Plinius, ein strenges Verfahren gegen die Christen zur Pflicht macht, muß wohl der Verwechslung dieser Religionssecte mit den aufrührerischen Juden zugeschrieben werden. Trajan's Brief in dieser Angelegenheit und des Plinius Bericht an ihn deßwegen sind merkwürdige Belege für die Geschichte der ersten christlichen Kirche. Sein Vetter und Nachfolger

Hadrianus (117 — 138) vereinigte in sich den großen Gelehrten mit dem thätigen Regenten. Er konnte, wie Julius Cäsar, zugleich selbst schreiben, diktiren, sich unterhalten und noch den Vortrag eines Vierten mit anhören. Um die Provinzen besser zu regieren, gab er seines kriegerischen Vorfahren Eroberungen in Asien auf und bereiste 10 Jahre hindurch das ganze Reich größtentheils zu Fuß und im bloßen Kopfe, damit er mit eignen Augen sehen und selbst das Beste anordnen könnte. Von den majestätischen Gebäuden, mit welchen er Rom verschönerte, hat ihn der Palast, den er zu seinem Grabmal weihete, wo auch seine Asche ruht, nämlich die Moles Hadriani, — die jetzige Engelsburg — bis auf unsre Zeiten überlebt. — Am glücklichsten war Rom unter

Antoninus Pius (der Gutgesinnte, 138—161), der, menschenfreundlich wie Titus, sein Reich beglückte. Mit Recht erhielt er auch noch den Zunamen „Vater der Menschen." Sparsamkeit, Wohlthätigkeit und strenge

Ordnung sicherten das Glück der Bürger. — Schon früh hatte er seinen trefflichen Eidam, den

Marcus Aurelius, den stoischen Philosophen, adoptirt (161—180), weßhalb dieser auch Antoninus Philosophus heißt, unbezweifelt einer der edelsten und trefflichsten Regenten aller Zeiten. Wie sehr ihn die stoische Philosophie ausgebildet hatte, ersehen wir noch aus seiner trefflichen Schrift: „Betrachtungen über sich selbst." Unglücksfälle aller Art, Seuchen, Empörungen, Erdbeben, Ueberschwemmungen beunruhigten das Reich; doch er wußte durch seine Weisheit und ausdauernde Thätigkeit jedem Uebel glücklich vorzubeugen. Furchtbarer als je zuvor drängten die deutschen Horden, besonders die Markomannen, gegen das römische Reich an und er mußte schwere Kämpfe bestehen, um nur die Donaugrenze zu behaupten. Schon bestanden ganze Legionen aus Christen, wie z. B. die legio fulminatrix, auf deren Gebet, nach der Legende, ein plötzlich entstandenes Gewitter das römische Heer vom Verderben rettete. —

§. 44.

Sinken der römischen Macht.

Mit Mark-Aurel sank das römische Reich immer mehr seinem Sturze zu. Die eben angeführte Reihe der trefflichsten Regenten war nicht im Stande, denselben gänzlich zu vereiteln; nur ihn auf einige Zeit aufzuhalten, das vermochten sie. Die Sitten waren schon zu ausgeartet, als daß es möglich gewesen wäre, die ehemaligen Tugenden zurückzuführen. Zwei Drittel aller Einwohner bestanden aus verworfenen Sklaven; hundert Tausende lebten in der Hauptstadt als Bettler, die noch mit Brodspenden, Thierhetzen und Fechterspielen unterhalten wurden. Die ungeheure Menge der zurückkehrenden Soldaten, im Kriege bis zur Thierheit verwildert, führte ein räubermäßiges Leben. Die Verworfenheit ging so weit, daß Väter dem

Kaiser für die Hinrichtung ihrer Söhne dankten, damit sie nicht durch Traurigkeit den Verdacht des Tyrannen gegen sich reizten. Die ganze Menschheit war erschlafft. Geisteswerke konnten unter dem Drucke nicht gedeihen; kaum daß die edlern Kaiser noch Männer wie die Geschichtschreiber Tacitus, Suetonius, Plutarch, und die beiden gelehrten Plinius auftreten sahen. Die gröbsten Sinnengenüsse boten kaum noch Reiz für das ausgemergelte Geschlecht. Die Mahlzeiten dauerten oft ganze Tage und Nächte hindurch; nach jedem Gange wurde ein Brechmittel genommen ꝛc. Poppäa, Nero's Geliebte, badete sich täglich in der Milch von 500 Eselinnen; manche Römerinn trug einen Schmuck von einer halben Million Werth an sich. Der Luxus in Gebäuden stieg unerhört. Der Philosoph Seneca besaß 500 Tische, von denen ein jeder 25,000 Rthlr. kostete. Verbrechen aller Art nahmen so überhand, daß ein Dichter jener Zeit sagt, die Schmiede wären mehr mit Verfertigung der Ketten als der Ackergeräthe beschäftigt. Die Heere bestanden meist aus Barbaren, stets zu Empörungen geneigt; an allen Grenzen droheten feindliche Völker, die nur durch schimpflichen Tribut auf wenige Jahre von zerstörenden Einfällen zurückgehalten wurden.

Noch besaß das Reich seine alte Ausdehnung und enthielt folgende Provinzen: Italien mit seinen Inseln, Portugal, Spanien, Frankreich, England und den südlichen Theil von Schottland, Holland, Deutschland westwärts vom Rhein und südwärts von der Donau, die Schweiz, Ungarn, südlich von der Donau, die Moldau und Wallachei, die ganze europäische Türkei, alle Inseln des Mittelmeeres, die Küstenländer des schwarzen Meeres, Kleinasien bis zum Euphrat, die Nordküste von Afrika bis zur Meerenge von Gibraltar.

Doch, wir kehren zur Kaisergeschichte zurück.

Commodus (180—192), des trefflichen Mark-Aurels ausgearteter Sohn, war ein Scheusal, der seine Lust darin fand, öffentlich als Gladiator (Fechter) aufzutreten. Ihm ähnlich sind die meisten seiner Nachfolger. So Caracalla (211—217), der den leiblichen Bruder, Geta, im Schoße seiner Mutter ermordete. Unter seiner Regierung sollen römische Heere von Fingal, dem Helden und Dichter Kaledoniens in Schottland, besiegt worden sein. Wir besitzen nämlich noch eine ziemlich starke Sammlung Gedichte, angeblich von Ossian, Fingals Sohne, die durch Macpherson ins Englische übersetzt worden sind, in welchen die Thaten der kaledonischen Helden in einer äußerst erhabenen Sprache besungen werden. Der in denselben genannte Karrakul möchte wohl unser Caracalla sein. — Der verworfenste unter allen Kaisern war wohl der 14jährige Heliogabalus, oder Elgabal (218 bis 222), ein viehähnlicher Bube. Jede seiner Mahlzeiten soll 7,500 Rthlr. gekostet haben, dabei verlangte er Pasteten von Hahnenkämmen, Pfauenzungen, Nachtigallengehirne u. s. w.; ja als er hörte, der fabelhafte Phönix existire nur ein Mal in der Welt, zeigte er das Verlangen, ihn zu verzehren. Uebrigens war das Ungeheuer eben so grausam und wollüstig wie verschwenderisch.

Alexander Severus bestieg nun den Thron (222—235) in seinem 16ten Jahre und war einer der trefflichsten Regenten, untadelhaft als Mensch, Kaiser und Feldherr; doch da er eine strengere Kriegsdisciplin einführen wollte, ermordeten ihn die Soldaten. — Unter Gallienus (260—268) traten auf einmal 30 Bewerber um die Kaiserwürde auf, bekannt unter dem Namen der 30 Tyrannen, während von allen Seiten die Barbaren eindrangen. — Eine sonderbare Erscheinung dieser Zeit ist die Entstehung des palmyrischen Reichs. Palmyra, eine Stadt in Syrien, war unter dem Namen

Tadmor von Salomo erbaut worden. Sie lag mitten in der Wüste und war reich durch den indischen Handel, doch seit Trajan's Zeiten römische Besitzung. Odenathus schwang sich durch seine Siege über die benachbarten Parther oder Perser, welche ein neupersisches Reich errichtet hatten, so empor, daß ihn Gallienus zum Augustus ernannte. Nach seinem Tode behauptete seine kluge Gemahlinn Zenobia, aber ohne in Rom anerkannt zu sein, die Regierung, und bemächtigte sich noch Aegyptens. Der römische Kaiser Aurelianus (270—275), mit dem Zunamen „der Wiederhersteller des Reichs," schlug sie aber (273), worauf er Palmyra, das noch jetzt in seinen Trümmern groß ist, zerstörte.

Aurelius Probus (276—282) schlug die Deutschen am Rhein und an der Donau und beruhigte das Reich; doch da er die Soldaten an eine nützliche Thätigkeit gewöhnen wollte und sie deßbalb Städte bauen, Moräste austrocknen und am Rhein und an der Mosel Weinberge anlegen ließ, ermordeten sie ihn.

Valerius Diocletian (284—305), von Geburt ein Dalmatier aus niederm Stande, hatte sich durch Tapferkeit bis zur Kaiserwürde hinaufgeschwungen, welche er wohl verwaltete. Er nahm den Maximian zum Mitaugustus, da aber auch so noch das weitläufige Reich nicht hinlänglich gegen die immer ungestümer andringenden Barbaren und innere Empörer geschützt werden konnte: so erwählte sich Diocletian nebst seinem Cäsar (Unterkaiser) Galerius die Morgenländer, Maximian nebst seinem Cäsar, Constantius Chlorus die Abendländer. Rom hörte somit auf, Residenz der Kaiser zu sein, indem Diocletian zu Nicomedien und sein Mitaugustus zu Mailand ihren Wohnsitz nahmen. — Unter seiner Regierung war die letzte Christenverfolgung, das letzte grimmige Aufraffen des Heidenthums, welches von jetzt an gänzlich darnieder lag. — Plötzlich legte Diocle-

tian seine Würde freiwillig nieder; Maximian mußte dasselbe thun. — Galerius erhielt als Augustus den Orient, Constantius bloß einen Theil des Occidents (305). Nach des letztern Tode (306) ward

Constantin der Große von der Armee zum Augustus ernannt, aber erst 324, nachdem er fünf seiner Mitkaiser, großentheils durch die schändlichsten Niederträchtigkeiten, aus dem Wege geräumt hatte, gelangte er zur Alleinherrschaft. Die Anzahl seiner Unterthanen, welche sich zur christlichen Religion bekannten, war bei weitem überwiegend, das galt ihm Grundes genug, die neue Religion selbst anzunehmen und dieselbe zur Staatsreligion zu erheben (312). So überwand er seine Gegner am leichtesten. Er selbst war nur dem Namen nach Christ, ließ sich auch erst kurz vor seinem Tode — und zwar nicht von einem Bischofe der für rechtgläubig gehaltenen Kirche — taufen (337). Constantin war ein Tyrann wie viele seiner Vorgänger; doch hatte seine Regierung auf den spätern Zustand des römischen Reichs einen nicht zu berechnenden Einfluß. Ihm war es darum zu thun, die Herrschergewalt vom Militairdespotismus zu befreien, der bis dahin so verderblich gewirkt hatte; deshalb schuf er eine Menge neuer Einrichtungen, die alle darauf abzweckten, die kaiserliche Macht in einen morgenländischen Despotismus zu erweitern. Vor Allen verlegte er (330) seine Residenz nach Byzanz, einer Stadt, die durch ihre Lage an der Grenze zweier Welttheile ganz zum Haupte des Reichs geeignet schien. Hier hoffte er leichter seine Pläne auszuführen, als in dem alten, heidnischen, auf seine Rechte und Einrichtungen stolzen Rom. Eine prächtige Stadt erhob sich demnach in kurzer Zeit und zwar ganz nach dem Muster der ehrwürdigen Hauptstadt; aber, anstatt der heidnischen Tempel prangten hier neue christliche Kirchen, mit gleicher, oder noch größerer Pracht aufgeführt. Die Stadt selbst

führte bald den Namen Constantinopel (Constantinsstadt). Zugleich theilte er das Reich in 4 Präfecturen, stiftete eine Menge neuer Würden und Titel und schrieb ein strenges Hofzeremoniell vor, wodurch der Herrscher von den Beherrschten gänzlich getrennt wurde. Auf der andern Seite hob er die Priester der neuen Christusreligion mit ausgezeichneter Achtung zu sich empor, und durch ihren Einfluß glaubte er in seiner Regentendespotie gesichert zu sein.

§. 45.

Die ersten Schicksale des Christenthums.

(30—337.)

Im Jahre 750 nach Roms Erbauung, — also vier Jahre früher, als wir sie jetzt annehmen, — wurde der Weltheiland, Jesus, mit dem Zunamen Christus (König, Gesalbter) zu Bethlehem, einer kleinen Stadt im jüdischen Lande, geboren. Geheimnisse und Wunder umgaben seinen Eintritt in das irdische Leben, wie seinen Austritt aus demselben, was mitten inne liegt, das Leben Jesu selbst aber gehört ganz der Menschheit an. Seine Jugend verstrich in dem Hause der unbemittelten und frommen Eltern zu Nazareth, einem Flecken in Galiläa. Ueber seine Kinderjahre hat man Vielerlei gefabelt, wie das bekannte Buch Evangelium infantiae Christi (Ev. der Kindheit Christi) beweiset; doch die heiligen Schriften erzählen uns aus jener Zeit nur eine Scene (Luc. 2.), welche auf einen Knaben von ausgezeichneten Anlagen und tiefem religiösen Sinne hindeutet. Im dreißigsten Jahre seines Alters trat er aus seiner Dunkelheit hervor, um der Lehrer und Wohlthäter der Welt zu werden. Frei von den Vorurtheilen seiner Zeit und aller Zeiten, erhaben über jede Leidenschaft, rein von jedem Flecken, ohne Rathgeber und Führer, verkündigte er die ewige Wahrheit, von der er selbst behauptete, sie sei von Gott. Nur einen Zweck hatte er vor Augen, das Reich der Unwis-

senheit und der Sünde zu zerstören und das Gottesreich zu gründen. Darum zog er durch alle Gegenden seines Vaterlandes und lehrte und predigte das Evangelium von der Erbarmung Gottes, zum Troste für alle Zeiten und Geschlechter. Sein anziehender und faßlicher Vortrag versammelte viele Zuhörer um ihn, besonders treu schlossen sich aber 12 Männer, aus den Geringsten im Volke, ihm an — die Apostel. Die hohe Priesterschaft und die Vornehmsten des Volks sahen nicht ohne Besorgniß, wie er die alten, ihnen so vortheilhaften Mißbräuche bestritt und wie das Volk in ihm, der auch seine Sendung von Gott durch Wunder bethätigte, den verheißenen Messias erblickte. Um so ernstlicher wurden die Verfolgungen der mächtigern Partei; die Pharisäer klagten ihn an als einen Volksaufwiegler, der sich zum König der Juden machen wollte und brachten es dahin, daß der Edle, nach einem ziemlich tumultuarischen Verhöre vor dem Synedrium oder hohen Rathe, von dem römischen Procurator Pontius Pilatus zum schmählichen Kreuzestode verdammt wurde. —

Mit hoher von Gott gespendeter Begeisterung verbreiteten nun die Apostel (Gesandten) die neue Lehre durch das Land der Juden, und Paulus und Barnabas auch außerhalb Judäa, selbst in Griechenland und Rom. Ueberall bildeten sich kleine Gemeinden, denen man den Namen Christianer gab und deren frommer Sinn und Wandel zu der reißenden Verbreitung des Christenthums nicht wenig beitrug. Ueberhaupt hatte es die göttliche Vorsehung so eingerichtet, daß sich mehre Umstände vereinigten, der neuen Lehre Eingang zu verschaffen: die römische Universalmonarchie erleichterte den Verkehr unter den verschiedenen Nationen, eben so die damals überall verständliche griechische Sprache. Ferner: die Abgeschmacktheiten des Heidenthums konnten dem gebildeten und verfeinerten Menschengeschlechte nicht mehr zusagen. Auch die im Gan-

zen friedliche Regierung des Kaisers Augustus, ingleichen die Duldsamkeit der Römer gegen jede Art des Kultus, vorzüglich aber die innere Vortrefflichkeit des Evangeliums waren dem Fortgange desselben sehr förderlich.

Die ersten Einrichtungen der christlichen Gemeinden waren sehr einfach. Sie standen unter Episkopen (Aufsehern) und Presbytern (Aeltesten), versammelten sich in ihren eignen Häusern zum Gebet, Vorlesen der heiligen Schrift und zum Genusse des Bruder- oder Liebesmahles (Agapen). Die Kirchenzucht war streng. Geringere Vergehungen wurden mit dem kleinen Bann — Ausschließung vom heiligen Abendmahl — gröbere mit dem großen — gänzlicher Verstoßung aus der Gemeinde — bestraft (excommunicatio). Der Wiederaufnahme ging eine öffentliche Kirchenbuße (poenitentia) voraus.

Doch mußte der aufkeimende Glaube manche Verfolgungen ausstehen. Die erbitterten jüdischen Priester erregten das Volk zu Gewaltthätigkeiten, und die Römer verwechselten den unschuldigen Christen mit dem gehaßten, aufrührerischen Juden, für dessen Genossen sie ihn ansahen. Man hat 10 Hauptverfolgungen aufgezählt, wiewohl die meisten nur einen kleinen Theil der Christen betrafen, welche sich in ihrem Fanatismus gegen den herrschenden heidnischen Kultus vergangen hatten. Daß Nero gegen sie wüthete, haben wir schon oben erzählt. Trajan verfolgte sie zwar, doch gab er bald mildere Befehle und Hadrian gewährte ihnen Schutz. Die Verfolgung unter Maximinus (235—38) dauerte nur kurze Zeit; doch Decius (249—51) wüthete wie ein Tyrann gegen sie. Die Hauptverfolgung geschah unter Diocletian, war aber nicht sowohl gegen die Christen, als gegen die Bibel gerichtet. Galerius schenkte ihnen zuerst Ruhe und Constantin begünstigte sie vor den Heiden. Aber trotz aller Verfolgungen griff die Lehre unglaublich um sich, ja eben die Verfolgungen trugen zu

ihrer Verbreitung bei. Durch den hohen Muth Derer, die um ihres Glaubens Willen sterben mußten (Märtyrer), wurden ganze Schaaren der Ungläubigen begeistert und entflammt und ließen sich taufen.

Die edle Einfachheit des Christenthums sollte aber verschwinden, als es durch Constantin zur Staatsreligion erhoben wurde. Prächtige Kirchen, prunkende Ornate, glänzende Ceremonien aus dem Heidenthume entlehnt, als: Processionen, Räuchern, Fackelschein u. d. gl., hoher Rang der Geistlichkeit, welche unter dem Namen des Klerus (so hieß bei den Juden der Stamm Levi) eine bevorrechtete Klasse der Beamten bildeten, und die Gemeinden, deren Mitglieder nun Laien (Volk) hießen, vollkommen beherrschten, alles Dieß lenkte den Sinn der Christen von der Demuth Jesu zur Herrsch- und Streitsucht. Uneingedenk des herrlichen Wortes ihres großen Meisters: „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen," verfolgten sie bald alle Nichtchristen mit Härte und Grausamkeit. Zugleich entstanden unter den Dienern der neuen Kirche bittre Streitigkeiten. Von den vier vornehmsten Bischöfen, den Patriarchen zu Rom, Constantinopel, Alexandrien und Antiochien, strebte ein jeder nach dem höchsten Range; vorzüglich lagen die Bischöfe der beiden Hauptstädte in beständigem Kriege mit einander. Der in Constantinopel gründete sein Recht darauf, daß er in der kaiserlichen Residenz wohnte, der in Rom auf Roms ältere Herrlichkeit und vorzüglich darauf, daß er der Nachfolger des Apostels Petrus sei, dem er die Stiftung der Gemeinde in Rom fälschlich zuschrieb.

Man verfolgte und verketzerte sich um Meinungen, oft nur um Wortformeln, und die Partei, welche ihre Ansicht durchsetzte, nannte sich die katholische (allgemeine). Besonders hartnäckig waren die Streitigkeiten über die Person Jesu, ob er nämlich dem Vater gleich oder nur ähnlich sei. Der alexandrinische Presbyter

Arius behauptete das Letztere, und um die Sache gründlich zu entscheiden, schrieb Constantin eine Kirchenversammlung nach Nicäa aus (325). Dreihundert Bischöfe stritten hier zwei Monate lang täglich über die wahre Beschaffenheit der Dreieinigkeit, und endlich wurde festgesetzt, daß der Sohn mit dem Vater und Geiste völlig gleichen Wesens sei. Wer dieß nicht in derselben Form für wahr annähme, sollte verdammt sein. Dennoch blieb die arianische Partei sehr mächtig und so war der Grund zu fortdauernden Verfolgungen und Hinrichtungen gelegt.

Ein anderer Streit wurde glücklicher beigelegt. Man bestimmte, daß das Osterfest allemal an dem Sonntage sollte gefeiert werden, der zunächst nach dem ersten Vollmonde nach dem Frühlings-Aequinoctium (Tag- und Nachtgleiche) fiele. Dadurch wurde auch dem Pfingstfest und Himmelfahrtsfest seine Stelle angewiesen. Das Fest der Geburt Jesu feierten die Griechen den 6ten Januar, die Abendländer aber den 25sten December, weil um diese Zeit die heidnischen Saturnalien gefallen waren, welche man durch Gastmähler und Geschenke zu feiern pflegte.

§. 46.

Constantin's Nachfolger. (337—375.)

Constantin hinterließ drei Söhne, Constantinus, Constantius und Constans, welche sich sechzehn Jahre lang bekämpften, bis Constantius allein übrig blieb. Aerger als je drangen die Feinde von allen Seiten über die Grenzen des Reichs und kaum daß der treffliche

Julian (363), ein Verwandter Constantins, im Stande war, den wilden Horden zu widerstehen. Durch den Umgang mit heidnischen Philosophen zu Athen, durch die Verfolgungen, welche er von seinem kaiserlichen Vetter hatte erfahren müssen und durch die Ausartung des damaligen Christenthums, wurde er bewogen, sich dem Heiden-

thume wieder zu ergeben, weßhalb er in der Geschichte unter dem Namen „des Abtrünnigen" (Apostata) vorkommt. Er verlor in einem Feldzuge gegen die Perser, wahrscheinlich durch Meuchelmord eines Christen, sein Leben (363).

Unter Valentinian I. und Valens nahm die Völkerwanderung ihren Anfang (375).

§. 47.

Die alten Deutschen.

Das Land, begränzt von der Donau, dem Rhein, dem nördlichen Ocean und der Weichsel, aber auch die nördlicher liegenden Länder, deren Bewohner noch jetzt Spuren eines gemeinschaftlichen Ursprungs an sich tragen, nannten die Römer Germanien und sie schilderten es als ein Land mit ungeheuern Wäldern, mit Sümpfen und Morästen bedeckt, wo immerfort eine kalte, feuchte, unfreundliche Luft wehe, welche nur mit Regen und Nebel abwechsle. Der unfruchtbare Boden erzeugte Nadelholz, Eichen, Hafer, Gerste, wilden Spargel, Pastinaken, Rettige und wildes Obst. Der größte Reichthum seiner Bewohner bestand aus Heerden von Rindvieh und Pferden; doch fanden sich auch Thiere, die jetzt nur in kalten Gegenden vorkommen, als: Urochsen, Bären, Wölfe, selbst Elennthiere. Der Reichthum des Mineralreichs war noch unbekannt; nur das Salz schätzten die Einwohner sehr hoch, und um den Besitz einer Salzquelle fielen oft blutige Streitigkeiten, ja Kriege vor. Die Germanen bereiteten ihr Salz, indem sie die Soole auf lebendige Kohlen gossen und dieselben so verdampfen ließen. —

Die Germanen (Wehr- oder Kriegsmänner), oder wie sie sich nach ihrem Nationalgotte Teut nannten, die Teutonen, werden geschildert als Leute mit trotzigen, blauen Augen, röthlichen Haaren und riesenhaftem Körperbau, abgehärtet gegen Kälte und Hunger, nicht gegen Durst und Hitze, kriegerisch, doch bieder und treu dem

Freunde, listig und voller Verstellung gegen den Feind, jedem Zwange trotzend. Von Künsten und Wissenschaften verstanden sie wenig oder vielmehr gar nichts; sie konnten weder lesen noch schreiben. Jagd und Krieg waren ihre Freude; die Bestellung des Ackers und die Besorgung des Hauswesens war den Frauen und Sklaven überlassen. Zur Zeit des Friedens lag der freie German in träger Ruh auf seiner Bärenhaut (daher das Schimpfwort Bärenhäuter), oder er nahm seine Zuflucht zu' Becher und Würfelspiel, beiden mit ungezähmter Leidenschaft sich hingebend, so daß ein tüchtiger Rausch in Gerstensaft nichts Ungewöhnliches und das ganze Hab und Gut, ja sogar die edle Freiheit in wenigen Stunden verspielt war. — Die Regierungsform konnte bei einem solchen Volke nur demokratisch sein. Die freien, wehrhaften Männer eines Stammes versammelten sich zu Berathungen, theils an bestimmten Tagen, theils bei plötzlichen Ereignissen, und nur die Stimmenmehrheit entschied, ob Etwas ausgeführt werden sollte, oder nicht. Gewöhnlich ging es in den Versammlungen, wo alle Theilnehmer vollständig bewaffnet erschienen und wo der edle Gerstensaft in Strömen durch die immer durstigen Gurgeln floß, sehr stürmisch her. Zur Zeit der Gefahr ward ein Anführer gewählt (Herzog, der vor dem Heere zog), dem sich in dringenden Fällen auch mehre Stämme unterwarfen; war aber die Gefahr vorüber: so endigte auch die verhaßte Obergewalt, da im Frieden der Deutsche kein andres Oberhaupt erkannte, als den in den Versammlungen erwählten Fürsten (Fürdersten, Vordersten), der schiedsrichterlich Recht sprach und Streitigkeiten schlichtete. — Wenn ganze Stämme zum Kriege aufgeboten wurden, so hieß dieß der Heerbann; im Kleinen kämpfte das Gefolge. Die edelsten Jünglinge weiheten nämlich freiwillig ihre Dienste einem bewährten Anführer. Diesem war es Pflicht, in der Stunde der Gefahr der Erste zu sein, und seinen

Gefährten lag es ob nicht hinter ihrem Anführer zurückzubleiben. Seinen Fall überleben, war unauslöschlicher Schimpf; die Bardengesänge begeisterten zu Thaten und zur Todesverachtung. — Wie Tapferkeit die Zierde des Mannes, so war Keuschheit und treue Anhänglichkeit an den Mann bis zum Tode die Tugend des deutschen Weibes.

Die Religion war einfach und roh. Den obersten Gott nannten sie Wodan oder Allvater. Der Gottesdienst fand Statt in heiligen Hainen. Die Sonne, der Mond, das Feuer, die Erde (Hertha) waren ihnen Gottheiten, die sie unter gewissen eingebildeten Wesen verehrten, die auf die Erdenbewohner guten oder bösen Einfluß äußerten und deren Willen die Priester erforschen konnten. Die Götternamen Freia (Göttinn der Liebe) und Thor (Donnergott) sollen Veranlassung zu der Benennung des Freitags und Donnerstags gegeben haben. Auch die Stammväter Thuiskon und Man wurden göttlich verehrt. Der Tod in der Schlacht war das sicherste Mittel, um zu den Freuden Walhala's (des Himmels) zu gelangen, wo die Erzählung ihrer Waffenthaten beim frohen Schmause die Helden ergötzte, während sie köstliches Bier aus mächtigen Hörnern oder den Schädeln ihrer Feinde schlürften. — Menschenopfer waren nicht ungewöhnlich. —

So war das Volk, das frei und unbesiegt einst Deutschlands Boden bewohnte. Forschen wir nach seinem Ursprunge, so werden wir auf Asien, die allgemeine Wiege der Menschheit, zurückgeführt, wiewohl sich nur dunkle Spuren seiner Einwanderung aus diesem Erdtheile bei den alten Geschichtschreibern finden. Diese nennen alle Völker, welche nördlich wohnen, Skythen, Kelten, Kimmerier, welche letztern wahrscheinlich mit den Cimbern verwandt sind. Die eingewanderten Horden unterschieden sich nach ihrem Wohnorte in drei Hauptklassen, von denen eine jede wieder eine Menge kleinere Abtheilun-

gen oder Stämme unter sich begriff. Die Hermionen, zwischen der Elbe und Weser wohnend, waren das Stammvolk und hießen auch Teutonen. Von ihnen waren die Ingävonen nach Westen, die Istävonen nach Norden ausgewandert. Später vereinigten sich mehrere Horden und bildeten kleine Völkerschaften, die in Dörfern und Weilern, nie in Städten, hausten, wie die Cherusker, Chatten, Quaden, Markomannen, Hermunduren, Sueven u. s. w., die sich bald hier, bald dort finden; denn eine vorherrschende Begierde der alten Deutschen war, zu wandern und sich neue und bessere Wohnplätze aufzusuchen.

§. 48.

Die Römer im Kampfe gegen die Deutschen.

Das erste Zusammentreffen der Römer mit den Deutschen geschah im Jahr 113 v. Ch. Geb., als wilde Völkerstämme, die Cimbern und Teutonen (§. 34.), neue Wohnungen suchend, an den steierischen Alpen erschienen. Der römische Feldherr Carbo, der hier mit einem Heere die Gebirgspässe bewachte, rettete sich und sein Heer vom gänzlichen Verderben nur dadurch, daß er ein plötzlich entstandenes Gewitter zum schleunigen Rückzuge benutzte. — Die Sieger wandten sich nun westwärts nach Helvetien (der Schweiz) und von da, in Verbindung mit den Tigurinern, nach Gallien, wo sie mehre römische Heere vernichteten. Rom selbst zitterte, zumal als die verderbenschwangere Wolke nach Italien vorzudringen suchte. Marius bezog nun an dem Rhein ein unangreifbares Lager, gewöhnte seine muthlosen Soldaten nur erst an den Anblick der wilden Gestalten, die mit Thierfellen bekleidet, mit einem bemalten Schild und einem langen Speer bewaffnet, daherzogen und ihre fürchterlichen Schlachtgesänge brüllten. Doch der höhern römischen Kriegskunst mußte die wilde Tapferkeit unterliegen.

Die Teutonen wurden (102) bei Aix in der Provence (Aquä Sextiä), und die Cimbern im folgenden Jahre bei Verona oder Vercellä total geschlagen. — 50 Jahre lang war es nun zwischen den Römern und Deutschen ruhig. —

Als aber Julius Cäsar Gallien eroberte, lernte er auch die Germanen kennen. Ariovist (Ehrenvest), der dieselben anführte, war über den Rhein gekommen, um sich hier niederzulassen. Die bedrängten Gallier baten den Römer um Hülfe, welche dieser gern leistete und Gallien wirklich von den Deutschen befreiete (58 v. Ch.). Nun bauete Cäsar zwischen Koblenz und Bonn eine große hölzerne Brücke über den Rhein; als aber die Germanen sich in ihre Wälder zogen, um da den Feind zu erwarten, fühlte dieser keine Lust, den errungenen Sieg zu verfolgen, vielmehr kehrte er schnell zurück, nachdem er die angrenzenden Länder mit Feuer und Schwert verwüstet und über die übrigen Gauen des deutschen Landes Nachrichten eingezogen hatte. Er nahm sogar Deutsche für seine Legionen in Sold und diese tapfern Männer waren es, welche ihrem Heerführer erst Gallien und sodann die Alleinherrschaft erringen halfen (§. 37.).

Um den ewigen Einfällen der Germanen in Gallien zubegegnen, erbauete Augustus mehre Festungen am Rhein. Von hier aus drang Drusus, des Kaisers tapfrer Stiefsohn, viermal in das Innere des gefürchteten Landes (11—9 v. Ch.), ja er gelangte sogar bis zur Elbe, konnte aber dennoch keine festen Eroberungen machen.

Nach ihm führte zwei Jahre sein Bruder Tiberius das Kommando, und er gewann durch seine Schlauheit bedeutende Vortheile. Er verstand es, zwischen den einzelnen Stämmen Zwietracht auszustreuen und verleitete die Einzelnen, in römische Kriegsdienste zu treten. Augustus Leibwache bestand fast ganz aus Deutschen und der Cheruskер Hermann erhielt in Rom sogar die Würde eines

römischen Ritters. Alle diese Vortheile gingen auf einmal verloren durch die Unbesonnenheit von Tiberius Nachfolger, Quinctilius Varus. Dieser, römischer Statthalter zwischen der Weser und dem Rhein, suchte durch gewaltsame Maßregeln die Sitten und Verfassungen der Deutschen umzuändern. Er führte römische Rechtspflege und römische Sprache ein; ließ sich die Fasces (§. 27.) vorauf tragen, als Zeichen seines Rechtes zu körperlichen Züchtigungen, ja über Leben und Tod. Das erbitterte die freien Deutschen ungemein und sie verbanden sich unter Hermann's Anführung heimlich zum Untergange des verhaßten Drängers. Absichtlich brachen in entfernten Theilen des Landes Empörungen aus, und als nun Varus mit einem starken Heere auszog, dieselben zu dämpfen, wurde er immer weiter vom Rhein bis in die Tiefen des großen Teutoburger Waldes gelockt. Hier — wahrscheinlich in der Gegend von Detmold und Paderborn — brachen die Deutschen von allen Seiten los: die erschrokkenen Römer fielen in den Morästen und engen Thälern von den fürchterlichen Wurfspießen; Varus stürzte sich aus Verzweifelung in sein Schwert und nur wenige Flüchtlinge retteten sich nach Köln (9 n. Ch.). Die römischen Besitzungen jenseit des Rheins waren durch diesen Sieg für immer verloren. —

Nach Augustus Tode faßte Tiberius den Plan zu Deutschlands Unterjochung abermals auf und er sendete deßhalb den trefflichen Germanicus (§. 42.) mit einem stärkern Heere als je, dahin ab. Dieser kam wirklich bis zu der Stelle, wo Varus gefallen war; doch, nach zwei blutigen Schlachten gegen Hermann und die Cherusker, zog er sich wieder aus Deutschland zurück und die Römer gaben es für immer auf, Deutschland zu bekämpfen.

Marobod, gleich Hermann in Rom gebildet, vereinigte durch Güte und Gewalt mehre suevische Stämme,

überfiel das im südlichen Böhmen und heutigen Frankenlande gegründete große Reich der Bojer, eroberte dasselbe und stiftete hier den furchtbaren Staat der Markomannen (Grenzmänner), welcher zwar Anfangs den Cheruskern unterlag, später aber sich desto mächtiger emporhob. Nachdem Mark-Aurel (§. 43.) fast sein ganzes Leben hindurch gegen denselben gekämpft hatte (167—180), mußte Commodus endlich den Frieden durch einen schimpflichen Tribut erkaufen.

Trotz dem, daß nach und nach an den Grenzen durch die häufigen Berührungen mit den Römern sich der alte Nationalcharakter der Germanen verlor, erhielt sich derselbe um so kräftiger in dem Innern des Landes. Hier entstanden mit dem Ende des zweiten Jahrhunderts zum Schutz und Trutz gegen die gehaßten Weltherrscher vier große Völkerbündnisse; es waren:

1) Die Allemannen, am Oberrhein bis zum Main, vorzüglich aus suevischen Völkerschaften bestehend. Ihren Namen sollen sie daher haben, weil sie aus allerlei Mannen bestanden.

2) Die Franken, am Niederrhein, bis zu den Niederlanden und der Nordsee, ein Völkerbund, der vorzüglich sächsischen Stammes war. Franke heißt übrigens so viel als „Freier.“ —

3) Die Sachsen, welche zwischen der Elbe und dem Rheine wohnten. Westphalen, Ostphalen. —

4) Die Gothen, vom schwarzen Meere und der Donau bis zur Ostsee. Sie theilten sich in Ost- und Westgothen und nahmen bald das Christenthum an. — Unter den Westgothen lebte (365) Ulphilas (Wulfel, Wölfel), der sich um seine Landsleute durch eine Uebersetzung der Bibel verdient machte. Es ist dies das älteste schriftliche Denkmal deutscher Sprache, was bis auf unsre Zeiten gelangt ist. Eine alte Handschrift davon fin-

det sich noch zu Upsala in Schweden (codex argenteus, mit Silberschrift) und ein andrer, kleiner Theil der Uebersetzung zu Wolfenbüttel (codex carolinus).

§. 49.

Die Völkerwanderung (375).

Einfall der Westgothen in das römische Reich.

Die merkwürdige, in der ganzen Weltgeschichte einzig dastehende Bewegung der Völker, welche man nicht ganz schicklich durch den Ausdruck „Völkerwanderung" bezeichnet hat, bekam ihren ersten Anstoß im nordöstlichen Asien. Hier wohnten die Hunnen — wahrscheinlich Mongolen oder Kalmücken, — ein zahlreiches, aber ungestaltes, wildes und kriegerisches Nomaden- und Reitervolk, an den Grenzen der Chinesen. Von diesen aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen vertrieben, brach die ganze Bevölkerung auf und zog westwärts, Alles mit Raub und Mord verheerend. So gelangten sie (375) an die Wolga, verbanden sich hier mit den dort wohnenden Alanen, einem wahrscheinlich deutschen Völkerstamme, und drängten nun auf die Ostgothen, die an dem Don und dem schwarzen Meere wohnten. Diese konnten dem Andrange nicht widerstehen und warfen sich auf ihre Nachbaren, die Westgothen, von welchen die Gegend zwischen dem Dniester, der Donau und der Weichsel bevölkert war. Die Westgothen zogen nun mit Bewilligung des römischen Kaisers Valens über die Donau in das römische Gebiet. Hier war aber ihre Lage bald unerträglich, indem sie gezwungen waren, alle ihre Lebensbedürfnisse von den Römern zu kaufen und diese ihnen schlechtes Brod und statt des Fleisches Luder verkauften, ja sogar einen Mordanschlag auf den Gothenfürsten Fri-

digern machten. Verzweifelnd begannen sie nun den Kampf gegen ihre falschen Freunde, verwüsteten gräßlich das ganze Land bis vor die Thore von Konstantinopel; der elende Valens wurde von ihnen bei Adrianopel total geschlagen und fand den Flammentod in einer Bauernhütte, wohin er sich auf der Flucht verkrochen hatte (378).

Gratian, damals Kaiser im Occident, ernannte in dieser Noth den jungen, verdienstvollen Spanier Theodosius, der später den Beinamen des Großen erhielt, zum Augustus (379) und übergab ihm das morgenländische Kaiserthum. Dieser schloß, nach Fridigers Tode mit dessen Nachfolger Athanarich Frieden, räumte den Westgothen Thracien ein und machte sie verbindlich, unter eignen Anführern 40,000 Mann Hülfstruppen zu stellen. Man sah von jetzt an Gothen in den ersten Würden des römischen Heeres, selbst um die Person des Kaisers. Mit ihrer Hülfe gelang es dem Theodosius, seinen Nebenkaiser Eugenius zu vernichten und die Alleinherrschaft zu erringen (394). — Theodosius eiferte für die Orthodoxie (gegen die Arianer), unterdrückte das Heidenthum gänzlich und schützte das Land gegen innere und äußere Feinde. —

Auf seinem Sterbebette theilte dieser Kaiser das große, noch ganz vollständige Reich unter seine beiden Söhne, (395) und zwar so, daß der 18jährige Arcadius den Orient oder das Morgenland, der 11jährige Honorius den Occident beherrschen sollte. Ersterer erhielt den Gascogner Rufinus, letzterer den Vandalen Stilicho zum Vormunde. Beide Vormünder herrschten unter den schwachen, ewig minderjährigen Kaisern, unumschränkt.

Aber solchen elenden Gebietern konnten und wollten die freien Westgothen nicht länger gehorchen. Unter ihrem Könige Alarich drangen sie verwüstend bis in den Peloponnes vor, darauf wendeten sie sich — vielleicht von

Rufinus angeregt — nach Italien, was Stilicho nur dadurch retten konnte, daß er alle römischen Legionen aus den entferntern Gegenden an sich zog. In das entblößte Gallien und Spanien drangen nun unaufhaltsam die Schwärme der Franken, Sueven, Alanen, Burgunder und Vandalen, aber nur die Burgunder und Franken setzten sich in Gallien fest und stifteten hier ein neues Königreich; die übrigen gingen nach Spanien, wo sie sich Wohnplätze gründeten.

Unterdessen rückte Alarich zum zweiten Male nach Italien vor (Stilicho war schändlicher Weise hingerichtet worden 408), räumte jedoch das Land freiwillig, um sich und den Seinen Wohnplätze in Gallien zu erkämpfen. Auf dem Rückzuge wurde er hinterlistig überfallen, kehrte nun Rache schnaubend zurück und belagerte Rom, das sich mit 5000 Pfund Goldes, 30,000 Pfund Silbers, 3000 Pfund Pfeffers, 4000 seidenen Kleidern und 3000 Stück Häuten loskaufte (408). Als aber auch jetzt Honorius den Gothen ihre hohen Forderungen an Jahrgeldern und Wohnplätzen nicht bewilligte, kehrten sie abermals um (409), eroberten Rom (410) und plünderten die Stadt rein aus.

Von Rom zog Alarich mit seinen Gothen nach Unteritalien, wollte sodann von da nach Sicilien und Afrika übersetzen, um ein neues gothisches Weltreich zu gründen, dessen Hauptstadt Karthago werden sollte; doch der Tod übereilte ihn in seinen kühnen Entwürfen. Sein Nachfolger Athaulf (Adolf) ging nach Rom zurück, heirathete des Honorius Schwester, die Placidia, und zog mit seinem Volke nach Gallien und Spanien. Hier vertrieb er die Vandalen (wahrscheinlich von „wandeln„) und die Sueven (von dem altdeutschen Worte „Sewa" [See], weil der Urstamm am Meere gewohnt haben

mochte), und gründete das große westgothische Reich, dessen Hauptstadt Tolosa (Toulouse) war. —

Die vertriebenen Vandalen schifften unter ihrem tapfern, aber grausamen Geiserich (429) nach der Nordküste von Afrika und stifteten dort in der Gegend der heutigen Raubstaaten ein mächtiges Reich.

Auch Britannien war von römischen Besatzungen entblößt worden, und ungestört fielen die wilden Pikten und Skoten aus ihren Gebirgen in das Land. Da riefen die Britten die bedenkliche Hülfe der Angeln und Sachsen, die an den Ausflüssen der Elbe und Weser wohnten, herbei, welche auch (449) auf kleinen geflochtenen und mit Thierfellen überzogenen Schiffen, unter Anführung des Hengist und Horsa (gewöhnlich „Hengst und Horst"), landeten, die Eindringlinge zurückschlugen, aber das Land für sich behielten. Sie theilten es in 7 kleine Königreiche, deren Namen fast insgesammt auf die Silbe sex auslauteten, als: Ostsex, Nordsex ꝛc. und die noch jetzt die in England übliche Eintheilung der Provinzen ausmachen. Diese sogenannte sächsische Heptarchie wurde (825) durch den König von Westsex, Egbert, vereinigt. Die alten Einwohner zogen sich theils in das heutige Wallis, theils gingen sie nach Gallien, um hier ein Neu-Britannien (die Bretagne) zu bilden. Aus der Vermischung der Britten mit den Sachsen entstand nicht nur das jetzige engländische Volk, sondern auch zum Theil die engländische Sprache. — Alle Provinzen, außer Italien waren verloren.

§. 50.

Attila, der Hunnenkönig.

(444—453).

Das wilde Volk der Hunnen hatte zwar bei seinem Auftreten in Europa den ersten Anstoß zur Völkerwande-

rung gegeben, doch war es seit jener Zeit ruhig in seinen Wohnsitzen zwischen dem Don und der Wolga geblieben. Plötzlich erhob es sich aufs neue, da es dem kühnen, schlauen und ehrgeizigen Attila (Etzel) gelang, die vereinzelten Horden zu verbinden und sich zum Khan (Gebieter) derselben aufzuwerfen. Mit reißender Schnelle überwand er alle Völker bis nach China hin, wendete sich darauf nach Westen, unterjochte die Ostgothen, die Gepiden und viele andere deutsche Stämme und gründete so eins der größten Reiche, welche die Geschichte kennt. Bei Tokai in Ungarn war sein Hauptlager; von hier aus führte er 700,000, nach andern nur 500,000 Krieger verwüstend in das westliche Europa und erwarb sich den Namen Gottesgeißel, den er gern hörte, weil er wirklich von sich glaubte, er besitze das aufgefundene Schlachtschwert des Kriegsgottes und habe Beruf, statt seiner auf Erden zu schalten. Ganz Süddeutschland und Belgien wurde verheert; die Städte: Straßburg, Speier, Worms, Trier und andre, die er auf seinem Wege antraf, zerfielen in Asche. Aber in Frankreich, auf den katalaunischen Gefilden (bei Chalons an der Marne) fand er an den verbündeten Römern (unter Aëtius), Westgothen, Franken, Alanen und Sachsen einen siegreichen Widerstand (451). Wüthend brach er nun im folgenden Jahre (452) nach Italien ein, zerstörte Aquileja, Mailand, Pavia, und nur die reichsten Geschenke und die Beredsamkeit des Bischofs Leo retteten das zitternde Rom. Die flüchtigen Einwohner Oberitaliens retteten ihr Leben auf den Lagunen des adriatischen Meeres und so soll das nachmals so berühmte Venedig gegründet worden sein. Zum Glück starb der Weltstürmer (453) und sein Reich zerfiel eben so schnell, wie es entstanden war. Die Ostgothen und Gepiden sagten sich von der hunnischen Oberherrschaft los und kämpften glücklich gegen Attila's un-

fähige Söhne. Der Name der Hunnen verschwand aus der Geschichte; theils zogen sie sich nach Asien zurück, theils, — und zwar ein kleiner Rest, von denen die Zekler abstammen sollen — erhielten sie Wohnplätze unter römischer Hoheit.

§. 51.

Untergang des abendländischen Kaiserthums, (476.)

Attila's Tod verschaffte dem römischen Reiche zwar eine kurze Ruhe; doch es war so schwach, daß man wohl voraussehen konnte, es werde bei dem ersten Anstoße zusammenstürzen. Es bestand bloß noch aus Italien, Tyrol, Oestreich und einem Theil von Baiern und Schwaben, und auch diese Länder waren gänzlich zerrüttet.

Rom selbst mußte das Schrecklichste erdulden. Des Kaisers Valentinian (Honorius Sohn) Witwe, Eudoxia, wurde von dem Mörder und Nachfolger ihres Gemahls, dem Maximus, zur Vermählung mit ihm gezwungen. Aus Rache rief das rasende Weib die Vandalen aus Afrika zu Hülfe. Geiserich erschien ungesäumt; an Widerstand war nicht zu denken, und das ehrwürdige Rom mußte eine Plünderung von 14 Tagen und eben so viel Nächten aushalten (455). Die schönsten und seltensten Kunstwerke wurden in Schiffe gepackt, um Karthago zu schmücken. Bei dieser Gelegenheit entführten die Vandalen auch die Heiligthümer des Tempels zu Jerusalem, (unter andern den goldnen Leuchter mit 7 Armen) welche Titus einst erbeutet hatte; eben so alle Siegesdenkmäler des Capitols, aber leider wurde das Schiff, welches diese Kostbarkeiten enthielt, ein Raub des Mittelmeeres. Der übrige Raub, selbst die Kaiserinn und ihre Töchter, gelangte glücklich an den Ort seiner Bestimmung. Was man nicht plünderte, wurde doch wenigstens auf rohe Weise zerstört, und

daher kommt der Ausdruck „Vandalismus," womit man die rohe Wuth bezeichnet, Alles, was das Gepräge der Cultur und Verfeinerung trägt, zu vernichten und dagegen die roheste Barbarei einzuführen.

Von jetzt an wurden noch 8 Kaiser, die meisten durch den im kaiserlichen Solde stehenden Suevenfürsten Ricimer ein- und abgesetzt. Zuletzt ward der Feldherr Orestes von den Soldaten zum Kaiser ausgerufen (475), doch dieser übertrug die angebotene Würde auf seinen Sohn, Romulus Augustulus (Augustchen).

Die deutschen Söldner im Dienste des Kaisers, besonders die Heruler, Rugier und Skirren, wählten ihren Anführer, den Odoaker oder Odoacher zum Könige; dieser setzte den Romulus ab und machte sich selbst zum Könige von Italien (476). Er herrschte mit Weisheit, schloß mit den übrigen deutschen Völkern Verträge, nach welchen Einer den Andern anerkannte und Jedem das Seine lassen wollte, ließ den Römern ihre Verfassung und stellte selbst das Consulat wieder her.

Das abendländische Kaiserthum hatte für immer aufgehört und eine Menge neuer Staaten war entstanden. In Italien war das Reich Odoakers, das sich bis zur Donau erstreckte und Sicilien und Dalmatien einbegriff. — In Ungarn und einem Theile Oestreichs hausten die Ostgothen. — Die Allemannen besaßen die Schweiz, Schwaben und die Gegenden am Rhein bis zur Lahn. — Das Land nordwärts von der Donau bewohnten die Longobarden, — Mitteldeutschland die Thüringer, — das nordwestliche Deutschland die Sachsen. — Den Niederrhein, die Niederlande und das nördliche Frankreich hatten die Franken eingenommen, — das südöstliche Frankreich und die westliche Schweiz war Wohnsitz der Burgunder. — In Frankreich, südlich von der Loire und in einem großen Theile

Spaniens herrschten die Westgothen, in dem übrigen Spanien die Sueven. — Die afrikanische Küste hatten die Vandalen in Besitz. — In Britannien hatten sich die Sachsen und Angeln niedergelassen und der Osten von Europa war mit slavischen Stämmen besetzt. Zu den letztern gehörten die Czechen in Böhmen, die Morawaner in Mähren, die Lusitzer in der Lausitz, die Lechen in Polen, die Sorben an der Elbe und Saale. Auch finnische Völkerstämme wanderten ein, wie die Finnen, die Lappen, Esthen, Liven und Magyaren (letztere in Ungarn).

§. 52.

Allgemeine Bemerkungen.

Am Ende dieser Periode finden wir die ganze Gestalt der politischen Welt verändert. Die große römische Universalmonarchie ist in viele Theile zersplittert; neue Staaten haben sich gebildet, von denen verschiedene noch blühen; die beiden alten Hauptsprachen, die griechische und römische, sind in eine Menge Töchtersprachen übergegangen, welche noch immer, als sogenannte lebende Sprachen, ihre erste Abstammung beurkunden; in den neuen Staaten entstehen auch neue Gesetze und Regierungsformen. Künste und Wissenschaften, die schon vorher in Verfall gerathen waren, verschwinden fast gänzlich und das sogenannte barbarische Zeitalter beginnt; denn die wilden Eroberer kennen nichts Höheres, als den Waffendienst. Nur bei den Geistlichen, und namentlich in den Klöstern, erhielten sich einige, spärliche Kenntnisse, die aber doch in der Folge dazu beitrugen, das große Ansehen dieses Standes zu fördern. Wo christliche Staaten blüheten, mußte man dem Klerus die Leitung der Staatsgeschäfte übertragen; er besaß doch wenigstens die Kunst des Schreibens, welche auch deßhalb „die geistliche

Kunst" genannt wurde. — Für die Ausbreitung des Christenthums wirkte die Völkerwanderung überaus wohlthätig; denn die fremden Nationen, die bei ihrem Einfalle in das römische Gebiet meist Heiden waren, nahmen bald den tröstlichen Glauben des Evangeliums an, für welchen ihr kräftiger und frischer Geist sich besonders empfänglich zeigte.

Leider verlor aber die einfache Christuslehre immer mehr von ihrem beseligenden Wesen, da die hohe Geistlichkeit fortfuhr, sich wegen unerklärlicher Lehrsätze, besonders über die Naturen Christi, zu verketzern und mit Feuer und Schwert zu verfolgen. Man stritt, ob Christus keine oder zwei Naturen besessen habe. In der Kirchenversammlung zu Ephesus (449), welche auch die Räuberversammlung heißt, war die Kirche mit Soldaten und Pöbel angefüllt und draußen hatte sich ein tüchtiges Heer von Mönchen aufgepflanzt. Mit Prügeln, Waffen und Ketten schlug man auf Jeden los, der für zwei Naturen stimmte; ja der Bischof Dioskurus prügelte seinen Gegner Flavian so unbarmherzig, daß dieser zwei Tage darauf starb. —

Aehnliche Blutscenen waren nichts Seltenes. Die Bischöfe und ihre Helfershelfer, die Mönche, vergriffen sich oft an der höchsten weltlichen Obrigkeit. Dabei kamen eine Menge neuer Lehrsätze auf, von denen die Bibel nichts wußte, z. B. die Lehre vom Fegefeuer, welches die Mönche bald so fürchterlich auszumalen wußten, daß Niemand einen Verwandten ohne wohlbezahlte Seelenmessen begraben ließ, wodurch, nach Versicherung der Geistlichen, die Qual bedeutend abgekürzt wurde. — Der heilige Augustinus († 430) gab schon den Rath, die Ketzer zu verbrennen u. s. w. — Die Verehrung der Heiligen d. h. der Personen, von welchen man glaubte, sie hätten mehr gute Werke, (die oft in den lächerlichsten Bußübungen bestanden) gethan, als zu ihrer Seligkeit nöthig wä-

ren, nahm überhand. — Constantins Mutter, Helena, betete (325) auf dem Hügel, wo Christus gekreuzigt worden war, und man fand hier beim Nachgraben drei große Kreuze, von denen eins die bekannte Aufschrift führte: J. N. R. J. — Dieses Kreuz mußte Wunder über Wunder thun und der dritte Mai wurde als Fest der Kreuzeserfindung gefeiert. Die Figur des Kreuzes wurde schon zu Constantins Zeiten auf Münzen geprägt (daher Kreuzer). Kirchen, Grabmähler, wurden in Kreuzesform angelegt; Crucifixe galten als Verwahrungsmittel gegen allerlei Uebel; — bei der Taufe und andern Feierlichkeiten wurde das Kreuz mit der Hand geschlagen. — Wallfahrten nach den Grabstätten der Heiligen hielt man für verdienstlich und die Geistlichen trieben bald einen einträglichen Handel mit sogenannten Reliquien. Sie verkauften Scherben von dem bei der Hochzeit zu Kana gebrauchten Wasserkruge, Ruß von dem Feuerofen der drei Männer, Flachs von Maria's Spinnrocken, Thränen, welche der Heiland an Lazarus Grabe geweint hatte, Federn aus den Flügeln des Engels Gabriel u. s. w. — Die Legenden oder fabelhaften Erzählungen von den Thaten und Schicksalen der Heiligen fanden überall Glauben.

Bei dieser allgemeinen Barbarei war es natürlich, daß nur wenige Erfindungen gemacht werden konnten. Ptolemäus († 163) in Aegypten schrieb ein ziemlich vollständiges Handbuch der Astronomie. — Die Scheidekunst (Chemie) ging in Alchymie (Goldmacherei) über. — Die hervorgebrachten Kunstwerke waren mit geschmacklosem, glänzendem Flitterstaate überladen. Die Mosaik oder Musivmalerei, d. h. die Hervorbringung von Gemälden durch Zusammenfügen bunter Steinchen, erhielt sich am längsten. — Orgeln sollen schon seit 400 bekannt gewesen sein, doch kamen sie erst viel später in Gebrauch. Es waren Wasserorgeln, wo die Tasten mit Fäusten geschlagen

wurden, daher auch noch der Ausdruck stammt: „die Orgel schlagen.“ Ueber die Einführung des Weinbaues ist schon oben (§. 44.) gesprochen. Zu Cäsars Zeiten kamen die ersten Weinstöcke nach Gallien; im 3ten Jahrhundert begann der Weinbau am Rhein und später in Ungarn. Glasfenster gehörten noch zu den Seltenheiten. — Die Glocken sollen zu Nola in Campanien erfunden worden sein.

Ende der alten Geschichte.

Zweite Abtheilung.

Geschichte des Mittelalters.

Mittlere Geschichte.

Von dem Untergange des abendländischen Kaiserthums bis zur Reformation durch Luther und Zwinglt.

(Von 476 bis 1517 nach Chr. Geb.)

Erster Abschnitt.

Geschichte der merkwürdigsten Völker und Staaten bis auf den Untergang des karolingischen Hauses in Deutschland (476 — 911).

§. 1.

Chlodwig und die Franken.

(482 — 768.)

Unter den deutschen Völkerschaften, welche auf den Trümmern des römischen Reichs neue Staaten gründeten, verdienen vorzüglich die Franken unsre Aufmerksamkeit. In der deutschen Geschichte treten sie als Volk erst in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts auf, wo wir sie, von einzelnen Stammfürsten beherrscht, zwischen dem Niederrhein und der Weser finden. Sie zerfielen in die salischen und ripuarischen Franken. Erstere wohnten im nördlichen Gallien, letztere, auch Uferfranken genannt, an den Ufern des Niederrheins. Zu Anfange des fünften Jahrhunderts besaßen sie wenigstens schon einen bedeutenden Strich des belgischen Galliens. Sie waren die mächtigste unter den sie umgrenzenden Nationen, und

zwar in Norden, den Belgiern, Friesen und Sachsen, — in Osten, den Thüringern und Baiern, — in Süden, den Allemannen, Burgundern, Westgothen. Außerdem herrschte noch in den Gebieten von Soissons, Rheims, Amiens ꝛc. der Sohn eines ehemaligen römischen Statthalters, Namens Syagrius. Doch bei der Zersplitterung in einzelne Stämme wurden die kriegslustigen Franken ihren Nachbarn weniger gefährlich. Da geschah es, daß Chlodwig, ein Enkel des Merovăus, (deßhalb heißen seine Nachfolger „Merovinger") in seinem 15ten Jahre die Regierung über die obgenannten salischen Franken durch Erbschaft überkam. Zuerst wußte er sich durch List und Gewalt zum Herrn aller Salfranken zu machen, worauf er in der Schlacht bei Soissons die Ueberbleibsel der römischen Herrschaft in Gallien zerstörte (486), den Syagrius hinrichten ließ und alles Land, bis an die Seine in Besitz nahm.

Hierauf wandte er sich gegen seine nordöstlichen Nachbarn, die Thüringer, besiegte dieselben und machte sie zinsbar (491). Die Allemanen und Sueven wurden in der hartnäckigen Schlacht bei Tolbiak (Zülpich im Jülichschen) unterworfen; doch behielten sie ihre alten Gesetze und Einrichtungen, ja sogar eigne Herzöge.

In der Schlacht bei Zülpich hatte Chlodwig (Ludwig) gelobt, wofern ihm Gott den Sieg gäbe, — ein Christ zu werden, und nun ließ er sich wirklich (496) von dem Bischofe zu Rheims, Remigius, mit aller Pracht des katholischen Gottesdienstes taufen. 3000 der vornehmsten Franken folgten seinem Beispiele und auch der übrige Haufen ging in kurzer Zeit von dem Heidenthume zum Christenthume über. Der damalige römische Bischof Anastasius ertheilte dem Neugetauften in aller Freude, daß er im katholischen und nicht, gleich den übrigen abendländischen Fürsten, im arianischen Glauben getauft sei, den Namen des allerchristlichsten Königs, einen

Namen, den auch die heutigen Herrscher von Frankreich noch führen. Chlodwig verdiente diese Auszeichnung keineswegs; denn er blieb nach wie vor ein grausamer, hinterlistiger, herrschsüchtiger Tyrann. — Durch Pfaffentrug wurde später auch das Mährchen geglaubt, es habe eine Taube ein Oelfläschchen vom Himmel gebracht, aus dem nicht nur Chlodwig, sondern auch alle seine Nachfolger gesalbt worden wären.

Nun wurden die Burgunder zinsbar gemacht und die Einwohner der Bretagne unterworfen. Einen schwerern Kampf hatte der Unersättliche aber zu bestehen gegen die Westgothen, welche, außer Spanien, auch noch den schönsten Theil von Frankreich inne hatten. Alarich II. zog ihm mit seinen Gothen bei Poitiers entgegen und auf der Ebene von Vivonne kam es zur Schlacht, in welcher Alarich durch seines unwiderstehlichen Feindes eigne Hand zu Boden geworfen wurde (507), der nun seinen Plan, sich das ganze westgothische Reich zu unterwerfen, mit aller Macht verfolgte. Da erhob sich der mächtige Ostgothenkönig, Theodorich, gegen ihn und erzwang einen Frieden, nach welchem sich Chlodwig mit dem Lande bis an die Pyrenäen begnügen mußte und nur die Provinz Languedoc blieb das einzige Besitzthum der Westgothen in Gallien.

Nur mit Widerwillen hatte der Tyrann es bis jetzt geschehen lassen, daß in dem eigentlichen Frankenlande vier seiner Vettern noch eigne Gebiete besaßen; er räumte die Unglücklichen deßhalb kurz nach einander durch die schändlichsten Kunstgriffe, ja durch den empörendsten Meuchelmord aus dem Wege. So hatte er nun sämmtliche Franken nebst verschiedenen deutschen Völkern zu einem großen Reiche vereinigt, das sich von der Garonne bis an die Quellen des Mains und von den Alpen bis an die Nordsee erstreckte. — Wahrscheinlich war er auch der erste deutsche Fürst, welcher den Titel „König" annahm,

da vorher die Regenten Thuldan hießen. Die Abstammung des Wortes „König" ist zweifelhaft. Einige leiten es her von dem mongolischen Titel Khan (Th. I. §. 50.); Andre meinen, es heiße nur so viel als „der Tapfre" von dem Altdeutschen „chun" (kühn, tapfer). —

Doch es war dem Schändlichen nicht beschieden, die Früchte seiner Schandthaten lange zu genießen; er starb in seiner Hauptstadt Paris (511) im 45sten Jahre seines Alters.

Chlodwigs Nachkommen.

Chlodwigs vier Söhne theilten sich nach ihres Vaters Tode in das große Reich und setzten die angefangenen Eroberungen glücklich fort. Burgund, Thüringen und Baiern wurden unterworfen. Die Einigkeit dauerte jedoch nicht lange: das ganze Reich spaltete sich in zwei Haupttheile, in Austrasien und Neustrien oder in das östliche und westliche Reich. Neue Zersplitterungen führten eine Menge von Bruderkriegen und Gräuelthaten herbei, deren Erzählung eben so widerwärtig, als ermüdend ist und welche zu nichts dienten, als daß die gänzliche Auflösung der merowingischen Herrschaft schneller herbeigeführt wurde. Chlodwigs Nachfolger hatten zwar ihres Vorgängers Grausamkeit, aber keinesweges seinen männlich festen Sinn geerbt; daher kam es, daß sie bald in schmähliche Schwäche versanken und die Aufseher über den königlichen Hofstaat und über die Einkünfte, die Maiores Domus (Hofmeister, Hausmaier) alle Gewalt in die Hände bekamen, ja dieselbe erblich machten. Während die elenden Könige ihre Zeit auf die nichtswürdigste Weise verschwelgten, führten die Hausmaier für sie den Krieg, besetzten die Ehrenstellen, — kurz, waren die eigentlichen Herrscher.

Die Maiores Domus.

Der Hausmaier Pipin von Heristall, von einem Schlosse an der Maas unweit Lüttich, nannte sich zuerst

dux et princeps Francorum (Anführer und Fürst der Franken). Von ihm wurde der König Theodorich auf seinem Schlosse zu Paris so gut wie gefangen gehalten. Er stellte im Lande die Ordnung wieder her, erwarb sich durch seine Siege und durch liberale Einrichtungen (die Wiederherstellung der Märzfelder oder Reichstage) die Liebe und das Vertrauen des Volks (700—715). — Sein Sohn und Nachfolger, Karl Martell (der Hammer, — der Tapfre), regierte eben so unumschränkt, wie sein Vater; doch hat er sich noch größern Ruhm erworben, als jener, und zwar durch seinen großen Sieg über die Araber oder Mauren bei Poitiers (732). Der khalifische Statthalter nähmlich, Abderrahman, war schon von Spanien aus, welches Land die Araber im Besitze hatten, bis an die Garonne vorgedrungen, um von hier aus Europa zu überschwemmen und den Islam mit der Schärfe des Schwertes zu verbreiten; da schlug ihn Karl Martell in einer blutigen Schlacht, und Europa und das Christenthum waren gerettet. — (§. 8.)

Schon ließ Karl nicht undeutlich die Absicht durchblikken, sein eignes Geschlecht auf den Thron zu erheben, — er regierte selbst vier Jahre lang ohne König; doch nach seinem Tode (741) veranlaßten hin und wieder ausgebrochene Unruhen den folgenden Hausmaier, Pipin den Kurzen, Karls Sohn, dem Volke nochmals einen Schattenkönig aus dem regierenden Hause zu geben, während er selbst alle Macht für sich behielt und sich zugleich die Volksgunst zu erwerben wußte. Als er sich hierin sicher gestellt hatte, ließ er feierlich bei dem Papste in Rom anfragen: „Muß der König heißen, der die Königsgewalt übt, oder der, welcher nur den Namen trägt?“ Der Papst erklärte sich für das Erstere und so wurde Childerich III. (so hieß der damalige elende König) auf dem Reichstage zu Soissons (752) der Krone für unwürdig erklärt und in ein Kloster gesteckt, Pipin aber,

nach alter Weise, auf ein Schild gehoben und von Bonifacius zum Könige gesalbt. Auf diese Weise erwarb seine Familie, welche nach seinem berühmten Sohne, Karl dem Großen, die karolingische heißt, den Besitz des fränkischen Reichs. Er selbst herrschte noch 16 Jahr mit Weisheit und starb (768) von dem ganzen Volke aufrichtig betrauert.

§. 2.

Innere Einrichtungen und Veränderungen bei den deutschen Völkern.

Schon oben (Th. I. §. 52.) haben wir im Allgemeinen über die Folgen der Völkerwanderung gesprochen; hier wollen wir nun sehen, welchen Einfluß die Niederlassung in den eroberten Ländern besonders auf unsre Altvordern äußerte.

Durch das mildere Klima der neuen Wohnsitze und durch die angenommenen Sitten der überwundenen Völker verloren zwar die Deutschen an ihrer alten Einfachheit; allein sie verweichlichten durchaus nicht so schnell, wie dieß wohl bei andern erobernden Völkern der Fall war. Krieg und Jagd blieben noch immer die Hauptbeschäftigungen. Ein Jagdhund hatte den doppelten Werth einer Kuh ꝛc. Acker- und Gartenbau fanden schon mehr Eingang; an die Stelle der ehemaligen rohen Lehmhütten traten festere Gebäude aus Holz, Stein und Kalk. Das Leben in den engen, ummauerten Städten sagte ihrem Freiheitsgeiste nicht zu; deßhalb saßen sie am liebsten auf einzelnen Höfen. Wohnhaus, Scheunen und Ställe mit einem hohen Zaune eingeschlossen hieß nämlich ein Hof. Umgaben diesen noch Felder, Wiesen, Teiche ꝛc., so bekam er den Namen Weiler. Mehre Weiler bildeten eine Mark und mehre Marken ein Gau. Ueber diesen war ein Graf (Grau, Grav, Alter) gesetzt, der in den Gerichten das Geschäft zwar leitete, von den Schöffen aber das Urtheil spre-

chen ließ. Zu Schöffen konnten nur freie Männer gewählt werden, durchaus nicht eigentliche Knechte, d. h. durch Kauf, Raub oder Kriegsgefangenschaft das Eigenthum eines Andern Gewordene, — auch nicht andre Unfreie, Hörige, die einem Herrn zinspflichtig waren und in seinem Schutze standen. Letztere waren gewöhnlich die frühern Insassen der eroberten Länder, denen man einen Theil ihres Besitzthums gelassen hatte, die aber dabei noch immer von ihren neuen Herren abhängig blieben.

Das Lehnswesen.

Auch das Lehnswesen war eine Folge jener Kriegszüge und Eroberungen. Das eroberte Land wurde durch das Loos unter die Eroberer getheilt, weßhalb der Besitztheil, der jedem Einzelnen zukam, Allode (Allodium, das Loos Aller, Loosgut, oder wie Andre behaupten, eigentlich Ar= Ode, Herrngut, das Gut eines freien Mannes) hieß. Den Königen gab man vorzugsweise alle kaiserlichen Privatgüter und diese vertheilten dieselben wieder zum Nießbrauch an ihr Gefolge (Th. I. §. 47.), wofür dieses Kriegsdienste leistete. Auch andre freie Männer, die sich besonders ausgezeichnet hatten, erhielten einen größern Antheil, den sie wieder unter gewissen Bedingungen ihrem Anhange einräumten. Ein solches Gut hieß beneficium, später feudum, (von dem alten fe Lohn und ode Besitz), zu deutsch Lehn oder Lehen auch Fehdgut, im Gegensatz von Allode oder eigentlichem Besitzgut. Der Obereigenthümer des verliehenen (daher „Lehn") Gutes hieß Lehnsherr, derjenige, welcher damit beliehen wurde, war jenes Lehnsmann, Lehnsträger, Getreuer, Vasall (eigentlich „Gesell"; vasallus ist ein barbarisch-lateinisches Wort). Bei den Franken heißen die Lehnsträger gewöhnlich Leudes, welche Benennung sich bei unserm Gesinde (Leute) noch erhalten hat. Die Dienstleistun-

gen, die der Vasall gewöhnlich des Lehns wegen übernehmen mußte, hießen Lehnsdienste. Die Lehen dauerten Anfangs nur so lange, als es der Geber wollte; gewöhnlich fielen sie, nach dem Tode des Beliehenen, an den eigentlichen Besitzer zurück, der sodann einen Andern aus seinem Gefolge damit besoldete. Doch da der Sohn gewöhnlich es für Pflicht hielt, oder durch die Noth gezwungen war, sich dem Gefolge des Herrn anzuschließen, dem schon sein Vater gedient hatte: so wurde auch ihm in der Regel das Lehn seines Vaters überlassen, oder vielmehr, er wurde aufs neue damit belehnt. Nach und nach wurde dieser Gebrauch zum Recht und der Lehnsbesitz wurde erblich. Wenn es auch anfänglich ehrenvoller war, ein Allodium zu besitzen, so mußte die Unsicherheit des Besitzes in jener rohen Zeit doch bald dazu beitragen, daß man es für vortheilhafter hielt, sich in den Schutz eines Mächtigen zu begeben, daß man seine Allode in Lehn verwandeln ließ und sich so gegen Angriffe gesicherter fand. Dieser Einrichtung hat der Adel vorzugsweise seinen Ursprung zu verdanken, zugleich aber bekam dadurch die Macht der Könige einen bedeutenden Zuwachs. Nach der früheren germanischen Verfassung konnte nur, in wichtigen Angelegenheiten, die Volksversammlung entscheiden; von jetzt an aber unternahmen die Herrscher, der Anhänglichkeit ihrer Vasallen gewiß, ohne weiter zu fragen, Alles, was sie wollten. — Später wurden freilich die Beliehenen oft mächtiger als ihre Landesherrn und traten ihnen trotzig und feindselig gegenüber, wie wir schon bei den Hausmaiern der Merowinger gesehen haben. —

Die großen Vasallen theilten ihre Lehnsgüter oder gewisse Gerechtsame wieder an freie Leute aus. Sie belehnten mit Jagd, Fischerei, Gerichtsbarkeit u. s. w. Solche Lehen brauchten weder durch Kriegs- noch durch Hofdienste erworben zu sein; doch auch hier mußten Lehnsdienste geleistet werden, wodurch wenigstens die Oberherr-

lichkeit anerkannt wurde, wenn sie auch weniger beschwerlich waren. Manche Lehnsmänner mußten jährlich ein Pferd, einen Hund, ein Huhn ꝛc. darbringen; oft verlangte man nur einzelne Handlungen, z. B. das Halten des Steigbügels ꝛc. Dabei findet man häufig sonderbare, ja lächerliche Zumuthungen: Der Lehnsträger muß vor dem ganzen Heere tanzen, irgend ein Kunststück machen, auf einem mit Hengsten bespannten Wagen ein Ei vorfahren, die Frösche schweigen heißen, einen Pfennig darbringen ꝛc. Eine Verletzung der Lehnspflicht hieß Felonie und wurde mit Einziehung des Lehns bestraft.

Gesetze und Sprache.

Die auf Gewohnheit und Herkommen beruhenden Gesetze wurden bald nach der Gründung der neuen Staaten auch niedergeschrieben. So haben wir noch die salischen, allemannischen, sächsischen, thüringischen ꝛc. Gesetze, sämmtlich in barbarisch-lateinischer Sprache verfaßt. Sie bestehen vorzüglich in Bestimmung der Geldstrafen, durch welche Verletzungen an Leib, Leben und Eigenthum eines Andern gebüßt werden sollten. Todesstrafe über einen Freien zu verhängen, war dem alten Germanen nur denkbar, wenn es einen Feigling oder Verräther galt. Für einen erschlagenen Vasallen (Edelmann) zahlte man, nach den salischen Gesetzen, 600, für einen Leibeigenen 35, für ein gestohlenes Pferd 45 Goldgulden (à ungefähr 3 Rthlr.). Doch suchten die freien und stets bewaffneten Deutschen nur selten die Entscheidung ihrer Streitigkeiten bei den Richtern, ja nach dem friesischen und sächsischen Rechte war die Selbstrache unter dem Namen Fehde ausdrücklich erlaubt.

Wenn in einem Falle die Wahrheit auf dem gewöhnlichen Wege nicht zu ermitteln war, so schritt man zum Ordale oder Gottesurtheil, indem man meinte, Gott werde durch ein Wunder das Wahre kund machen.

So wurde dem Betruge und der Tücke, — besonders der Pfaffen, — ein weites Feld geöffnet. In Deutschland waren vorzüglich folgende Ordalien üblich: Der Zweikampf, in welchem der Besiegte für strafbar erkannt wurde; die Feuerprobe, in welcher der Beklagte sich dadurch rettete, daß er, ohne sich zu verletzen, glühendes Eisen in die Hand nahm oder darüber ging; — die Wasserprobe zeugte für die Unschuld, wenn der Verdächtige, in ein Schild und auf das Wasser gesetzt, nicht unterging; — der geweihete Bissen und das heilige Abendmahl, wenn darauf bei dem, der dasselbe genommen hatte, nicht Krankheit oder Tod erfolgte, sollten ebenfalls dessen Unschuld beweisen; das Kreuzgericht bestand darin, daß man Kläger und Beklagten mit kreuzweis ausgestreckten Armen hinstellte, und wer zuerst die Hände bewegte oder sinken ließ, mußte schuldig sein; — das Bahrrecht gründete sich auf den Wahn, daß die Wunden eines Erschlagenen, sobald der Mörder dieselben berührte, bluteten; — beim Kesselfang mußte der Beschuldigte aus siedendem Wasser irgend einen Gegenstand mit bloßen Händen hervorholen, ohne sich zu verbrennen.

Wie verschieden von unsrer heutigen deutschen Sprache die der damaligen Zeit war, mögen folgende Proben beweisen:

Nach Ulphilas (Th. I. §. 48.) lautete der Anfang des Vaterunsers:

Atta unsar, thu in himinam,
Weihnai namo thein.
Quimai thiudinassus theins.
Wairthai uuilja theins swe in himina jah
ana airthai etc.

In der allemannischen Mundart lautet dasselbe Gebet:

Fatter unser, thu pist in himile
Wihi namun dinan.

Queme rihi din.
Werde uuillo din so in himile, so sa in erdu etc.

Im Angelsächsischen:

Faeder ure, thu the eart on heofenum.
Si thin nama gehalgod.
To-becume thin rice.
Gewurthe thin willa on eorthan swa on heofenum etc.

Der ambrosianische Lobgesang lautet im Fränkischen:

Thih cot lopemes,	Dich Gott loben wir,
Thih truthinan gehemes	Dich Herrn bekennen wir:
Thih ewigan fater	Dich ewigen Vater
Eokiwelih erda wirdit.	Die ganze Erde verehrt,
Thir alle engila, thir himila	Dir alle Engel, dir die Himmel
Inti alle kiwaltido	Und alle Gewalten
Thir Cherubim inti Seraphim	Dir die Cherubim und Seraphim
Unbilihunlichero stimmo foraharent:	Mit unablässiger Stimme rufen:
Wiher, wiher, wiher!	Heilig, heilig, heilig!

In dem eigentlichen Deutschland erhielt sich diese Sprache und bildete sich nach und nach zu unserm Hochdeutsch; bei den Germanen, welche sich in Spanien, Gallien, Italien ꝛc. niederließen, war dieß nicht der Fall; sie nahmen großentheils die Sprache des Landes an, welches sie erobert hatten, dabei modelten sie ihre einfachen Sitten nach den Sitten und Unsitten der Besiegten; doch blieb der gemeinsame germanische Ursprung noch lange Zeit unverkennbar.

§. 3.
Theodorich, König der Ostgothen.
(490—526).

Die Herrschaft Odoakers dauerte in Italien nicht lange (Th. I. §. 51.). Die Ostgothen nämlich, welche in Ungarn und einem Theile Oestreichs hauf'ten, waren für den griechischen Kaiser eine viel zu gefährliche Nachbarschaft, zumal als Theodorich der Große, der Sohn eines der ostgothischen Stammhäupter, früher im kaiserlichen Palaste zu Konstantinopel erzogen, seinem verstorbenen Vater in der Regierung folgte und es ihm gelang, alle die übrigen Stämme unter seiner Herrschaft zu vereinigen. Wie es scheint, war es der Kaiser Zeno selbst, der den Gothen rieth, nach Italien zu ziehen und den Odoaker aus dem schönen Lande zu vertreiben. Freudig folgte Theodorich dieser Weisung und an der Spitze seines ganzen Volks, mit Weibern, Kindern, Vieh und aller Habe, drang er über die Alpen. Odoaker vermochte nicht, dem gewaltigen Strome einen hinlänglichen Damm entgegenzustellen. Mit Muth und Umsicht kämpfte er zwar in der Schlacht bei Aquileja (489); doch er mußte sich zurückziehen, und seine Niederlage bei Verona oder Bern (490) war entscheidend (deßhalb führt Theodorich den mehr deutschen Namen „Dietrich von Bern"). Selbst Ravenna fiel, nach einer tapfern Vertheidigung, in des Siegers Hände; Odoaker wurde umgebracht (493), sein Anhang ausgerottet und Theodorich zum Könige von Italien ausgerufen.

Ein neues Leben begann jetzt in dem alten Italien. Gegen 200,000 gothische Familien siedelten sich hier an und nahmen den dritten Theil aller Ländereien in Besitz. Der griechische Kaiser, Anastasius I., bestätigte — freilich durch die Noth gezwungen — den neuen König, der zu Ravenna seine Residenz aufschlug, seine Grenzen bis zur Donau und dem Rhon erweiterte und sicherte, mit

den benachbarten Königen sich verschwägerte und im Innern des Landes so vortreffliche Einrichtungen herstellte, daß Italien sich in kurzer Zeit zu einem blühenden Staate erhob. Gothen und Römer sollten ein Volk werden; doch mit dem Unterschiede, daß nur erstere den Wehrstand, letztere aber den Nährstand bildeten. Ackerbau, Gewerbe, Handel, selbst Künste und Wissenschaften gediehen unter seinem Schutze wunderbar, und die allgemeine Sicherheit war in dem Lande so groß, daß man sprüchwörtlich zu sagen pflegte, in Italien könne man unbesorgt seinen Geldbeutel auf dem Felde liegen lassen. Dennoch waren die Römer dem großen Manne nimmer hold, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil derselbe dem Arianischen Glauben anhing, sie ihn also als Ketzer betrachteten. Er starb nach einer 36jährigen segensvollen Regierung (526) und hinterließ das ostgothische Reich seinem unmündigen Enkel

Athalarich, dem Sohne seiner Tochter Amalasuntha, welche die Vormundschaft führte, zwar nicht ungeschickt, aber doch nicht zur Zufriedenheit der kriegslustigen Gothen. Nach Athalarichs Tode (534) nahm sie ihren Vetter Theodat zum Mitregenten an; aber dieser ließ treulos die Unglückliche im Bade erdrosseln und machte sich selbst zum Könige der Ostgothen. —

§. 4.

Justinian I. (527—565).

Nach Theodosius (395) waren fast lauter elende Regenten auf den morgenländischen Thron gelangt, die von ihrer Leibwache und ihren Weibern abhingen. Justinians Regierung ist wenigstens durch seine zwei großen Feldherren und durch einige merkwürdige Begebenheiten berühmt geworden.

Vor Allem hat er sich dadurch verdient gemacht, daß er aus den ältern Gesetzbüchern und vorhandenen kaiserlichen Verordnungen durch seinen gelehrten Minister Tri-

bonian, unter dessen Leitung 10 der geschicktesten Rechtsgelehrten arbeiteten, ein neues Gesetzbuch in 12 Büchern (Codex) anfertigen ließ. Darauf folgten Auszüge aus den Schriften berühmter Rechtslehrer (pandectae), neue Verordnungen Justinians (novellae) und daraus wieder ein kürzeres Lehrgebäude des römischen Rechts (institutiones). Alle diese Arbeiten zusammen bilden das Corpus iuris, ein Werk, das in vielen Fällen noch immer als die Grundlage unserer Gesetze gilt. —

Auch verdient es einer rühmlichen Erwähnung, daß Justinian eine Menge neuer Städte, Brücken, Straßen, Wasserleitungen, vorzüglich aber Festungen und Burgen an den Grenzen gegen die Einfälle der feindlichen Nachbarn erbauete. Unter den 25 neuen Kirchen, die er bloß in Konstantinopel hinstellte, ist vorzüglich die Sophienkirche berühmt geworden, von welcher der Kaiser — überrascht durch den Glanz und die Pracht derselben, mit freudigem Erstaunen ausrief: „Gott allein die Ehre! Ich habe dich überwunden, Salomo.“ —

Unter Justinians Regierung wurde auch der Seidenbau in Griechenland eingeführt, der bis dahin allein von den Chinesen und den Indiern als ein sehr vortheilhaftes Geheimniß getrieben worden war. Noch im 3ten Jahrhundert war die Seide so theuer, daß der Kaiser Aurelianus seiner innigst geliebten Gemahlinn ein gewünschtes Seidenkleid abschlagen mußte. Ein Pfund Seide wurde nämlich mit 2 Unzen Goldes aufgewogen. Persische Karavanen hatten bisher dieß kostbare Gespinnst zugeführt, von dessen Entstehung man die sonderbarsten Vorstellungen hegte, so daß man glaubte, die Seide wachse auf Bäumen. — Als nun aber, wegen eines Krieges mit Persien, die persischen Karavanen gar keine Seide mehr zuführten, kam es dem Kaiser sehr gelegen, daß zwei persische Mönche, die auf ihren Bekehrungsreisen einen Theil Asiens durchwandert waren, ihm das Geheim-

niß verriethen und eine zweite geheime Reise nach Serinda, wahrscheinlich China oder Vorderindien, unternahmen, (550) woher sie in ihren ausgehölten Wanderstäben eine Menge Sameneierchen glücklich nach Europa brachten, diese im Miste ausbrüten ließen, die jungen Raupen mit Maulbeerblättern fütterten und so glücklich Kokons (das Gespinnst, in welches sie sich bei ihrer Verpuppung hüllen,) gewannen. Justinian legte nun mehre Seidenmanufacturen in Griechenland an, doch blieb das ganze Verfahren dabei noch immer Geheimniß. Im Jahre 1130 wurden mehre tausend Seidenfabrikanten gewaltsam im Kriege nach Sicilien und Unteritalien gebracht, und von hier aus verbreitete sich der Seidenbau zuerst nach Spanien, dann seit 1470 nach Frankreich und seit 1700 nach Deutschland. Hier erwarben sich vorzüglich die ausgewanderten Hugonotten (die um ihres Glaubens willen von den Katholiken aus Frankreich Vertriebenen,) um diesen neuen Zweig der Industrie große Verdienste. Zwar ist, namentlich im nördlichen Theile unsers Vaterlandes, die kältere Luft den Seidenraupen nicht günstig; doch hat es der Erfolg bewiesen, daß, trotz den entgegenstehenden Schwierigkeiten, die Sache mit Vortheil betrieben werden kann. Schon 1774 wurden in den Provinzen Magdeburg, Halberstadt, Brandenburg und Pommern 6849 Pfund reiner Seide gewonnen. — Einige Zeit gerieth das Unternehmen in Stocken; aber in den neuesten Zeiten ist es wieder mit größerm Eifer betrieben worden.

Nika-Aufruhr.

Ohne selbst kriegerische Eigenschaften zu besitzen, hatte Justinian es doch verstanden, zu seinen Feldherrn die geschicktesten Männer auszuwählen. Diese thaten ihm schon Noth, als (532) ein furchtbarer Bürgerkrieg, der sogenannte Nika-Aufruhr, ausbrach. Die beiden Hauptparteien waren eigentlich bei den Wettkämpfen des

Circus entstanden und unter dem Namen „der Blauen und der Grünen" bekannt. Sie veranlaßten in Konstantinopel mehre blutige Auftritte; und als nun der Kaiser durch gewaltsame Mittel den Aufruhr stillen wollte: vereinigten sich beide Parteien, mordeten 5 Tage lang mit unerhörter Grausamkeit und dabei ging der schönste Theil der Hauptstadt in Flammen auf. Schon war Justinian gesonnen, heimlich dem wüthenden Volke zu entfliehen, als noch die Geistesgegenwart seiner Gemahlinn, der entschlossenen und klugen Theodora, die sich von einer Buhlerinn bis auf den Thron geschwungen hatte, ihn rettete. Sie gewann durch List die Blauen, für welche Partei der Hof und die Orthodoxen sich erklärt hatten und der tapfre Feldherr Belisarius hieb nun 30,000 der Grünen, die für Ketzer galten, nieder. Durch eine Menge von Hinrichtungen wurde die Wuth der Parteien vollständig gedämpft.

Untergang des Vandalenreichs.

Derselbe Belisarius erkämpfte drei große Siege über die immer feindseligen Perser; und Chosroes I. schloß Frieden. — Nun wandte er sich nach Afrika, um das Reich der Vandalen (Th. I. §. 49.) zu zerstören. Freilich hatten diese ehemals so wackern Germanen ihre ganze Natur verändert. Sie waren Weichlinge geworden und mit Leichtigkeit wurde der Vandalenkönig Gelimer überwältigt, die Hauptstadt des Landes, Karthago, erobert, das ganze Reich unterworfen und in eine römische Provinz verwandelt, welche von einem Exarchen (diesen Titel führten jetzt die römischen Statthalter) beherrscht wurde. Gelimer selbst ergab sich, nachdem er als Flüchtling in Afrika's brennenden Sandwüsten mit unaussprechlichem Elende gekämpft hatte, der Großmuth des Siegers (534), und wirklich verlieh ihm Justinian nicht nur die Würde eines römischen Patriziers, sondern er schenkte ihm auch noch ansehnliche Besitzungen in Klein-

asien, wo er seine Tage glücklicher verlebte, als früher auf dem Throne.

Untergang des Ostgothenreichs.

Mit diesem glänzenden Erfolge war aber Justinian noch nicht zufrieden, er wollte das alte Kaiserreich wieder herstellen, wie es zu Constantins Zeiten bestanden hatte, und deßhalb setzte Belisar im Frühlinge (536) nach Italien über, wo die Uneinigkeit zwischen den Gothen ihm einen leichten Sieg versprach. Theodat war nicht der Mann, einem so gewaltigen Feinde zu widerstehen, da sich zumal die Italiener, denen die Gothen als Anhänger der Lehre des Arius verhaßt waren, für die Feinde erklärten. Die Gothen erschlugen nun den Theodat und erwählten den Vitiges zu ihrem Könige. Unterdessen drang Belisar unaufhaltsam vorwärts, eroberte Neapel mit Sturm und gewann selbst Rom durch Verrätherei der Katholiken ohne Schwertstreich. Er hatte kaum über 8000 M. zu gebieten und Vitiges rückte jetzt vor die Stadt mit 150,000 Gothen; dennoch vertheidigte Belisar seine Stellung ein ganzes Jahr hindurch, bis eine Verstärkung aus Griechenland ankam, worauf die Gothen sich in das nördliche Italien zurückzogen. Mißtrauisch auf ihren unglücklichen Anführer versprachen die Gothen heimlich dem Belisar, sich ihm zu ergeben, wenn er ihr König sein wollte. Er stellte sich willig, ward in das ausgehungerte Ravenna eingelassen; doch blieb er seinem Kaiser getreu, schlug die Königswürde aus, wurde aber dennoch von dem mißtrauischen Justinian nach Konstantinopel zurückberufen. Vitiges fand eine eben so anständige Behandlung wie Gelimer (540).

Immer wilder und wüthender drangen indessen die Perser in das Reich, und dem tapfern Belisar gelang es nur mit Mühe, sie zurückzutreiben. Auch die übrigen Barbaren, vorzüglich die Longobarden, Gepiden, Ava-

ren und Bulgaren beunruhigten auf eine furchtbare Weise das morgenländische Kaiserthum; da wuchs auch der Muth den tapfern Ostgothen wieder: sie ernannten den braven Totilas zu ihrem Könige, und dieser eroberte in kurzer Zeit wieder ganz Italien bis auf die Städte Ravenna, Rom und Florenz. Belisar kam zwar (544) in das bedrängte Land, aber ohne Truppen und ohne Geld; er sollte den Krieg von der Beute führen, die er machen würde; er mußte es daher mit ansehen, wie die Gothen wieder Herren des schönen Landes wurden, und mißvergnügt ging er nach Griechenland zurück (549), worauf auch Rom in der Gothen Hände fiel.

Sein Nachfolger, des Kaisers Liebling und bisheriger Schatzmeister, Narses, fiel nun mit Uebermacht über den Totilas her, und bei Tagina mußten die Gothen, wie tapfer sie sich auch wehren mochten, gänzlich unterliegen. Auch Totilas fiel. Den verzweifelnden Ueberresten dieser Heldennation bewilligte Narses endlich einen freien Abzug aus Italien. — Dieses Land war nun wieder römische Provinz und wurde von den kaiserlichen Exarchen, die zu Ravenna ihren Sitz hatten, regiert; aber sie beherrschten nur eine große Wüste; Dörfer und Städte lagen in Asche; kein Acker war seit Jahren bestellt; was das Schwert nicht weggerafft hatte, unterlag dem Hunger und der Pest. —

Justinian selbst war gegen das Ende seines Lebens geizig, mißtrauisch und grausam. Selbst der hochverdiente Belisar wurde auf einen bloßen Verdacht unschuldig eingekerkert (nicht geblendet, wie man erzählt), und erst nach Jahr und Tag wieder befreiet. Justinian starb (565) in einem Alter von 83 Jahren.

Die Longobarden.

Die Longobarden (ob der Name dieses Volks von seinen langen Bärten, oder langen Hellebarden oder

Lanzen, oder von seinem Wohnsitz in der langen Börde, an der östlichen Seite der Elbe vom Lüneburgischen bis in das Magdeburgische herkommt, ist ungewiß) hatten an ihrem jungen König Alboin einen muthigen Anführer bekommen. Nach mancherlei Wanderzügen wohnten sie zuletzt in dem heutigen Ungarn. Nach Vernichtung der Gepiden drang Alboin in Vereinigung mit vielen tausend ausgewanderten Sachsen in Italien ein (568) und gründete hier ein neues Reich mit der Hauptstadt Pavia, das späterhin die Lombardei genannt wurde und sich in kurzer Zeit auf einen blühenden und furchtbaren Zustand erhob. Ganz nach der bekannten Weise der deutschen Völkerschaften, theilte der König das eroberte Land in mehre Herzogthümer, die er seinen Treuesten zur Lehn gab. — Zum Exarchat von Ravenna gehörten nur noch Rom und Ravenna mit ihren Gebieten, die sich hielten, weil mit Alboin der Eroberungsgeist der Longobarden plötzlich verschwand.

§. 5.

Justinian's Nachfolger und das Christenthum.

Wenn schon zu Justinian's Zeiten die Lage des orientalischen Kaiserthums wirklich bedauernswerth war, indem die wilden Völkerschaften fortwährend die Donau überschritten und plündernd selbst bis unter die Mauern von Konstantinopel vordrangen, so war dieß noch in weit höherem Grade der Fall unter seinen unwürdigen Nachfolgern, unter denen Phokas als ein scheußlicher Tyrann berüchtigt ist. Ihn stürzte der junge Heraklius, der bald nur auf Konstantinopel allein beschränkt war. Chosroes II. lagerte sich der Hauptstadt gegenüber auf der asiatischen Küste mit einem gewaltigen Heere und von der Landseite hausten die Avaren so fürchterlich, daß sie sogar 270,000 Menschen aus den Vorstädten Konstantinopels als Sklaven wegschleppten. Da rafften sich die Grie-

chen noch einmal auf; Heraklius drang selbst tief in Persien ein und erzwang einen ehrenvollen Frieden, der ihm nach 6 Jahren unsäglicher Anstrengungen (621—27) alle Provinzen des oströmischen Reiches wieder verschaffte. — Auch Jerusalem wurde befreiet und daselbst mit großen Feierlichkeiten das heilige Kreuz wieder aufgerichtet, welches Ereigniß für so heilig erachtet wurde, daß man das Fest der Kreuzeserhöhung für alle Zeiten einführte.

Das Christenthum.

Die milde Lehre des Christenthums mußte nothwendig wohlthätig auf die unverdorbenen und kräftigen Gemüther unsrer Vorfahren wirken, und der herrliche Geist dieser neuen Religion bewährte sich auch in Wahrheit, obgleich die ursprüngliche Lehre durch die ärgerlichsten Streitigkeiten auf eine schreckliche Weise getrübt worden war. Noch immer verfolgten sich die vier großen Patriarchen (Th. I. §. 45.) mit Feuer und Schwert; noch immer dienten die Kirchenversammlungen dazu, allen Leidenschaften Thor und Thür zu eröffnen. Wer die meisten Soldaten und den Pöbel auf seiner Seite hatte, der konnte auch sicher sein, daß seine Meinung, und wenn sie auch noch so abgeschmackt war, als die orthodoxe gelten würde.

Der furchtbarste Anhang, den sich die obere Geistlichkeit verschaffen konnte, war der der Mönche. Unser Heiland hatte geboten, man müsse das Fleisch tödten, d. h. durch den Geist, die Vernunft, immer über die Lüste des Körpers herrschen; aber man deutete diese Lehre so, daß man annahm, der menschliche Körper sei die Quelle alles Bösen, und wenn man Gott recht gefallen wolle, müsse man freiwillig sich selbst peinigen durch Hunger, Durst, Nachtwachen, und vorzüglich durch Entfernung aus der menschlichen Gesellschaft. So entstanden im 3ten Jahrhundert die Einsiedler oder Eremiten.

Antonius, am rothen Meere hausend, erlangte schon hohe Berühmtheit; er konnte aber auch mehre Tage hinter einander fasten, über 5 Wochen des Schlafes ganz entbehren und in 50 Jahren hatte er sich nicht ein einziges Mal gewaschen. — Solche Leute wurden nun als Heilige und Wunderthäter angestaunt und die Eitelkeit trieb Viele dazu, sich einer so unnatürlichen Lebensart zu unterwerfen. — Ein andrer Einsiedler, Pachomius, sammelte auf einer Insel des Nil an 1400 Schüler um sich, die mit ihm fasteten, wachten, sich peitschten ꝛc. Es bildeten sich überall, selbst in Europa, ähnliche Gesellschaften. Sie baueten sich nun große Häuser, umgaben dieselben mit hohen Mauern und nannten sie claustra, woraus unser „Klausen oder Klöster" entstanden ist. Die männlichen Bewohner der Klöster hießen Mönche (Einsiedler), die weiblichen Nonnen, welches Wort im Aegyptischen so viel wie „Mutter, Verehrungswürdige, Reine" bedeutet. Der Vorsteher eines Klosters führte den Titel „Abt" (Vater). Aus diesen frommen Männern wurden gewöhnlich die Geistlichen gewählt, welche oft in Schaaren von Tausenden den Patriarchen auch hülfreiche Handleistungen verrichteten (Th. I. §. 52.). —

Die tolle Selbstpeinigung stieg aber auf das Höchste durch die sogenannten Säulenheiligen (stilitae). Auf einem Berge bei Antiochien errichtete ein syrischer Schäfer, Simeon, eine 9 Fuß hohe Säule, welche er nach und nach bis auf 50 Fuß erhöhete. Auf der Spitze derselben brachte er 30 Jahre lang zu, starb auch daselbst. Hier soll, so erzählt die Legende, ihn einst ein König der Sarazenen besucht, und ein Wurm, der aus den eiternden Wunden des Heiligen fiel, soll sich in des Königs Hand in eine kostbare Perle verwandelt haben. Daß der Heide auf der Stelle sich zum Christenthume bekehrte, — versteht sich von selbst!! — Am schwarzen Meere hatte ein ähnlicher Heiliger, Daniel mit Namen,

sich auch eine Säule errichtet. Der damalige Kaiser wollte die Beschlüsse einer Kirchenversammlung nicht bestätigen; da bot der Patriarch zu Konstantinopel ein Heer Mönche auf; auch Daniel stieg von seiner Säule, um gegen den Kaiser zu predigen (477); 16 Jahre lang hatte der Heilige oben verweilt; die Glieder waren ihm so steif, daß er keinen Schritt mehr gehen konnte. Als sich ein solcher Mann gegen den Kaiser erklärte, mußte dieser wohl seinen Feinden unterliegen, worauf der Stilit sich wieder auf seine Säule begab! — —

Auch zu den Abendländern gelangte das Mönchswesen; doch erschien es hier in einer andern und bessern Gestalt. Der heilige Benedikt von Nursia (geb. 480, † 543), Abt des Klosters Monte Casino in Rom, entwarf zuerst schriftliche Statuten, zu welchen sich jeder Mönch auf Lebenszeit durch ein Gelübde verpflichten mußte. Außer dem Beten war den Benediktinern auch Handarbeit, Studiren und Kindererziehung zur Pflicht gemacht, und so wirkten in den westeuropäischen Ländern die Mönche höchst wohlthätig, bis auch sie durch Geschenke frommer Seelen reich, und durch den Reichthum — schlecht wurden.

Unter den kirchlichen Einrichtungen ist vorzüglich die Messe bemerkenswerth. Nach dem öffentlichen Gottesdienste wurde das heilige Abendmahl ausgetheilt. Wer demselben nicht beiwohnen wollte, oder als Katechumene nicht beiwohnen durfte, ging nach Hause, welche Erlaubniß durch die Worte angekündigt wurde: Ite, missa est (*scil.* Concio, geht, die Versammlung ist entlassen!). Die der lateinischen Sprache Unkundigen nannten nun die Abendmahlshandlung selbst Missa, woraus unser Messe entstanden ist. Endlich wurde dieser Name von den Gebeten gebraucht, welche bei der Einweihung der Hostien abgelesen wurden. Gregor I., oder der Große (†602), obwohl er sich des Hochmuthes des Patriarchen zu Konstantinopel wegen, der den Titel eines allgemeinen oder

ökumenischen Bischofs angenommen hatte, nur Knecht der Knechte Gottes (servus servorum Dei) nannte, ist dennoch als der eigentliche Gründer der päpstlichen Obergewalt anzusehen, und er war es vorzüglich, der durch seinen Meßkanon die ganze ceremonienreiche Liturgie des katholischen Gottesdienstes einführte, wie sie die Phantasie des Italieners verlangte. Um die Meßfeierlichkeiten durch Gesang zu heben, gründete Gregor Singschulen, in welchen er selbst unterrichtete und woraus in der Folge die Singechöre entstanden sein mögen. Deßhalb wurde von diesen Anstalten der heilige Gregor als Schutzpatron verehrt und an seinem Namenstage durch Umzüge verherrlicht. —

Bonifacius.

Noch immer war aber der geistliche Stand der weltlichen Macht unterworfen. Selbst Gregor — ein wackrer Mann, wo nicht seine Ansprüche auf den ersten Rang in der Christenheit hervortraten — stellte sich noch gehorsam unter den morgenländischen Kaiser; doch nach seinem Tode blieb dem römischen Bischof die Würde eines Papa, Papstes, heiligen Vaters, unbestritten, zumal da er an den neubekehrten Deutschen einen gewaltigen Anhang gewann. Schon früher waren zwar die an der Donau und am Rhein wohnenden Germanen zur christlichen Religion übergetreten; aber im Innern des Landes galt noch bis zum Jahre 700 das alte Heidenthum, und alle Anstrengungen der Bekehrer, die in Haufen vorzüglich von England aus nach Deutschland herüber kamen, schienen an dem Starrsinne jener rohen Völker zu scheitern. Endlich gelang es einem engländischen Mönch, Winfried, nachher Bonifacius genannt (718—755), der neuen Lehre in Franken, Thüringen, bei den Sachsen und Friesen Eingang zu verschaffen, zugleich aber auch die bekehrten Länder in einen Kirchensprengel des

Papstes zu verwandeln. Man kann den wackern Mann deßhalb keineswegs tadeln; in jenen rohen Zeiten und bei der Zersplitterung in so viele Völker, that Einheit der Kirche besonders noth. Bei seinem Wirken hatte er aber mit unglaublichen Schwierigkeiten zu kämpfen, welche ihm durch die einmal eingewurzelten Volksvorurtheile in den Weg gelegt wurden. Pferdefleisch, roher Speck galten noch immer als Leckerbissen; Menschenopfer waren bei den Sachsen nichts Ungewöhnliches; selbst die getauften Franken verkauften ihre Sklaven an die Heiden, damit sie von diesen den Göttern geschlachtet wurden. Fast noch größern Widerstand erfuhr er von den schon angestellten, aber unwissenden und ausschweifenden Geistlichen. Diese zogen in den Krieg, tauften Christen und opferten Pferdefleisch unter den heiligen Eichen, wie es Jeder haben wollte. Durch die wirksamen Empfehlungen der Päpste (Gregor II. und III.) gewann er aber die Unterstützung der deutschen Herzöge, stiftete Abteien und Bisthümer, z. B. Fulda, Würzburg, Erphasfurt oder Erfurt, Regensburg ꝛc., und so gelang es ihm nach und nach, das Christenthum nicht nur zu verbreiten, sondern auch dasselbe fest zu gründen, und in die früher vereinzelten Kirchen einen wohlthätigen Zusammenhang zu bringen. Aus den einfachen Wohnungen der Geistlichen wurden mit der Zeit große Dörfer und volkreiche Städte; die Deutschen verlernten ihre herumziehende Lebensart, gewöhnten sich an feste Wohnsitze und eine gewisse Bildung, die sie nothwendig hierbei erhielten (sie lernten z. B. Schreiben und Lesen), wirkte wohlthätig auf den Charakter des ganzen Volkes.

Aus Dankbarkeit ernannte der Papst den hochverdienten Mann zum Erzbischof von Mainz und untergab ihm alle die neugestifteten Bisthümer (745); doch setzte der Unermüdliche auch jetzt noch sein Bekehrungsgeschäft fort, fand aber bei den heidnischen Friesen den Märtyrertod (755).

Folgende Anekdote diene dazu, den geistigen Standpunkt jener Zeit zu charakterisiren: Ein Priester in Baiern behauptete, die Erde sei kugelrund und auch auf der andern Seite bewohnt. Der Papst Zacharias, dem Bonifacius den Fall zur Entscheidung vorlegte, belehrte diesen, man müsse den Mann, der so etwas Verkehrtes und Gefährliches behaupte, des priesterlichen Schmuckes entkleiden und ihn selbst aus der Kirchengemeinschaft verbannen.—

§. 6.

Mohammed und seine Lehre.

In der alten Geschichte ist uns Arabien bloß als das Land merkwürdig geworden, von welchem aus die ostindischen Produkte durch die Phönizier, eine Zeit lang auch durch die Juden unter Salomo, in andere Weltgegenden geführt wurden; um 600 aber n. Chr. erlangt es plötzlich, wie durch ein Wunder, einen solchen Einfluß auf alle Länder der ganzen Erde, wie so leicht kein anderes Land sich rühmen kann. — Die große Halbinsel, welche zwischen dem arabischen und persischen Meerbusen liegt, war schon frühzeitig (Th. I. §. 9.) von den Nachkommen Ismaels bewohnt, welche hier in dem heißen, theils felsigen, theils mit Sandsteppen angefüllten und nur in wenigen Gegenden fruchtbaren Lande großentheils ein nomadisches Leben führten. An den Küsten vorzüglich, doch auch tiefer im Lande, gab es Städte, deren Einwohner einen blühenden Karavanenhandel trieben, indem sie die Schätze Ostindiens und Persiens den Hafenstädten des Mittelmeeres zuführten. Die Haupterzeugnisse des Landes selbst sind: Weihrauch, Aloe, Kaffee und vorzüglich Pferde, von denen auch jetzt noch manches mit mehren Tausend Thalern bezahlt wird. — Der Araber selbst zeigt sich im Allgemeinen gutmüthig, gastfrei, lustig, doch hält er Straßenraub für kein Verbrechen, nur darf dadurch das Gastrecht nicht gekränkt werden.

„Sei willkommen! Was brauchst du?“ ist die Anrede an den Fremden, der in das Eigenthum eines Arabers tritt. Mit „Gott vergelte es“ werden die Zehrungskosten abgetragen. Ein leidenschaftliches Gefühl für Freiheit, lebendiger Sinn für poetischen Ausdruck findet sich bei allen diesen kräftigen Söhnen der Natur. — Schon zu David's oder zu Salomo's Zeiten lebte hier ein Fabeldichter, dessen Charakter und Wesen ganz dem Aesop ähnlich geschildert wird (Th. I. §. 14.), nämlich Lokman. Man fragte diesen Weisen einst, von wem er seine Weisheit erlernt habe, und die Antwort lautete: „Von den Blinden, die nie einen Fuß vor den andern setzen, ohne erst den Weg vorher zu untersuchen.“

Unter diesem Volke, in der Stadt Mekka, ward Mohammed geboren (569). Er war ein Sprößling des Stammes Koraisch und der Familie Haschem, berühmt in ihrem Vaterlande als die Fürsten der heiligen Stadt Mekka und die Wächter der Kaaba. — (Die Kaaba ist ein altes Gebäude, das von Adam angelegt, durch die Sündfluth zerstört, aber durch Abraham und Ismael wieder hergestellt sein soll, damit der einige Gott darin von den Gläubigen verehrt werde. In dem Gebäude ist ein schwarzer Stein befindlich, der dem Abraham durch den Engel Gabriel überbracht worden sein soll, und der ein Gegenstand der Verehrung der heidnischen Araber war. Auch Mohammed berührte diesen Stein und er gilt den Gläubigen deßhalb noch immer als das größte Heiligthum). — Trotz dieser edeln Herkunft war Mohammed's Vater, Abdallah, sehr arm und der Prophet wurde, nach des Vaters Tode, von seinem Oheim, Abu Taleb, erzogen. Dieser, der geistliche und weltliche Fürst von Mekka, zugleich aber auch ein Kaufmann, bestimmte ihn für den letztern Stand und sendete den Jüngling mit seinen Karavanen nach Syrien, Mesopotamien und Palästina. — Mohammed selbst war ein wahrhaft

schöner Mann, dabei besaß er viele Klugheit, kühnen Muth und vorzüglich eine unwiderstehlich einschmeichelnde Beredtsamkeit.

Durch seinen Oheim ward er einer reichen Witwe, Namens Khadijah, zum Faktor oder Handlungsgehülfen empfohlen, welche er in der Folge heirathete und so Herr eines großen Vermögens wurde. Auf seinen wiederholten Reisen hatte er nun Gelegenheit, sich manche Erfahrung einzusammeln und besonders die Religion der Juden und Christen kennen zu lernen. Das erweckte in seiner feurigen Seele den Entschluß, bei seinen Landsleuten den Götzendienst abzuschaffen und eine reinere Lehre, nach dem Muster der jüdischen und christlichen, zu verkünden. In der Einsamkeit einer Höhle bei Mekka gedieh der große Plan zur Reife, und Mohammed trat nun in seinem 40sten Lebensjahre als Prophet auf, bekehrte seine Frau, seine Diener und mehre Anverwandten, unter denen vorzüglich Abu Bekr durch einen achtungswerthen Charakter bei seinen Mitbürgern in hohem Ansehen stand. Als er aber öffentlich erklärte, der Engel Gabriel sei ihm erschienen und habe ihn zum Apostel Gottes erklärt, — als er lehrte: Es ist nur ein Gott und Mohammed ist sein größter und letzter Prophet, verlachte man ihn anfangs; endlich aber, da der Anhang des neuen Propheten immer größer wurde, verfolgte ihn besonders der herrschende Stamm Koraisch und zwar eine Unterabtheilung desselben, die Omijaden, so tödtlich, daß jener nur durch schleunige Flucht sein Leben retten konnte. Unter großen Gefahren gelangte er nach Yatreb (ihm zu Ehren Medina — Ruhe — genannt), und fand hier die ehrenvollste Aufnahme. Diese Flucht (Hegira, sprich Hedschra, 622) ist der eigentliche Anfangspunkt der neuen Religionsstiftung und die Mohammedaner zählen auch danach ihre Jahre (vgl. die Einleitung §. 2.). Mohammed nahm die fürstliche und priesterliche Würde an,

vermählte sich mit Abu Bekr's Tochter, sammelte einen mächtigen Kriegerhaufen um sich, der dem tapfern Manne, der immer zum Siege und zur Beute führte, mit Leib und Seele ergeben war, den alle als den von Gott gesandten Propheten unbedingt verehrten; und so geschah es, daß selbst (629) Mekka ihm die Thore öffnete, wo Alles den neuen Glauben annehmen mußte. Ein Stamm nach dem andern wurde durch die Reize der neuen Lehre oder durch das Schwert gewonnen und ganz Arabien war unterworfen. — Mohammed starb den 17ten Junius 632 in einem Alter von 63 Jahren und sein Sarg in der Moschee oder dem Tempel zu Medina gilt den Anhängern des Islam noch immer als ein großes Heiligthum, zu dem ein Jeder wenigstens einmal in seinem Leben wallfahrten sollte.

Die neugegründete Religion heißt bei den Arabern Islam (der wahre Glaube) und ihre Anhänger Moslemin (Gläubige), woraus zuerst das persische Musulman und dann unser „Muselmann" entstanden ist. Die Hauptlehren desselben sind: Nur Einer (Allah) ist Gott und Mohammed sein größter und letzter Prophet. Dabei verwarf Mohammed durchaus nicht die heiligen Geschichten und Offenbarungen des alten und neuen Testamentes; auch Moses und Christus galten ihm als Propheten, nur wären ihre vorgetragenen Lehren noch nicht ganz von Irrthum frei, wenigstens durch ihre Anhänger verfälscht. — Das Paradies, welches er seinen Anhängern versprach, war ein sinnlicher Freudenhimmel, wie ihn die feurige Phantasie des Morgenländers nur ausmalen konnte. An einer kostbaren Tafel, in herrlichen Gärten sitzen die Seligen und schmausen, während ihnen die schönsten Jungfrauen, deren Jugend nie verblühet (Houri's) aufwarten. Den Frauen verheißt er im Paradiese Shawls und feine Gewänder, wie sie auf Erden nicht zu finden sind. Auch werden sie dort wieder jung und wunderschön. — Bei der Auferstehung geht die Sonne in

Westen auf; die Thiere reden; Jesus Christus kommt wieder zur Erde; die Sterne fallen herab, die Rechtgläubigen — welche zumal bei ihrer Wallfahrt nach Mekka sich daselbst 3 Ellen Leinwand gekauft haben — erstehen in diese Leinwand gehüllt, die Ungläubigen aber nackt. — Die Pflichtenlehre fordert treue Verehrung Allah's und strengen Gehorsam gegen des Propheten Gebote. Verehrt wird Allah durch Gebet, Fasten während des Monats Ramadan, in welchem der Koran zur Erde gekommen sein soll, und Almosengeben. „Beten," heißt es im Koran, „führt auf halbem Wege zu Gott, Fasten an den Eingang des Himmels und Almosen eröffnen die Thür desselben." Die Zeiten des Gebetes (fünfmal des Tages) verkündet der Rufer von den Minarets (Thürmen) der Moscheen mit den Worten: „Kommt zum Gebet! Kommt zum Tempel des Herrn! Beten ist besser als Schlafen!" Reinlichkeit, Enthaltsamkeit von verbotenen Genüssen, besonders aller gegohrener Getränke und des Schweinefleisches, vorzüglich aber Tapferkeit und Aufopferung für die heilige Sache Gottes sind Hauptgebote. „Wer auch nur so lange kämpft," heißt es im Koran, „als das säugende Kameel aussetzt, um Athen zu schöpfen, dem ist das Paradies erworben. Krieg für Vaterland ist mehr als fünfmaliges Beten." Den im Treffen Gefallenen verspricht der Prophet auch die höchsten Freuden des Paradieses. Außerdem lehrte er eine unbedingte Vorherbestimmung menschlicher Schicksale, verbot Glücksspiele, Wucher und abergläubisches Wahrsagen.

Diese Lehre ist im Koran enthalten, den Gott durch den Engel Gabriel dem Mohammed in einzelnen Bruchstücken in einer Zeit von 23 Jahren gesendet haben soll, der aber nur zum Theil von dem Propheten selbst herrührt. Dieser konnte weder lesen noch schreiben; da faßte ihn der Engel Gabriel beim Schopf, warf ihn dreimal auf die Erde und — er konnte wenigstens das Erstere. Solche

und ähnliche Mährchen wurden von seinen Jüngern ersonnen, um die hohe Würde ihres Meisters recht hervorzuheben. So soll ein Theil des Mondes in seinen Aermel gefallen und er denselben wieder an den Himmel geworfen haben ꝛc.

Dem Koran setzte man bald eine zweite Sammlung, die Sunna, an die Seite, welche Traditionen enthält und Lebensregeln vorschreibt, die sich auf Mohammeds Beispiel gründen. Nicht alle Moslemin nehmen jedoch die letztere an, (wie die sogenannten Sunniten thun,) sondern viele halten sich nur streng an den Koran und heißen Schiyten oder Irrgläubige.

§. 7.

Die Khalifen. (632—732.)

Der Islam verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit, zählt noch jetzt wohl ein Drittel mehr Anhänger, als das Christenthum, und seine Länderbesitzungen überwiegen die der christlichen Völker ziemlich um das Dreifache. Bei Mohammed's Tode war schon ganz Arabien unterworfen, seine Nachfolger, die sich bescheidener Weise Khalifen, d. i. Statthalter, nannten, erweiterten diese Eroberungen ins Ungeheure. Der erste Khalif war

Abdallah Ebn Abu Koafas, gewöhnlich Abu Bekr (Vater der Jungfrau) genannt, des Propheten Schwiegervater. Er verbreitete den Islam mit der Schärfe des Schwerts auch unter den benachbarten Völkern und starb schon 634. Nichts vermochte dem ersten Auflodern der religiösen Begeisterung zu widerstehen. Bekehrung oder Zinsbarkeit, das war die Loosung des unzähligen Heeres, das von allen Seiten zu dem heiligen Kriege herbeiströmte.

Omar, ein andrer Schwiegervater des Propheten, war der zweite Khalif. Unter ihm wurde ein großes

Landheer der Griechen bei Yermuk vernichtet (636). Er nöthigte Jerusalem (637) zur Uebergabe, bestimmte hierbei die Verhältnisse der Moslemin zu den unterjochten Christen, wie sie noch immer gelten, bezwang Syrien ganz (639), eben so Phönizien und die Inseln um Kleinasien. Die Insel Rhodus fiel erst unter dem folgenden Khalifen Othmann. Hier befand sich die ungeheure, metallene Bildsäule oder der Koloß des Phöbus oder Sonnengottes, ein Werk des griechischen Bildhauers Chares. Sie war 70 Ellen hoch, hatte Finger von Mannesdicke und diente als Leuchtthurm am Eingange des Hafens der Insel. Der Koloß stand durchaus nicht über dem Eingange des Hafens, so daß die Schiffe zwischen seinen Beinen durchgegangen wären, wie man oft abgebildet sieht, sondern an der Seite. Die Statue würde sonst auf jeden Fall in das Wasser, aber nicht in den Sand gefallen sein. Nach 56 Jahren stürzte sie durch ein Erdbeben zusammen und lag mehre hundert Jahre in Trümmern, bis die Sarazenen (so heißen überhaupt alle Morgenländer) das Metall an einen Juden verkauften, der das Erz auf 900 Kameelen fortführen ließ. Omar's Feldherr Amru bezwang Aegypten (640) und soll, auf Anrathen seines Khalifen, mit der großen zu Alexandrien befindlichen Bibliothek die öffentlichen Bäder geheizt haben. Omar ließ ihm sagen: „In den Schriften steht entweder, was im Koran steht, und dann sind sie überflüssig, — oder sie enthalten etwas Anderes und dann sind sie gottlos; — also ins Feuer mit ihnen.“ —

Nach Omar's Ermordung folgte Osman oder Othman, Eidam des Propheten, unter dem die Nordküste von Afrika bezwungen wurde (647). Schon unter den vorigen Khalifen war auch das früher in zwei Zeiträumen so furchtbare persische Reich hart bedrängt. Nach drei fürchterlichen Schlachten fiel der letzte König Jezdegerd (651) und Persien war erobert. Gegen diesen Khalifen,

der seinem trefflichen Vorgänger ganz unähnlich war, brach ein allgemeiner Aufstand aus, durch welchen

Ali, der geliebteste Schwiegersohn Mohammed's, das Khalifat erhielt (656). Unter ihm standen die Eroberungen eine Zeit lang still, da mehre Gegenkhalifen auftraten und so blutige Streitigkeiten unter den Mohammedanern sich erhuben.

Mit Zittern gewahrte der Kaiser zu Konstantinopel, wie sich die verderbliche Woge immer näher wälzte und er suchte den Frieden auf alle Bedingungen. Die Sarazenen gewährten auch denselben (637)gegen einen Tribut; dennoch nahmen sie (670) Sicilien weg und belagerten sogar Konstantinopel. Dieß geschah zu verschiedenen Malen; am hartnäckigsten jedoch unter des mannhaften Leo des Isauriers Regierung (716—18). Schon war die Stadt auf das Aeußerste gebracht, als der Grieche Kallinikos sie durch die Erfindung des sogenannten griechischen Feuers rettete. Er mischte leicht entzündliche Materien und warf sie in Töpfen, schoß sie durch Armbrüste, oder blies die Masse durch kupferne Röhren ꝛc. auf die feindliche Flotte, welche er dadurch in Brand steckte. Man betrachtete diese Erfindung als ein Staatsgeheimniß und sie ist deßhalb gänzlich verloren gegangen. Das Feuer brannte unter dem Wasser fort, konnte nur durch Essig, Urin oder Sand gelöscht werden und zerplatzte mit starkem Knall und Dampfe. Einem solchen Feinde mußten selbst die tapfern Araber weichen. —

Auch nach Spanien setzten die Araber über, wohin sie durch eine unterdrückte Partei der Westgothen gerufen wurden. Der arabische Feldherr Tarik landete auf den andalusischen Küsten (711), befestigte seine Stellung auf einem Berge, der seitdem den Namen Gibraltar (Gibl al Tarik, d. i. Berg des Tarik) führt, und von hier aus eroberte er nach der entscheidenden Schlacht bei Xeres de la Frontera, in wenigen Jahren das zerrüttete westgo-

thische Reich bis an die Pyrenäen. Nur in den nordwestlichen Gebirgen hielt sich noch ein kleiner Theil der alten Bevölkerung in zwei unabhängigen Staaten.

Der kühne Abderrahman überschritt selbst die Pyrenäen und drang verwüstend in Frankreich vor; doch zwischen Tours und Poitiers fand sein kühnes Streben, durch die furchtbare Niederlage, welche ihm Karl Martell beibrachte (732), ein plötzliches Ziel (Th. II. §. 1.).

Das Reich der Araber war zu ausgedehnt, als daß es möglich gewesen wäre, dasselbe unter der Herrschaft eines Einzigen zu erhalten, und so entstanden nach und nach drei besondere Reiche, deren Hauptstädte Bagdad (von Al Mansur erbaut und auf eine hohe Stufe der Bildung erhoben), Kairo, von jetzt an der Haupthandelsplatz Aegyptens, und Kordova in Spanien waren.

Die alte einfache Mäßigkeit der Araber war verschwunden. Ihr ungeheurer Reichthum führte einen grenzenlosen Luxus herbei; doch wurden auf der andern Seite auch Künste und Wissenschaften mit Eifer und Erfolg betrieben, und die Araber sind es, die in den Zeiten der allgemeinen Finsterniß noch einen regen Sinn für die edlern Geistesbeschäftigungen erhielten. Reges Gefühl für Dichtkunst ist dem Araber eigentlich angeboren. Die Dichtkunst blühete schon vor Mohammed. Jetzt bekam sie einen gelehrtern Anstrich, doch verlor eben dadurch die dichterische Sprache viel von ihrer Volksthümlichkeit. Die griechische Bildung fand bei ihnen erfreulichen Eingang, ja sie bereicherten die Wissenschaften mit ganz neuen Theilen. So ist es nicht unwahrscheinlich, daß die noch jetzt bei uns gewöhnlichen Zahlzeichen arabischen Ursprungs, wenigstens durch die Araber allgemeiner geworden sind. Viele wissenschaftliche Benennungen stammen aus der arabischen Sprache, wie: Alkali (Laugensalz), Zenith (Scheitelpunkt), Algebra (Rechnung durch allgemeine Zeichen),

Alkoven, Almanach ꝛc. Sie legten Schulen an, welche die berühmtesten der ganzen Welt wurden, z. B. zu Kordova, Toledo, Ispahan, Balsora ꝛc. Ihre Sternwarten waren mit Instrumenten versehen, deren Größe mit Recht in Erstaunen setzt. — In der Medicin und Chemie machten sie große Fortschritte. Ihnen verdanken wir den Gebrauch des Rhabarbers, des Manna, der Kassia, der Sennesblätter, des Kampfers ꝛc. Bei ihnen trifft man die ersten Apotheken an. In Bagdad gab es Krankenhäuser zum Unterricht junger Aerzte, die aber, bevor sie ihre Kunst öffentlich ausüben durften, eine strenge Prüfung bestehen mußten.

Auch die Gewerbe haben durch die Araber viel gewonnen. Sie verpflanzten die edlere Schafzucht nach Spanien. Ihre Tapeten, Stickereien, Seidenwaaren und Stahlarbeiten waren unübertrefflich. Handel und Schiffahrt kam durch sie erst recht in Flor. Sie waren es, welche zuerst ihre Städte mit Steinpflaster versahen, was erst spät in Europa nachgeahmt wurde. Die Kunst, Papier zu bereiten, ist zwar eine Erfindung der Chinesen; doch wurde sie durch die Araber erst in Europa bekannt. Auch sollen die Araber die Ersten gewesen sein, welche sich, anstatt des sonst üblichen Schreibrohres, der Federn zum Schreiben bedient haben.

§. 8.

Wachsende Macht des Papstes.

Noch herrschte in Ravenna ein Exarch, der in Rom seinen Unterstatthalter hatte. Der Papst war zwar oberster Herr der Christenheit; doch strebte er jetzt (ganz gegen das Beispiel des Heilandes, dessen Reich nicht von dieser Welt war), auch nach weltlicher Herrschaft, und dazu bot sich bald eine gute Gelegenheit dar.

In den Kirchen waren — anfangs zur Zierde — die Bildnisse Jesu, der Jungfrau Maria und der Heiligen

aufgehängt; wie aber der große Haufe leicht das Bild für die Sache nimmt: so geschah es auch hier. Seit dem 5ten Jahrhundert erwies man diesen Bildern eine abergläubische, göttliche Verehrung. Die verständigern Geistlichen eiferten dagegen, und da das Unwesen immer ärger um sich griff: so gab der Kaiser Leo der Isaurier (s. den vorigen §.) ein strenges Verbot gegen alle Bilderverehrung. Die Sache war aber den Leuten schon zu lieb geworden; deßhalb äußerte sich fast überall gegen dieses Verbot ein großer Unwille, der in Rom sogar in einen furchtbaren Aufstand ausartete. Das kam dem Papste Gregor II. gelegen; er erklärte den für einen Heiden und abtrünnigen Ketzer, der solche Befehle gegeben und sprach den Fluch über den, der ihnen gehorchen würde. Da verjagte das wüthende Volk den Statthalter, stürzte des Kaisers Bildsäulen um; in Ravenna wurde der Exarch von den Bilderfreunden gar erschlagen und die Stadt gerieth bei dem darüber entstandenen Tumulte in die Hände der Longobarden. — Leo mußte, um nur das Land zu retten, nachgeben; doch nahm Rom den Statthalter nicht wieder auf (726). —

Jetzt war der Papst schon mehr Herrscher in dem ehemaligen Exarchat; aber neben ihm herrschten noch in Italien der König der Longobarden und die ihm lehnspflichtigen longobardischen Herzöge von Venedig, Spoleto und Benevent. Von ihnen bedrängt und von dem Kaiser in Konstantinopel, der alle Hände voll mit den Arabern zu thun hatte, verlassen, wendete er sich an den Frankenkönig Pipin, dem er früher zum Throne behülflich gewesen war (Th. II. §. 1.). Papst Stephan II. begab sich deßhalb persönlich auf die Reise nach Frankreich (753), wo ihn das gläubige Volk fast göttlich verehrte, der dankbare Pipin selbst vor ihm niederfiel und jedesmal die Steigbügel hielt, wenn der Statthalter Gottes zu Pferde steigen wollte. Im Frühjahre 754 rückte ein mächtiges

Frankenheer nach Italien und 755 wurden die Lombarden gezwungen, alles Eroberte wieder herauszugeben. Dieses Land, welches eigentlich dem griechischen Kaiser gehörte, schenkte Pipin dem Pabste nun als Lehn; als Lehnsherr behielt sich jedoch der König das Recht vor, den jedesmal von dem Volke und den Geistlichen in Rom erwählten Papst zu bestätigen.

§. 9.

Karl der Große. (768—814.)

Dieser wirklich große Mann (geb. den 2. April 742) folgte 768 seinem Vater Pipin dem Kurzen (Th. II. §. 1.) und theilte zuerst, nach des Vaters Willen, die Regierung mit seinem jüngern Bruder Karlmann. Doch dieser starb (771) und hinterließ nebst seiner Wittwe zwei Söhne. Mit diesen floh die Mutter nach Italien zu ihrem Vater Desiderius, König der Lombarden, indem sie sich von ihrem Schwager nichts Gutes versah. Karl ergriff nun die Zügel der Regierung allein und führte sie wahrlich mit kräftiger und geschickter Hand. Er gebot über alle Franken von den Pyrenäen bis zum Niederrhein und zum Meere hin, und in Dentschland über die Baiern, Thüringer und Allemannen; doch zeigte sich in allen diesen Ländern, zumal unter den Großen des Reichs, ein beunruhigendes Streben nach gänzlicher Unabhängigkeit und Karl erkannte es als eine Maßregel der Nothwendigkeit, dieselben durch große Unternehmungen immerfort zu beschäftigen, um ihre Aufmerksamkeit von den innern Angelegenheiten des Reichs abzulenken. Daher kam es, daß während seiner ganzen 46jährigen Regierung nur das Jahr 790, das 22ste seiner Herrschaft, das einzige war, wo er die Waffen aus der Hand legte.

Die Sachsen, damals noch Heiden, wohnten von der Weser bis jenseit der Elbe nach der Ostsee hin, und zogen, wie alle barbarischen Völker, für welche Unabhän-

gigkeit das höchste und erste Gut des Lebens ist, die Plünderung friedlichen Gewerben und das Umherschweifen festen Wohnsitzen vor. Sie hatten mehre Anführer und zerfielen in verschiedene Stämme, die nur selten sich zu einem gemeinschaftlichen Zwecke vereinigten. Für die Franken war eine solche Nachbarschaft beschwerlich; denn feindliche Einfälle und Plünderungen kamen nicht selten vor; Karl beschloß also, das wilde Volk gänzlich zu unterwerfen und — wenn es auch durch Gewalt geschehen sollte — es von dem rohen Heidenthume, das bei ihnen sogar Menschenopfer forderte, zu erlösen. Die mildere Christusreligion, — so hoffte er — sollte sodann wohlthätig wirken, um die Wilden zu civilisiren. Auch der Papst und die Geistlichkeit erklärten diesen Krieg für einen wahren Gottesdienst.

Im Jahre 772 beschloß der Reichstag zu Worms den Krieg, der auch sogleich begann. Karl siegte, drang bis zur Weser vor und die Sachsen sahen sich genöthigt, Frieden zu schließen und Geißeln zu stellen. Auf diesem Zuge wurde auch die berühmte Irminsäule oder Irmensul zerstört. Es war dies ein den alten Sachsen hochheiliges Götzenbild, in der Gestalt eines bewaffneten Mannes, der in der einen Hand eine Fahne, in der andern eine Lanze trug. Sie soll bei Eresburg — ungefähr im heutigen Paderborn — in einem heiligen Haine gestanden haben. Nach der gewöhnlichen Meinung soll sie zu Ehren Hermann's errichtet worden sein: wahrscheinlich aber war sie das Bild des Kriegsgottes Wodan; denn Irmin oder Hermann bedeutet Kriegsmann. Ein im Dom zu Hildesheim befindliches uraltes Bruchstück einer Säule giebt man für einen Ueberrest jener berühmten Irmensul aus.

Noch kämpfte Karl an der Weser, als ihn (773) Papst Hadrian I. gegen die andrängenden Longobarden um Hülfe ansprach. Mit Blitzesschnelle erschien der Held

in Italien, eroberte nach einer sechsmonatlichen Belagerung Pavia, ließ sich (774) zum Könige von Italien krönen und bestätigte die von Pipin dem heiligen Stuhl gemachte Schenkung des Exarchats. Die Krönung geschah aber nicht mit der bekannten eisernen Krone. Diese soll von der Longobardenköniginn Theudelinde herrühren, und man bediente sich derselben zuerst unter der Regierung Arnulfs (§. 11.). Ein eiserner Reif, angeblich aus einem Nagel verfertigt, mit welchem Christus gekreuzigt worden, ist einfach mit Golde überzogen. — 775 rief ihn eine neue Empörung der Sachsen nach Westphalen, und kaum hatte er die Unruhigen zum Gehorsam gebracht, als er (776) auch schon wieder in Italien gegen den Rest der Longobarden fechten mußte. Nach Bestrafung der Empörer war seine Anwesenheit bei den Sachsen, die noch immer feindselig einbrachen, sehr nöthig. Er legte in ihrem Lande feste Plätze an, zwang die Umwohnenden zum Christenthum und schickte die ausgelieferten Geißeln in fränkische Klöster. — Auf dem Reichstage zu Paderborn (777) huldigten ihm viele der sächsischen Edeln; doch Wittekind, der ausharrende Anführer der Sachsen, unterwarf sich noch nicht; er floh vielmehr zum König der Normannen Siegfried. — Karl glaubte sich nun gesicherter und folgte (778) der Aufforderung eines unterdrückten sarazenischen Fürsten nach Spanien. Hier eroberte er Pampelona und verbreitete den Schrecken seines Namens bis zu Ebro. Auf dem Rückzuge jedoch erlitt sein Heer von den Sarazenen und den Bewohnern der Pyrenäen im Thale Ronceval eine bedeutende Niederlage, in welcher der berühmte Roland fiel, Karls Verwandter, von dessen Thaten Wunderdinge erzählt werden und der den Stoff zu manchem Mährchen und Ritterroman geliefert hat. — Es läßt sich nicht wohl denken, daß die Deutschen, und namentlich die Sachsen, einem Feldherrn ihres Todfeindes Ehrensäulen

errichtet hätten; darum hält man die in manchen Städten befindlichen Rolands- oder Rutlandssäulen richtiger für Weichbilder (von Weich, Wyk, d. i. Stadt, Ort), d. h. Zeichen einer städtischen Gerichtsbarkeit. Wahrscheinlich heißt es eigentlich (von „rügen," Gerücht halten) Rügelandssäulen.

Indessen hatten die Sachsen bis in die Nähe von Köln Alles mit Feuer und Schwert verwüstet (780). Karl bezwang sie abermals und machte nun eine Reise nach Italien (781), um seine Söhne Ludwig und Pipin zu Königen Aquitaniens und Italiens vom Papste salben zu lassen. Da brachen die Sachsen unter Wittekinds Anführung mit erneuerter Wuth los und Karl sah sich genöthigt, abermals gegen sie zu Felde zu ziehen (782). Wittekind entfloh und, um ein abschreckendes Beispiel zu geben, ließ der Frankenkönig 5,400 Sachsen enthaupten. Diese Maßregel steigerte den Haß des nie gänzlich besiegten Volks bis zur Verzweiflung. Das ganze Land erhub sich gegen seinen Dränger und schwur ihm blutige Rache. In dem Archiv zu Goslar befindet sich noch eine uralte Eidesformel, die, wie Einige behaupten, aus jenen Zeiten herrührt; doch Andre bezweifeln ihre Aechtheit. Sie lautet:

Hilli kroti Woudana; ilp osk un osken pana Uuittikin ok kelta of ten aiskena Carlevi ten slaktenera. Ik kif ti in our un tou scapa un tat rofe. Ik slakte ti all fanka up tinen iliken Artisberka. — Das heißt nach unserm Deutsch:

Heiliger, großer Wodan, hilf uns und unserm Panierherrn Wittekind, auch den Unterfeldherrn gegen den garstigen Karl, den Schlächter. Ich gebe dir einen Ur (ochsen) und zwei Schafe und den Raub. Ich schlachte dir alle Gefangenen auf deinem heiligen Harz- (Blocks-) berge.

Wirklich gerieth Karl bei Detmold (783) in eine bedenkliche Lage; doch mit neuen Kräften erkämpfte er an der Hase im Osnabrück'schen einen vollständigen Sieg. 786 ergaben sich endlich die beiden feindlichen Hauptanführer, Albion und Wittekind freiwillig. Wittekind erhielt Sachsen als Herzog zum Lehn, nahm das Christenthum an, und dem einflußreichen Beispiele folgten die meisten seiner wackern Landsleute.

Nachdem Karl (787) abermals Italien beruhigt, bestrafte er den treulosen Baierherzog Thassilo, der die wilden Avaren ins Land gerufen hatte, indem er ihn nach Fulda ins Kloster schickte und Baiern mit dem Reiche vereinigte (788). Im folgenden Jahre (789) schlug er die Slaven, die, nach Unterwerfung der Sachsen, von seinen Grenzen nur durch die Elbe geschieden waren. Darauf zog er (791) gegen die Avaren, die Nachkommen der alten Hunnen, und drängte sie bis hinter die Raab. — Von 794—98 geschahen mehrere Züge durch das aufrührerische Sachsenland, das sich erst 803 in dem Frieden zu Selz den mildern Bedingungen des Siegers fügte. Die Sachsen behielten ihre eignen Gesetze und Freiheiten, erkannten Karl als Oberherrn und waren den Franken gleich gestellt. In ihrem Lande wurden mehre Burgen und Bischofssitze angelegt, als in Magdeburg, Halberstadt, Paderborn, Münster, Minden, Bremen, Elze (nachher Hildesheim). Die herrliche altsassische oder plattdeutsche Sprache hat sich bei ihren Nachkommen erhalten bis auf den heutigen Tag. —

Die unruhigen Dänen oder Normannen wurden (811) in ihre Grenzen zurückgejagt.

Das sind Karls Kriegsthaten. Während derselben brach zu Rom selbst gegen den damaligen Papst Leo III. Aufruhr aus und der gemißhandelte Oberpriester kam nach Paderborn, um Karl's Beistand zu suchen (799). Dieser züchtigte die Empörer und stellte die alte Ordnung wieder

her. Für solchen Dienst mußte sich Leo dankbar beweisen. Als daher der Frankenkönig am ersten Weihnachtstage, angethan mit dem langen Purpur eines römischen Patriciers, andächtig vor dem Altare der Peterskirche kniete, setzte ihm plötzlich der Papst eine kostbare Krone auf und von allen Seiten wurde der neue römische Kaiser mit dem Ausrufe Augustus und Cäsar begrüßt. Er stellte sich überrascht durch diese Ceremonien, die er nicht erwartet zu haben scheinen wollte. — So ward also die seit 476 (Th. I. §. 51.) unterbrochene Reihe der abendländischen Kaiser wieder fortgesetzt und die Ansprüche der griechischen Kaiser an den Occident zerfielen von jetzt an in Nichts. — Karl besaß nun alle Länder zwischen dem Ebro und der Raab, der Eider und der Tiber. —

Herrlicher aber, als in seinen Eroberungen, erscheint uns der große Mann in jeder andern Beziehung. Er begünstigte den Ackerbau und machte sich durch die Weisheit seiner Gesetze und Einrichtungen unsterblich. Aus allen Theilen des Reichs mußte ihm Bericht erstattet werden und nach allen schickte er die mit dem Petschaft auf seinem Degenknopf besiegelten Befehle. Besondere Sendgrafen mußten bisweilen den Zustand der Dinge an Ort und Stelle untersuchen und bei wichtigen Veranlassungen die kaiserliche Entscheidung einholen.

Die vielen Eroberungskriege forderten mehr Streitkräfte, als die Vasallen aufbrachten; deßhalb galt wieder der Heerbann, nach dem jeder Wehrhafte bei einem Aufgebot sich gerüstet stellen mußte. Wer bei der Heerfahrt nicht erschien, zahlte 60 Schillinge Strafe; konnte er die Kosten der Ausrüstung nicht füglich erschwingen: so traten mehre zusammen und rüsteten gemeinschaftlich einen Mann aus. Die Geistlichen, denen der Kampf mit dem Schwerte verboten war, zahlten wenigstens Beiträge, für welche Waffen und Kriegsbedarf angeschafft wurde.

Seine übrigen Gesetze, unter dem Namen „Kapiturien“ bekannt, waren weislich für ihre Zeit berechnet, und so ist es natürlich, wenn wir lesen: Man soll den vom Himmel gefallenen Briefen nicht glauben. — Die Grafen sollen Keinen zum Trinken prügeln. — Zweikampf und Privatfehde ist verboten u. s. w.

Der Kaiser selbst gab ein seltenes Beispiel von Einfachheit und Größe. Am meisten haßte er Kleiderpracht bei Männern; darum trug er selbst einen schlichten, von seinen Töchtern verfertigten Leinwandrock und nur bei feierlichen Veranlassungen zeigte er sich im Glanze der kaiserlichen Majestät. Dennoch vermochte er es nicht, den Luxus in dieser Hinsicht einzuschränken; die Franken hatten nun einmal, bei der fortwährenden Verbindung mit den üppigen Italienern, an schönem und theurem Putze Gefallen gefunden. Lange, gestickte Mäntel, Wämser und Pelzröcke mit solidem Gold und mit Edelsteinen besetzt, goldne Gürtel und Schnallen waren an die Stelle der einfachen Frankenkleidung getreten. Noch mehr übertrieben die Weiber in ihrem Putze, und der Kaiser sah sich endlich genöthigt, dem Unwesen durch strenge Verordnungen Einhalt zu thun.

Vorzüglich gern beschäftigte sich der immer thätige Mann mit Bauten. Sein großer Plan, den Rhein mit der Donau und so den atlantischen Ocean mit dem schwarzen Meere zu verbinden, scheiterte zwar, weil es in jenen Zeiten noch an hinlänglichen Kenntnissen im Wasserbau fehlte; dafür entstanden andre herrliche Denkmäler. Die Stadt Aachen wurde geschmückt durch einen prachtvollen kaiserlichen Palast, durch Anlegung von Bädern und durch die wunderschöne Domkirche. Zu vielen Städten legte Karl den Grund (Hamburg) und sorgte für ihr Aufblühen durch Einrichtung von Märkten, Brücken und Straßen. Verschiedene Grenzorte bestimmte er zu Hauptniederlagen ausländischer Waaren, indem er ihnen das

Stapelrecht ertheilte, z. B. Magdeburg, Erfurt, Regensburg ꝛc. — Der Kaiser hatte keine feste Residenz; am liebsten hielt er sich zu Aachen und Ingelheim auf. Hier ließ er Sümpfe austrocken, Wälder ausrotten, legte schöne Paläste an und umgab dieselben mit neuen Gärten, in welche er alle edlern Getreide- und Obstarten, wie er sie aus Italien erhielt, verpflanzte. — Die Sache gefiel und er fand hierin manchen Nachahmer.

Er begünstigte vorzüglich die Handwerker und die Aufseher seiner Maierhöfe und Flecken (die sich später in Städte verwandelten) mußten gute Künstler, als: Schmiede, Gold- und Silberarbeiter, Schuhmacher, Drechsler, Wagner, Seifensieder, Brauer, Bäcker ꝛc. in Dienst nehmen. Die Bäcker buken schon Semmeln aus Semalmelo; auch unsre Bräzeln (aus dem barbarischen Latein bracellus gebildet) waren nicht unbekannt. — Die Bäcker mußten nach einer vom Kaiser festgesetzten Brodtaxe backen.

Dem Glauben an Hexen suchte er dadurch zu steuern, daß er das Verbrennen dieser Unglücklichen nur dann gestattete, wenn sie auf einer besonders dazu eingerichteten Hexenwaage einige Loth wogen. —

Das ganze Kirchenwesen und die kirchliche Liturgie suchte er auf alle Weise zu verbessern; darum ließ er sich die Bildung der Geistlichen so angelegen sein, daß er eigenhändig in den von ihnen eingesandten Berichten die Sprachfehler verbesserte. Zu Nutz und Frommen der Schwachen ließ er überdieß eine Anzahl Predigten aus den besten griechischen Kirchenlehrern übersetzen, was später Veranlassung zu dem Namen „Postillen" gab, indem man Predigtbücher so nannte, weil jede einzelne Predigt aus den Textworten abgeleitet wird und daher ihr Thema *post illa* sc. textus verba (nach den Worten des Bibeltextes) abhandelt. Die Einführung der römischen Kirchengebräuche fand vielen Widerstand; auch der regelmäßigere Kirchengesang wollte nicht recht gedeihen, obgleich

der Papst Sänger und Orgelschläger sendete, die den Unterricht leiten sollten. Das Schlachtgebrüll war dem Ohre der Franken angenehmer, als der Gesang der Italiener und das Schwert wurde richtiger in ihrer Hand geführt, als die Feder. Trotz dieser Hindernisse ermüdete der Kaiser nicht, die Bildung seiner Unterthanen zu befördern und er ging ihnen mit dem schönsten Beispiele selbst voran. Er bestrebte sich unablässig, durch den Umgang mit Gelehrten seinen Geist auszubilden und lernte als Kaiser noch mehre Sprachen. Weniger gelang ihm das Schreiben, obgleich er immer ein Schreibzeug unter dem Hauptkissen liegen hatte, um davon, wenn er in der Nacht erwachte, Gebrauch zu machen. — Aus Griechenland, England und Italien berief er geschickte Männer und gab ihnen einträgliche Bisthümer, damit sie nur den Schulen recht aufhelfen sollten, die er bei den Domstiftern und Klöstern errichtet hatte. Die Elementarschulen trieben Lesen, Schreiben und Christenthum; in den höhern Anstalten lehrte man schon seit ungefähr dem 5ten Jahrhundert die 7 sogenannten freien Künste und zwar die niedern: Grammatik, Rhetorik (Redelehre), Dialektik (Disputirkunst), unter dem Namen Trivium, — woher die Benennung der Trivialschulen rührt — und die höhern: Arithmetik, Geometrie, Astronomie (eigentlich Astrologie oder Sterndeuterei) und Musik unter dem Namen Quatrivium. Karls Schulverordnungen waren umfassender. Nicht bloß die Klöster und Stifter, (Klosterschulen), sondern jede Parochie in Städten und auf dem Lande sollte eine eigne Schule haben, damit die Kultur auch den niedern Ständen zugänglich würde.

Durch diese liberale Denkungsart zog Karl die ausgezeichnetsten Gelehrten Europa's an seinen Hof, unter andern Alkuin aus England und Paul Warnefried, die beide eigentlich die Kinder des Kaisers unterrichten sollten, bei denen aber der Vater selbst in die Schule ging.

Mit den Prinzen zugleich ließ er er einen hoffnungsvollen Knaben an seinem Hofe erziehen, Namens Eginhard, aus dem ein trefflicher Mann wurde, der später seines Wohlthäters Leben in ziemlich gutem Latein beschrieben hat. — Auch an seinem Hofe führte er eine Schule ein, in welche alle seine Diener, die hohen wie die niedern, ihre Söhne schicken mußten. Hier erschien der Kaiser oft selbst (so wie er überhaupt die Oberaufsicht über die Schulen des ganzen Reichs selbst führte) und als er einst fand, daß die Aermern insgesammt die Fleißigsten und Besten waren, lobte er dieselben und versprach, dereinst für sie zu sorgen; aber zornig deutete er den andern an: „Bei Gott, euer Adel und eure hübschen Gesichter gelten nichts bei mir. Von mir habt ihr nichts zu hoffen, wenn ihr eure Faulheit nicht durch eifrigen Fleiß wieder gut macht.“

An seinem Hofe zu Aachen hatte Karl eine Bibliothek (er hielt nämlich die Mönche fleißig zum Abschreiben der Bücher an); ja er stiftete eine Art von Akademie, deren Sitzungen er gern beiwohnte und wo er den Kaiser gänzlich verläugnete. Die Mitglieder dieser Anstalt hatten insgesammt die Namen verdienter Männer der Vorzeit angenommen. Einer hieß Homer, ein andrer Flaccus, Karl selbst nannte sich David ꝛc. Hier besprach man sich über die Mittel zur Bildung des Volks und der Muttersprache, man sammelte die alten Bardenlieder, versuchte, eine deutsche Sprachlehre zu entwerfen und erfand deutsche Namen für die Monate und Winde. Die Monate hießen: Wintermanoth, Hornung, Lenzinmanoth, Ostermanoth, Wunninmanoth, Brakmanoth, Hewinmanoth, Aranmanoth, Witumanoth, Windumanoth, Herivistmanoth und Heilugmanoth.

In seinem Privatleben war Karl sehr liebenswürdig; ein gütiger Vater, zärtlicher Gatte, großmüthiger Freund. Sein inneres Hauswesen war ein Muster von Sparsamkeit, so daß er selbst die Rechnung über die verbrauchten

Eier durchsah. Seine Tafel war höchst frugal und während derselben ließ er sich gern ein Geschichtsbuch von den Thaten alter Könige vorlesen.

Der Ruhm des großen Kaisers war selbst bis in den fernen Orient gedrungen. Der berühmte Khalif Harun al Raschid ließ ihn zweimal durch Gesandtschaften begrüßen, unter deren Geschenken ein Werk des damaligen mechanischen Kunstfleißes der Araber merkwürdig ist. Es war eine metallene Wasseruhr, die einen Zeiger hatte und den Wechsel der Stunden noch außerdem durch Kügelchen, welche auf eine Metallplatte fielen, ja selbst durch kleine Reiterfiguren, die sich an den aufspringenden Thüren zeigten, kund that. Ein Emir sendete einen Elephanten ꝛc. Karl sendete dagegen ein Koppel Jagdhunde und feine Weberarbeiten.

813, den 16. Novbr., ließ er seinem Sohn Ludwig vor dem versammelten Volke sich die Krone aufsetzen; er selbst starb den 28. Januar 814, 72 Jahr alt. — Unter Otto III. Regierung eröffnete man sein zu Aachen befindliches Grabmal und entnahm daraus des Helden Schwert, ein Evangelienbuch und den Reichsapfel (Eginhard spricht von einem Kelch und nicht von einem Reichsapfel [§. 14.], der mit in die Gruft gegeben worden sei), welche sogenannten Reichskleinodien bei den nachherigen Krönungen der römisch-deutschen Kaiser gebraucht wurden.

§. 10.

Die Karolinger bis zur Theilung von Verdun. 843.

Dem großen Karl folgte der ihm von drei Söhnen übrig gebliebene Ludwig I., mit dem Zunamen der Fromme, ein gutmüthiger, auch wohl gelehrter Mann; doch der Regierung eines so ausgedehnten Staates durchaus nicht gewachsen. Fleißiges Fasten und Beten, häufiges Lesen der Legenden und eine fast lächerliche Verehrung

des geistlichen Standes verschafften ihm den Ruhm jenes zweideutigen Titels. Als Papst Stephan IV. ihn persönlich besuchte, warf sich bei Erblickung des heiligen Vaters der fromme König sogleich dreimal der Länge nach auf den Erdboden. — Bei einem solchen Schwächling fanden die Geistlichen die beste Gelegenheit, ihre Macht zu erweitern.

Schon im 4ten Jahre seiner Regierung verfiel er darauf, das Reich unter seine drei Söhne, Lothar, Pipin und Ludwig zu ertheilen. Gegen diese Maßregel empörte sich Bernhard, seines Bruders Pipin Sohn und Nachfolger (s. den vor. §.). Dieser machte Ansprüche auf die Kaiserwürde, worauf ihn Ludwig blenden ließ. Der Unglückliche starb und der armselige Kaiser machte öffentlich bekannt, er selbst sei ein großer Sünder und habe durch Trägheit und Unwissenheit Vieles schlimm gemacht; welches Bekenntniß ihn noch um den letzten Rest von Ansehn bei dem Volke brachte. — Unglücklicher Weise erhielt er aus einer zweiten Ehe (mit der übelberüchtigten Judith) noch einen vierten Sohn — nachher Karl der Kahle genannt, zu dessen Gunsten er die früher so heilig beschworene Theilung wieder abändern wollte. Dadurch veranlaßte er einen innern Krieg, der um so trauriger wurde, da die Söhne selbst gegen den Vater kämpften, ihn mehrmals gefangen nahmen und Lothar ihn sogar zur Kirchenbuße zwang. Die Mönche legten ihn auf einen Bußsack und gaben ihm einen Zettel in die Hand, auf welchem alle seine Sünden verzeichnet waren. — Ludwig und Pipin befreieten ihn wieder, worauf der schwache Kaiser aufs neue die beabsichtigte Theilung vornehmen wollte, in welcher er Ludwigs Antheil höchst ungerecht verkürzte. Da erhob auch dieser die Waffen gegen den alten, niedergedrückten Vater, der nun aus Kummer in einem Feldlager bei Ingelheim starb (840). — Pipin war schon einige Jahre vorher gestorben. — Nach einer mörderischen

Schlacht bei Fontenay (841) machten die drei streitenden Brüder endlich zu Verdun (843) Frieden und zertheilten das Reich. Lothar, als der älteste Bruder, bekam die Kaiserwürde, mit ihr Italien und alle Länder zwischen Rhein und Schelde, und vom Ursprunge der Maas bis zum Einfluß der Saone in den Rhon, und an dem Rhon hinab bis zum Mittelmeere. Man hieß dieß Land Lotharingen (Lothringen). — Ludwig II. (der Deutsche) der zweite Bruder, bekam Ostfranken, d. h. Deutschland bis an den Rhein und jenseit dieses Flusses noch die Städte Mainz, Speier und Worms mit ihren Gebieten. — Karl II., mit dem Beinamen der Kahle, erhielt Westfranken oder das heutige Frankreich. — Durch diese Theilung wurden also Italien, Deutschland und Frankreich besondere Staaten. — Folgende Tafel giebt uns vielleicht eine deutliche Uebersicht des karolingischen Hauses:

Karl der Große.

Ludwig der Fromme.

Lothar † 855. | Pipin † 838. | Ludwig der Deutsche † 876. | Karl der Kahle.

Ludwig II. Karl. Lothar II. Pipin.
starben ohne Nachkommenschaft.

Karlmann. Ludwig. Karl der Dicke.

Arnulph.

Ludwig das Kind † 911.
ohne Nachkommen.

Ludwig der Stammler.

Ludwig V. † 987.
ohne Nachkommen.

§. 11.

Die Karolinger in Deutschland. (843—911.)

Mit Karl dem Großen schien sich alle Kraft des karolingischen Hauses erschöpft zu haben; es konnte nur schwache Regenten hervorbringen.

Ludwig der Deutsche (843—876) vermochte es kaum, seine unruhigen Vasallen im Zaume zu halten. Ueberdieß hatte er fortwährend zu kämpfen gegen die von Osten eindringenden Slaven und vorzüglich gegen die Normänner, die von Norwegen, Schweden und Dänemark aus verheerende Raubzüge auf ihren kleinen Schiffen unternahmen, selbst ziemlich weit in den Strömen Deutschlands einfuhren und auf die fürchterlichste Weise Alles mit Feuer und Schwert vertilgten. — Um die Grenzen zu schützen, wurden die von Karl dem Großen abgeschafften Herzöge wieder eingesetzt, welche Würde nach und nach in allen deutschen Hauptprovinzen aufkam, wodurch aber die Macht der Könige sehr gefährdet wurde. —

Nach dem Tode Ludwigs theilten sich seine drei Söhne, Karlmann, Ludwig II. und Karl der Dicke in die deutschen Länder. Der Letztere (876—87) vereinigte noch einmal Deutschland, ja durch Erbschaft brachte er fast die ganze karolingische Monarchie wieder zusammen; aber er war unfähig, das Ruder zu führen. Von den Normännern erkaufte er einen schimpflichen Frieden und dieß brachte die Deutschen so auf, daß sie ihn auf einem Reichstage zu Tibur (887) förmlich absetzten, und an seine Stelle den Sohn Karlmann's, den tapfern Herzog von Kärnthen,

Arnulph (887—99) zum deutschen Könige erwählten. Dieser trat fest und männlich auf, vertrieb die Normänner, eroberte Italien, wo sich zwei Parteien um den Thron stritten, und ließ sich vom Papst zum Kaiser krönen. Von diesem Zuge kehrte er jedoch kränklich zurück und starb nicht ohne Verdacht, er sei vergiftet worden.

Ihm folgte sein sechsjähriger Sohn, Ludwig das Kind (899—911), während dessen Minderjährigkeit der Bischof von Mainz Hatto und der Sachsenherzog Otto die Regierung verwalteten. Deutschland litt in dieser Zeit unendlich durch innere Kämpfe, vorzüglich aber durch die wilden Einfälle der Ungarn und Normänner und schon war der gänzliche Untergang nahe, als Ludwig zum größten Heil des Landes starb. Mit ihm erlosch der Stamm der Karolinger in Deutschland.

Das wissenschaftliche Leben, welches der große Karl so sehr in Anregung gebracht hatte, erschlaffte in den ewigen Kriegsstürmen bald wieder. Eine Eidesformel, wodurch sich Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle gegen ihren Bruder Lothar verbanden, ist ein höchst interessanter Beleg für die damalige Entstehung der französischen und die Art der fränkischen Sprache. Sie lautet in ersterer:

Pro Deu amur et pro Christian poble et nostro commun salvament dist di jn avant, in quant Deus savir et podir me dunat, si salvarai eo cist meon fradre Karlo et in adjudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist. Ino quid il mi altresi fazed, et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.

In letzterer:

In Godes minna, indiu ther Christianes folches ind unser bedhero gealtnissi, fon thesemo dage frammordes, so fram so mir god gewizei indi maht furgibit, so halt ih thesan minan bruodher Loudwig, soso man mit rehtu sinen bruodher scal, inthiu thaz er mig soso ina duo indi mit Lutheren in noheiniu thing ne gegango, zhe minan willon imo ce scadhen werhen.

In jetzigem Deutsch:

Aus Liebe gegen Gott und wegen des christlichen Volks und unserer beiderseitigen Erhaltung; von diesem Tage an und fernerhin, so lange mir Gott Wissen und Vermögen verleiht, so

halte ich aufrecht diesen meinen Bruder (und will ihm zu Hülfe sein in jeder Sache) so wie ein Mensch mit Recht seinem Bruder (helfen) soll, und damit er eben so thue, und mit Lothar will ich keinen Vergleich eingehen, der mit meinem Willen ihm, meinem Bruder, zu Schaden wäre.

Unter den Gelehrten damaliger Zeit erlangte vorzüglich Rabanus Maurus einen großen Ruf, der den Ruhm der Gelehrtenschule zu Fulda auf das Höchste brachte († 856). Otfried, ein wackerer Mönch und Schulmeister im Kloster Weißenburg im Elsaß, schrieb zuerst in fränkischer Sprache eine gereimte Umschreibung der evangelischen Geschichte und legte dadurch den Grund zur deutschen Schriftsprache, doch klagt er sehr, daß er in dem lateinischen Alphabet für jeden Laut nicht hinreichend habe Buchstaben finden können. Der Anfang vom Vaterunser lautet bei Otfried:

Fater unser du in himilon;
uuchi si namo thiner!
biqueme uns thinaz richi;
si uuillo thin hiar nidare, so ser ist ufan himile etc.

Aber, wie gesagt, die Kriege vernichteten jeden guten Keim. Nicht selten brach in Deutschland Hungersnoth aus; die Juden wußten sich in den alleinigen Besitz des Handels und somit auch in den des baaren Geldes zu setzen. Sie stahlen und verkauften selbst Menschen, welche bei den Arabern in Spanien guten Abgang fanden. In den Klöstern erhielt sich noch einigermaßen Reichthum und Bildung und sie wirkten auch wohlthätig für die Sitten des Volks. Jeder Bischof hielt jährlich in seinem Sprengel Sittengericht, wobei genau untersucht wurde, ob Jemand einen Menschen umgebracht; ob Jemand einen Reisenden angelockt und dann als Sklaven verkauft; ob ein Zaubrer oder Wahrsager da sei u. s. w. — Die aufgelegten Strafen bestanden in Fasten, Geld oder langem Beten. — Der Kirchenbann fiel nur selten vor; doch war die weltliche

Obrigkeit gehalten, die geistliche Gewalt in ihrem Strafamte auf alle Weise zu unterstützen.

Zweiter Abschnitt.

Geschichte der merkwürdigsten Völker und Staaten bis zum Ende der Kreuzzüge. (900—1273.)

§. 12.

Deutschland.

Ludwig der Deutsche hatte (s. d. vor. §.), um die bedroheten Grenzen zu sichern, wieder Herzöge eingesetzt. Es waren derselben fünf und das deutsche Reich theilte sich von jetzt an auch in 5 Hauptnationen: Franken, Sachsen, Baiern, Schwaben und Lothringer, deren eigentlicher Oberherr der Kaiser sein sollte. Aber die Herzöge hatten die Unruhe der Zeiten und die Schwäche der Regenten so wohl benutzt, daß sie sich fast unabhängig und ihre Würde erblich gemacht hatten. — Die Magyaren (Madscharen in Ungarn), die Slaven und Normänner wiederholten ungestraft von allen Seiten ihre verderblichen Einfälle, und wenn nicht Deutschland zu Grunde gehen sollte, war die Wahl eines gemeinschaftlichen Oberhauptes nöthiger, als je. Die Herzöge erwählten auch wirklich den wackern Sachsenherzog, Otto den Erlauchten, zum Könige; dieser aber wendete die Wahl auf den jüngern und tüchtigern Herzog von Franken, d. i. des Landes am Main und Mittelrhein, zwischen den Sachsen und Schwaben,

Konrad I. (911—919), und so ward Deutschland ein Wahlreich. Der neue König besaß zwar den guten Willen, aber nicht die Mittel, das zerfallende Reich zusammen zu fassen. Er fürchtete die Uebermacht des Sachsenherzogs, und als sein Gönner, Otto, starb, verweigerte

er dessen Sohne Heinrich die ganze Lehn des Vaters; doch dieser widerstand mit Glück, und als zugleich Deutschland durch die feindlichen Einfälle gepeinigt wurde, grämte sich Konrad über den schlechten Erfolg seiner Regierung so, daß er starb. Vor seinem Ende legte er aber noch den sprechendsten Beweis von seiner väterlichen Sorge für die Wohlfahrt des Reiches ab, indem er seinen mächtigen Feind, Heinrich, zum Nachfolger vorschlug und ihm die Reichskleinodien übersendete. So kam das sächsische Haus auf den deutschen Thron.

§. 13.

Kaiser aus dem sächsischen Hause. (919—1024.)

Heinrich I., der Vogler oder Finkler (919—936), — welchen unwürdigen Beinamen er davon haben soll, daß ihn die Gesandten, die ihm seine Wahl verkündigten, am Vogelherde antrafen, — war ein Fürst, auf dem der Geist Karls des Großen ruhete. Klug in seinem Benehmen, vorsichtig in seinen Entschlüssen, rasch und rastlos in der Ausführung derselben, gelang ihm das schwere Werk, Einigkeit unter den deutschen Herzögen zu gewinnen. Nun konnte er auch daran denken, den auswärtigen Feinden zu begegnen. Von den Magyaren erwirkte er einen Waffenstillstand auf 9 Jahre, und benutzte diese Zeit der Ruhe, um seine Deutschen fleißig in den Waffen zu üben und besonders eine kühne und leicht bewegliche Reiterei zu bilden. Zum Schutz gegen die Feinde umgab er die bis dahin offnen Ortschaften mit festen Mauern und versetzte den neunten Mann von den auf dem Lande wohnenden Edlen und Freien in diese Städte. Hier wurden die Vorräthe aufgehäuft; hier hielt man die Volksversammlungen und so bildete sich nach und nach der Bürgerstand aus, dem Deutschland seine eigentliche Kultur verdankt, indem bei ihm Handel und Gewerbe fast wunderbar gediehen.

Während dessen übte er seine Soldaten in kleinen Kriegen gegen die Dänen, besonders gegen die Sorben und Wenden an der Elbe, Saale und Havel. In die Grenzfeste Brannibor, die er im Winter eroberte, (926) legte er sächsische Besatzung und setzte darüber einen Grenz- oder Markgrafen. Dieß ist der Ursprung der Markgrafschaft Brandenburg. Auch gegen die Wenden in der Gegend von Meißen und Dresden setzte er einen solchen Markgrafen, für den er die Burg Meißen erbauen ließ. Von hier aus bezwang er die bisherigen Bundesgenossen der Magyaren, die Lausitzer und Böhmen. — Als nun der Waffenstillstand zu Ende ging, sendete er, anstatt des verlangten Tributs, den Magyaren höhnend zwei räudige Hunde, worauf das wilde Volk in zwei großen Schwärmen Thüringen und Sachsen überzog, aber bei Sondershausen und Merseburg eine gänzliche Niederlage erlitt (933). — Noch jetzt wird in dem Dorfe Keuschberg alljährlich zum Andenken an diesen Rettungssieg ein kirchliches Fest begangen. — Heinrich gründete viele Kirchen und Klöster, auch das Stift zu Quedlinburg, wo die Töchter der für das Vaterland gefallenen Edlen bis zu ihrer Verheirathung anständig unterhalten wurden. — Dieser treffliche Regent starb auf seinem Gute zu Memleben an der Unstrut im 60ten Jahre seines Alters und seine ehrwürdigen Ueberreste ruhen in der Stiftskirche zu Quedlinburg.

Otto I., der Große (936—973), feurig und kraftvoll, wie sein erlauchter Vater, aber zu stolz, als daß er nicht die Freunde seines Vaters hätte sich abgeneigt machen sollen, hatte schon bei Heinrichs Lebzeiten auf einem Reichstage zu Erfurt von den Herzögen die Zusicherung der Nachfolge erhalten. Diese Ernennung wurde nun auf einer großen Reichsversammlung zu Aachen bestätigt und Otto mit allem Pomp gekrönt. Bei dieser Feierlichkeit geschieht zuerst der nachher üblich gewordenen Reichsämter Erwähnung, indem die großen Vasallen bei

dem neugewählten Oberhaupte Bedientenstellen selbst verrichteten. Der Erzkämmerer sorgte für die Zimmer, der Truchseß trug die Speisen auf, der Mundschenk den Wein, der Erzmarschall bestellte das Heer- und Hoflager. —

Otto's Regierung war ein Gewebe von Verschwörungen und Empörungen; doch brachte er Alles wieder zur Ruhe und bestrafte die Unruhigen mit großer Härte. Auch gegen die auswärtigen Feinde kämpfte er mit Glück. Die Dänen trieb er in ihr Land zurück und zwang ihren König Harald zum Christenthume. Die Magyaren, welche aufs neue in Deutschland eingefallen waren, schlug er auf dem Lechfelde bei Augsburg so entscheidend, daß sie von jetzt an es nie wieder wagten, die Grenze Deutschlands zu überschreiten (955). Durch Verheirathung mit der Witwe Lothar's, eines italiänischen Herzogs, gewann er Ansprüche auf Italien und wirklich vereinigte er auch die römische Kaiserkrone mit der deutschen Königskrone (962). Doch hatte er nie Ruhe in Italien, und sah sich genöthigt, daselbst zwei Päpste gewaltsam abzusetzen. —

Die letzten Jahre seiner thatenreichen Regierung gestatteten ihm, sich mehr mit den innern Angelegenheiten seines Vaterlandes zu beschäftigen. Der Geistlichkeit, deren Freund er war, verlieh er Macht und Reichthümer. Die Bisthümer unterwarf er dem Erzbisthum, das er in seinem geliebten, durch eine herrliche Domkirche verschönerten Magdeburg gründete. — Durch die Unterwerfung Italiens gewann der deutsche Handel; auch ertheilte er verschiedenen Städten Marktgerechtigkeit. Zu seiner Zeit wurden die ersten Hohl-Münzen oder Brakteaten (Blechmünzen) geschlagen, welche vielleicht wegen ihres Schalles Schillinge hießen. Im Jahre 960 wurden die Silberminen auf dem Harze entdeckt und Otto ließ sie bergmännisch bearbeiten. — Die Dachziegel soll der hildesheimische Bischof Bernward erfunden haben. — Auch die Gewichtuhren wurden um diese Zeit erfunden; doch

als, einige Jahre nach Otto's Tode, der französische Mönch Gerbert (der nachmalige Papst Sylvester) zu Magdeburg ein solches Werk vorzeigte, hielt man ihn für einen Hexenmeister. Otto selbst lernte im Alter erst lesen und schreiben, — endigte sein thatenreiches Leben (973) zu Memleben und liegt im Magdeburger Dom begraben. Er hatte dem deutschen Reiche den alten Glanz wieder gegeben.

Otto II. (973—983), voll großer Entwürfe, wie sein Vater, doch zu rasch in deren Ausführung, weßhalb ihm auch fast alle Unternehmungen mißlangen. Die Kämpfe mit den aufrührerischen Vasallen bestand er zwar glücklich, aber in Italien wollten ihm seine Pläne nimmer gelingen. Er starb in Rom und hinterließ nur ein dreijähriges Knäblein, nämlich:

Otto III. (983—1002), der von seiner Mutter, der Griechinn Theophania und seinem Lehrer Gerbert trefflich gebildet wurde. Doch hatte er mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, welche ihm vorzüglich in Italien, gegen welches Land er eine besondere Vorliebe zeigte, bereitet wurden. Er starb, 22 Jahre alt, wahrscheinlich an Gift.

Heinrich II., des ersten Heinrichs Urenkel, von dessen zweitem Sohne, erhielt, nach einigen Unruhen, den Thron (1002—1024). Wegen seines frommen Lebens und wegen seiner Vorliebe für die Geistlichen wird er auch der Heilige genannt. Bei seiner gutmüthigen Schwäche vermochte er es nicht, die Anmaßungen der Vasallen in Schranken zu halten, noch weniger das ewig aufrührerische Italien zu bändigen. Mit ihm erlosch das treffliche sächsische Kaiserhaus.

Noch immer stand der Papst und die Bischöfe unter der Oberherrlichkeit der Kaiser. Die großen Herzöge, obgleich sie öfter den Versuch wiederholten, sich unabhängig zu machen, blieben dennoch nur Vasallen, in deren

Bereich kaiserliche Pfalzgrafen die Aufsicht über Rechtspflege, die Leitung der Landtage ꝛc. hielten. Auch die Geistlichen standen noch unter Aufsicht des Kaisers. Er besetzte Bisthümer, oder bestätigte wenigstens die gewählten Bischöfe; er berief Concilien und die Beschlüsse derselben galten nur, wenn das weltliche Oberhaupt damit einverstanden war. — So sehr die Kultur, besonders durch die Verbindung mit Italien, gewann: so kommt doch in dieser Zeit Menschenraub und Verkauf noch immer vor; vorzüglich verkaufte man die gefangenen Slaven (woher Sklav). Die städtischen Gewerbe begannen sich etwas zu erheben. Alle Arten der Weberei wurden noch von den Weibern besorgt. —

§. 14.

Kaiser aus dem fränkischen oder salischen Hause. (1024—1125.)

Alle deutschen Fürsten fühlten lebhaft, daß ihr Vaterland jetzt eines kräftigen Herrschers bedürfe und sie versammelten sich, um einen solchen zu wählen, in der Ebene zwischen Mainz und Oppenheim. Ihre Wahl fiel auf den tüchtigen Frankenherzog

Konrad II., oder den Salier (1024—1039.). Dieser durchzog zuerst alle Provinzen des Reichs, um Recht zu sprechen und überall Sicherheit und Ordnung wieder herzustellen. — Auch im Auslande verschaffte er sich Ansehn; ließ sich in Mailand zum Könige von Italien und in Rom zum römischen Kaiser krönen; zwang die Polen und Wenden zum Gehorsam; sicherte die Eider als Grenze gegen Dänemark und brachte Burgund durch Vertrag an Deutschland. Er war der erste, der die Erblichkeit der männlichen Lehen wenigstens in Italien durch ein Gesetz bestätigte. Seine Leiche ruht im Dom von Speier.

Heinrich III., der Schwarze (1039—56),

Konrads II. würdiger Sohn, ein kräftiger Mann, nicht ohne wissenschaftliche Bildung, trat im 22ten Lebensjahre die Regierung an. In seinem Reiche war er überall gegenwärtig, um hier widerspenstige Diener zu bestrafen, dort träge zu ermuntern, hier Streitende zu versöhnen, dort Angegriffenen beizustehn. Unter ihm stieg die kaiserliche Gewalt sehr hoch. Ohne auf Ansprüche der Erbschaft zu achten, besetzte er die Herzogthümer willkührlich als Lehn oder verband sie mit der Krone, und die großen Vasallen nebst den Bischöfen schmiegten sich geduldig unter die gewaltige Obermacht. Auch gegen die Päpste zeigte er seine Gewalt, indem er drei Gegenpäpste vertrieb, dreimal den römischen Stuhl nach eigenem Gutdünken besetzte und den Befehl gab, daß kein Papst ohne Einwilligung des Kaisers gewählt werden solite. — Er starb plötzlich zu Bothfeld am Harz und liegt zu Speier begraben.

Heinrich IV. (1056—1106), ein Sohn Heinrichs III., war beim Tode seines Vaters noch ein Kind von 6 Jahren. Seine Mutter führte anfangs die Regentschaft und wendete zugleich alle Sorgfalt auf die Bildung des jungen Kaisers. Das war aber nicht nach dem Wunsche der großen Vasallen, welchen die Kaiserwürde so fürchterlich geworden, und die, bei der Jugend des Fürsten, eine Erweiterung ihrer Macht beabsichtigten. Darum entführten sie den Prinzen heimlich und der Bischof Hanno von Köln übernahm seine Erziehung; allein dem Erzbischof von Hamburg und Bremen, Adelbert, gelang es, sich des jungen Königs zu bemächtigen. Unter dieser Leitung wurde aus dem hoffnungsvollen Knaben ein liederlicher, leichtsinniger, hochfahrender Mann, der sich über alle Verhältnisse hinwegsetzte und nur nach eigener Willkür handelte.

Heinrich übernahm in seinem 15ten Jahre auf einem Reichstage zu Goslar die Regierung selbst; aber bald erregte sein Verfahren allgemeinen Unwillen. Besonders

verübte er viele Ungerechtigkeiten gegen die ihm schon durch seinen zweiten Erzieher verhaßt gemachten Sachsen. Den braven sächsischen Grafen Otto von Nordheim entsetzte er ohne Untersuchung des Herzogthums Baiern, gab es dessen eignem Schwiegersohne, dem elenden Italiäner Welf IV. und nahm den Erbprinzen von Sachsen, Magnus, gefangen, zog viele den Sachsen früher ertheilte Privilegien ein und erbauete auf allen Hügeln und Bergen Schlösser und Burgen, deren Besatzungen das Land sehr plagten. Auf gleiche Weise verfuhr er mit den Thüringern. Beide Völker vereinigten sich nun, und da der König ihre ernstlichen Vorschläge mit Hohn zurückwies, griffen sie, 60,000 Mann stark, zu den Waffen, und nöthigten ihren Tyrannen, die Zwingburgen, unter andern auch die Harzburg, zu zerstören. Heinrich floh nach Worms, sammelte ein Heer, überfiel die Sachsen (7ten Aug. 1075) an der Unstrut bei Langensalza, brachte ihnen eine große Niederlage bei und behandelte das Land als ein erzürnter Sieger. Da nahmen die Unterdrückten ihre Zuflucht zum Papste.

Allerdings war auch damals der Papst mächtig genug, um ein Volk gegen seinen Herrscher in Schutz zu nehmen. Die Meinung, er sei der sichtbare Statthalter Gottes auf Erden, wurde immer herrschender, und vorzüglich trugen dazu bei die falschen Dekretalen Isidor's. Im 9ten Jahrhundert nämlich brachte ein unbekannter Bischof eine Urkunde zum Vorschein, welche, wie er vorgab, von den Päpsten des ersten und zweiten Jahrhunderts geschrieben und unter dem Nachlasse des vor 700 Jahren gestorbenen spanischen Bischofs, Isidor, gefunden sein sollte. Aus dieser Urkunde bewiesen die Päpste, daß die Kirche ihre jetzigen Rechte schon in den ersten Zeiten besessen habe. — Der grobe Betrug fand, bei der allgemeinen Unwissenheit, Glauben und schon seit 867 gaben die Päpste selbst dem Kaiser nicht mehr den Titel „Herr."

(Aber bloß im Abendlande hatte die Päpstliche Macht, gehoben und gestützt durch germanische Völker, solches Ansehen; die Eifersucht des Patriarchen zu Konstantinopel war aber zu rege, als daß dieser seinem römischen Amtsbruder auch nur das geringste Vorrecht zugestanden hätte. Papst Nicolaus I. wollte die Oberherrschaft durch einen Gewaltstreich erzwingen und that den gelehrten Patriarchen Photius in den Bann (857); doch dieser griff nun die Kirchengebräuche des Abendlandes mit aller Heftigkeit an und so war aus einem Privatzwist eine allgemeine Kirchenverschiedenheit begründet. Die streitigen Punkte auszugleichen, sendete endlich der Papst Leo IX. Gesandte nach Konstantinopel, die aber ihre Ansicht auch nicht durchsetzen konnten und im Unmuthe den Bannfluch öffentlich aussprachen. Mit dieser — wenigstens unbesonnenen — Handlung war die Trennung der griechischen und lateinischen Kirche für alle Zeiten entschieden. (1054).)

Heinrich der Heilige (Th. II. §. 13.) erhielt vom Papst Benedict VIII. eine goldene Kugel, (Reichsapfel Th. II. §. 9.) mit dem Bedeuten, der Kaiser sei Herr der Welt, müsse sich aber dabei immer erinnern, er habe dies nur dem Papste zu verdanken. Der fromme Heinrich gestand überdies zu, die Päpste bedürften bei ihrer Wahl nicht der Einwilligung der Kaiser, diese aber wohl die Bestätigung des Papstes. Papst Nikolaus II. setzte es durch, daß die Päpste nur von den 7 vornehmsten Geistlichen der Kardinal- oder Hauptkirchen in Rom gewählt würden. (Bisher hatte nämlich der römische Klerus, der Adel und das Volk die Wahl getroffen und der Kaiser hatte bestätigt.) Später stieg diese Zahl der Wählenden oder Kardinäle bis auf 70, welche, in Scharlachmäntel gekleidet und mit rothen Hüten bedeckt, den Vorrang selbst vor den kaiserlichen Gesandten behaupteten. Viel höher stieg aber die päpstliche Macht unter Gre-

gor VII. (1073—1085), der schon als Kardinal unter dem Namen Hildebrand alle Geschäfte des päpstlichen Hofes geleitet hatte. Dieser, ein verschmitzter und herrschsüchtiger Priester, faßte den Plan, den Einfluß der weltlichen Macht auf die kirchlichen Angelegenheiten gänzlich zu vernichten und sich zum Herrn der Welt zu machen; deßhalb erklärte er öffentlich, der Papst, als Gottes Statthalter, sei auch Lehnsherr aller weltlichen Fürsten, selbst der Kaiser, denen er ihre Länder nach Gutdünken entziehen und geben könnte. Ferner behauptete er, der Papst sei in Glaubenssachen durchaus untrüglich (infallibel) und gebot deßhalb die allgemeine Einführung des römischen Gottesdienstes. Um die Geistlichen aller christlichen Länder von ihren Fürsten unabhängig und nur von sich abhängig zu machen, gab er noch die Verordnungen, 1) daß keine geistliche Stelle mehr für Geld verkauft werden sollte (Simonie. Apostelgesch. 8, 9.); 2) daß die Fürsten nicht das Recht hätten, die in ihren Ländern lebenden Bischöfe mit ihren Aemtern und Besitzungen zu belehnen, sondern daß der Papst allein sie mit dem Zeichen ihrer Würde, Ring und Stab, bekleiden (investiren, daher Investiturrecht) könne; 3) daß kein Geistlicher verheirathet sein dürfe (Cölibat). — Mit unbarmherziger Strenge und unerschütterlicher Standhaftigkeit setzte Gregor seine Befehle wirklich durch. Ueberdies hielt er an allen Höfen Legaten (Gesandte), welche die päpstlichen Gerechtsame in Obacht nehmen mußten.

Das war der Mann, bei dem die Sachsen den Kaiser verklagten. Mit Freuden benutzte er die Gelegenheit, seine Macht zu vergrößern und forderte den Angeklagten bei Strafe des Bannes vor seinen Richterstuhl. Anstatt der Aufforderung zu folgen, ließ Heinrich vielmehr von den zu Worms versammelten Bischöfen dem Papste den Gehorsam aufkündigen und nun that Gregor den bis dahin unerhörten Schritt, er belegte den Kaiser mit dem Banne

und sprach alle Deutschen von dem Eide der Treue los. Eine solche Maßregel wirkte, bei der allgemeinen Unzufriedenheit mit des Kaisers Betragen, so furchtbar, daß dieser sich ganz verlassen sah und die Fürsten ihm erklärten, so lange er im Bann wäre, würden sie ihn nicht für ihren Herrn erkennen. Da gab es nun kein andres Mittel, als nach Rom zu reisen und die päpstliche Gnade zu erflehen. Zu Canossa, einem festen Schlosse der Markgräfinn Mathilde von Toskana, einer vertrauten Freundinn Gregor's, traf er diesen. Drei Tage lang mußte der Kaiser Deutschlands in einem härenen Bußgewande, mit entblößtem Haupte und barfuß unter freiem Himmel, bei scharfem Winterfroste, stehen, ehe er Gehör fand, und nur unter den härtesten Bedingungen, „daß er dem Papste unbedingten Gehorsam verspräche, sich auf Verlangen in Rom stellete, sich der Regierung enthielte, bis in Deutschland entschieden sei, ob er noch König sein könne," wurde der Unglückliche von dem Banne losgesprochen. — Dieses übermüthige Verfahren brachte aber eine ganz andere Wirkung hervor, als Gregor berechnet hatte. Die italienischen Großen boten dem Unterdrückten ihren Beistand und die Bewohner der Rheinländer strömten zahlreich zu seinem Heere. —

Die deutschen Fürsten hatten indessen, auf Veranlassung des Papstes, den Herzog Rudolph von Schwaben zu ihrem Könige gewählt; doch Heinrichs Anhänger blieben ihm treu, obgleich der Papst zum zweiten Male über ihn den Bann ausgesprochen hatte, und in der Schlacht bei Merseburg (1080, den 15 Oct.) war er zwar nicht so glücklich, seinen Feind zu überwinden, aber Rudolph selbst verlor, wie es heißt, durch das Schwert des nachmals so berühmten Gottfried von Bouillon, eine Hand, die noch jetzt in Merseburg vorgezeigt wird, und starb an den Folgen seiner Wunden. —

In demselben Jahre wurde der Papst auf dem Concilium zu Brixen als Ketzer und Zauberer förmlich abgesetzt. Aus der von Heinrich belagerten Engelsburg entkam er nur mit dem Beistande der tapfern Normannen, die sich in Apulien festgesetzt hatten, nun mit Heeresmacht zu seiner Rettung auf Rom loszogen und den sonst so Allmächtigen nach Salerno in Sicherheit brachten, wo er (1085) verschied. — Doch Heinrich hatte deßhalb noch keine Ruhe; sein ältester Sohn stellte sich an die Spitze der Mißvergnügten in Deutschland, und obgleich ihm seine Empörung nicht gelang, betrat dennoch sein jüngerer Bruder denselben Weg, indem er sogar den Vater heimtückisch gefangen nahm und ihn zwang, die Regierung niederzulegen (1105). Der so hart Geprüfte starb zu Lüttich in Dürftigkeit und selbst seinem Leichnam gönnte man nicht eher die letzte Ruhe in dem Fürstengewölbe zu Speier, als bis der Papst Paschal II. ihn von dem Banne losgesprochen hatte (1111).

Heinrichs Sohn, Heinrich V. (1106—1125) hatte auf schändliche Weise die Regierung erlangt und zwar mit Beihülfe des Papstes; doch zeigte er sich dafür eben nicht dankbar. Er nahm den Papst mit seinen Kardinälen in Rom selbst gefangen und ließ sich von ihm krönen. Nach langem Streite über das Investiturrecht kam endlich das Wormser Konkordat zu Stande (1122), nach welchem der Papst die Bischöfe und Aebte mit Ring und Stab investiren, die Wahlen aber in Gegenwart des Kaisers vorgenommen, die Gewählten sodann von dem Kaiser belehnt werden und unter Kaiser und Reich stehen sollten. — Mit Heinrich V. starb der fränkische Kaiserstamm aus. —

Während dieser Zeit blieben die innern Einrichtungen Deutschlands sich ziemlich gleich. Die Städte gewannen besonders an Macht und Reichthum.

§. 15.

Die Kreuzzüge. (1096—1291.)

Veranlassung zu denselben.

Eins der merkwürdigsten Ereignisse in der ganzen Weltgeschichte sind unstreitig die Kreuzzüge oder die von den christlichen Völkern des Abendlandes seit dem Ende des 11ten Jahrhunderts bis gegen das Ende des 13ten unternommenen Kriege zur Eroberung Palästina's. Die nächste Veranlassung zu diesen Kriegen gab die feindselige Richtung, welche zwischen dem Christenthum und dem immer kühner um sich greifenden Islam herrschte. Der fromme Glaube fand sich im Innersten verwundet, daß das heilige Land, wo der Erlöser gewandelt und gelitten, daß selbst das heilige Grab, zu welchem so viele Tausend Pilgrimme in frommer Andacht wallfahrteten, in der Gewalt der Ungläubigen war. So lange die gebildeten Araber im Morgenlande herrschten, fühlte man das Drükkende der Sache viel weniger; die Christen erfreueten sich — zumal bei dem freundschaftlichen Vernehmen zwischen Harun al Raschid (Th. II. §. 9.) und Karl d. G. — in jenem fernen Lande einer freundlichen Aufnahme. Auch unter der Herrschaft der aegyptischen Khalifen ging die Sache noch erträglich; 1076 eroberte aber der türkische Stamm der Seldschuken Palästina und nun begannen die Klagen über die abscheulichsten Bedrückungen. Zu dieser allgemeinen Veranlassung kam noch der Vortheil, welchen sich die Menschen von solcher Unternehmung versprachen. Das Volk war durch das Lehnswesen in das tiefste Elend gebracht; es gab nur einzelne reiche Herren und eine unzählige Menge, die sich nicht viel besser, als im Zustande der Sklaverei befand und die also keine Liebe zum Vaterlande beseelte. Als nun der Papst Allen, die nach dem heiligen Lande ziehen wollten, Befreiung von Zinsen und Steuern zusagte, als er ihnen überdieß voll-

ständigen Ablaß oder Sündenvergebung verhieß, als er die heiligen Streiter der weltlichen Obrigkeit entzog und sie unter den Schutz Petri nahm, sie also gleiche Rechte mit den Geistlichen genossen: — da ergriff Alles mit Freuden die Waffen, um nur des bisherigen Druckes entledigt zu werden. Dazu kam noch, daß die Meisten keine Ahnung davon hatten, wie fern das Ziel ihrer Reise liege, daß allen schon die Hoffnung, das heiligste Land der Erde zu betreten und so die sichre Aussicht auf die Freuden des Himmels zu gewinnen, ein mächtiger Stachel war, nicht zurückzubleiben. Auch trug der den fränkisch-germanischen Völkern eigenthümliche Unternehmungsgeist, der freiwillig die gefährlichsten Abenteuer suchte, nicht wenig dazu bei, die Sache zu befördern. Vorzüglich aber lag es im Interesse der geistlichen Macht, die oft widerspänstigen Fürsten auswärts zu beschäftigen; so konnte ja der Papst im Innern ungestört schalten und walten, und er hatte noch überdieß die Hoffnung, seiner Herrschaft, die — wie er hoffte — leicht besiegten Völker zu unterwerfen, wodurch auch die Unterwerfung der morgenländischen Kirche am sichersten vorbereitet würde.

Immer häufiger kehrten die christlichen Pilger in ihr Vaterland zurück und vermochten es kaum, die Noth und Bedrängniß zu schildern, welche sie von den rohen Horden der Seldschuken ausgestanden hatten. Diese Nachrichten erregten durch ganz Europa allgemeinen Ingrimm, und schon der schlaue Gregor VII. hatte den Plan, eine so günstige Stimmung zu benutzen, wobei er zugleich beabsichtigte, den griechischen Kaiser, der sich den päpstlichen Anmaßungen kräftig widersetzte und die griechische Kirche gänzlich von der römischen trennte, für dieses Verfahren gehörig zu züchtigen. Doch sein Kampf mit Heinrich IV. verhinderte ihn an der Ausführung dieses Planes. —

Da kehrte Peter von Amiens oder Peter der Einsiedler (1094) vom heiligen Grabe zurück, ent-

warf dem Papst Urban II. ein rührendes Gemälde von der dermaligen Lage der armen Christen in Palästina, überreichte zugleich ein Schreiben des Patriarchen von Jerusalem, in welchem dieser flehentlich um Hülfe bat, und setzte endlich hinzu, Christus sei ihm am heiligen Grabe selbst erschienen und habe ihm befohlen, die ganze Welt in die Waffen zu rufen. Nun durchzog er, abgezehrt von Hunger, im härenen Bußgewande, barfuß und mit entblößtem Haupte, auf einem Esel reitend und ein Kruzifix in der Rechten, Frankreich und Italien und verkündigte die an ihn ergangene Aufforderung des Heilandes von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, und überall wußte er seine eigne Begeisterung zu verbreiten, überall betrachtete man ihn als einen Heiligen. Man küßte seinen Esel, schnitt ihm Haare als Reliquien ab ꝛc. — Die Schwärmerei wuchs je mehr und mehr; überall gewahrte man Zeichen am Himmel, die Gottes Willen verkündigten; Sterne fielen wie Schneeflocken; ein feuriger Weg am Himmelszelte leitete gerade nach Morgen; der halbe Himmel erschien blutroth ꝛc.

Nun veranstaltete Urban II. (1095) zu Piacenza eine Kirchenversammlung, zu welcher der Zudrang so ungeheuer war, daß sie unter freiem Himmel gehalten werden mußte. Noch höher stieg der Enthusiasmus, als der Papst auf einer zweiten Versammlung zu Clermont im südlichen Frankreich (1096) mit hinreißender Beredtsamkeit das Elend der morgenländischen Christen schilderte und Peter ihn mit seinem Feuereifer unterstützte. Da rief die ganze Versammlung: „Gott will es haben!“ knieete nieder, empfing vom heiligen Vater den Segen und Vergebung aller Sünden. Darauf heftete der Papst dem Bischof Adhemar, der als Legat an dem Zuge Theil nehmen wollte, ein Kreuz von rothem wollenen Tuche auf die rechte Schulter, und Alle, die an dem Zuge Theil nahmen, thaten ein Gleiches, so daß Clermont nicht genug Tuch

liefern konnte, um jeden Kämpfer zu befriedigen. Manche brannten sich das Kreuz sogar in ihre Haut. Von diesem Kreuze schreibt sich der Name „Kreuzzüge und Kreuzfahrer.“

Erster Kreuzzug.

Den 15ten August 1096 sollte der Zug beginnen; doch der feurige Peter konnte diese Zeit nicht erwarten, vielmehr brach er schon im Frühlinge desselben Jahres mit einem Schwarm von 15,000 Menschen aus Frankreich auf. An ihn schlossen sich Gesindel aller Art, selbst Weiber und Nonnen in männlicher Rüstung, und je weiter er zog, um so mehr vergrößerte sich sein Haufen, so daß er sich genöthiget sah, denselben zu theilen. Ein französischer Ritter, wegen seiner Armuth Walther von Habenichts (Senzaveir) genannt, befehligte die erste Abtheilung und zog plündernd und verheerend durch Deutschland, Ungarn, die Bulgarei bis nach Konstantinopel. Peter, der eben so schlechte Mannszucht hielt, wie sein Vorgänger, befehligte den Nachtrab; kein Wunder also, daß die geplünderten Nationen über das Raubgesindel herfuhren und den größten Theil davon todt schlugen. Auch in Konstantinopel waren die schlimmen Gäste nicht willkommen und der Kaiser ließ sie schnell nach Kleinasien übersetzen. Hier geriethen sie bald unter sich in Zwist, rieben sich selbst auf oder wurden bei ihren Plünderungen von den Türken ermordet. Von 100,000 retteten sich kaum 3000 wieder über den Hellespont zurück. — Ein dritter Haufen von 15,000, der sich unter einem gewissen Gottschalk in Deutschland später zusammengerottet hatte, (denn die Deutschen blieben anfangs ruhig und ließen sich erst nach und nach im Strudel mit fortreißen) kam nicht einmal bis nach Konstantinopel, sondern wurde schon in Ungarn vernichtet. Noch ärger hauste ein vierter Schwarm, der aus Frankreich herankam, eine, wie es hieß, vom heiligen Geiste getriebene Gans und Ziege zu

Wegweisern hatte, der auf seinem Zuge vorläufig seine Wuth an den Juden ausließ, aber ebenfalls in Ungarn seinen Untergang fand.

Wie es vorher festgesetzt war, den 15ten August 1096, setzte sich das eigentliche Kriegsheer in Bewegung. Es war dies eine auserlesene Schaar von 80,000 Fußsoldaten und 10,000 Reitern, geführt von dem tapfern Herzog Niederlothringens, Gottfried von Bouillon, der, Alles für die heilige Sache aufopfernd, sein Herzogthum verkauft hatte. Ihm folgte Hugo von Vermandois, Bruder des fränkischen Königs Philipp, Balduin, Gottfrieds wackrer Bruder, Robert, Graf von Flandern, Robert, Herzog der Normandie, des engelländischen Königs Bruder, der alte Graf Raimund von Toulouse, Boemund, Fürst von Tarent, mit seinem berühmten Vetter Tankred von Apulien nebst vielen Bischöfen, Rittern und Edeln. Im wohlgeordneten Zuge ging der Weg durch Deutschland, Ungarn, Griechenland über die Meerenge von Galiopoli nach Kleinasien. Von allen Seiten strömten frische Schaaren herbei und bei einer Musterung fand man 100,000 wohlgerüstete Reiter und 300,000 Kämpfer zu Fuß. Weiber, Kinder, Mönche und Knechte mitgerechnet, betrug die ganze Anzahl wohl an 600,000 Menschen.

Der Krieg begann mit der Belagerung von Nicäa, der Residenz der seldschukischen Sultane; doch fand man einen so tapfern Widerstand, daß nur nach unendlichen Anstrengungen und fürchterlichen Verlusten diese Stadt erobert wurde. Da wurden viele der Kreuzbrüder schon kleinmüthig; sie eroberten (freilich durch Verrath) zwar auch die große Stadt Antiochien (1098), aber ihre Anzahl schmolz von Tag zu Tage durch Hunger, Pest und innern Zwist. Nun nahete ein mächtiges Heer der Türken und Alles dachte nur daran, durch schleunige Flucht wenigstens das Leben zu retten, als man auf die Aussage eines

Geistlichen, Bartholomäus, in der Petrskirche zu Antiochien die Lanze entdeckte, mit welcher dem Heiland am Kreuze die Seite durchstochen worden war. Dieses Ereigniß belebte den gesunkenen Muth und unter Vortragung dieser heiligen Reliquie erfochten die Christen durch ihre übermenschliche Tapferkeit über die Ungläubigen einen vollständigen Sieg.

Im Mai 1099 brach das ausgemergelte Heer, kaum noch 60,000 Mann stark, nach der heiligen Stadt auf, am 6ten Junius erblickte es von einer Anhöhe endlich das ersehnte Ziel aller seiner Wünsche, und obgleich Jerusalem nicht nur durch seine Lage und Festungswerke, sondern auch durch eine Besatzung, die dem christlichen Heere an Anzahl nicht nachstand, fast unangreifbar erscheinen mußte, wurde dennoch schon nach wenigen Tagen ein allgemeiner Sturm gewagt. — Er mißlang, wie es voraus zu sehen war, schlug aber den Muth der Belagerer nicht nieder, vielmehr wurde der Angriff am 14ten Julius um so kräftiger wiederholt. Alles umsonst! Die Belagerten wehrten sich wie Verzweifelte. Den folgenden Tag ein erneuerter, rasender Angriff; Weiber und Kinder spannten sich vor die Belagerungswerkzeuge und legten die Sturmleitern an die Mauern, auf denen die Begeisterten hinaufklommen. Gottfried selbst war der Erste, der von einem Kriegsthurm hinab in die Stadt sprang; die Andern sprangen nach, eröffneten von innen die Thore und ein Blutbad begann, dergleichen die Geschichte nur wenige aufzuweisen hat. Nicht das zitternde Alter, nicht der Säugling an der Mutter Brust fanden Erbarmen vor dem Schwerte der Racheschnaubenden. Nur der Besatzung der Burg wurde freier Abzug verstattet.

Gottfried von Bouillon wurde einstimmig zum König von Jerusalem ernannt; doch der bescheidne Mann wollte keine goldne Krone tragen, wo der Weltheiland unter einer Dornenkrone geblutet hatte, und er nannte sich deßhalb

nur „Beschützer des heiligen Grabes.“ Nach seinem Tode (1100) nahm Balduin den Titel eines Königs an und nach ihm haben noch sieben Könige in Angst und Zittern regiert; denn die Seldschucken blieben den Christen noch immer weit überlegen. —

Deutschland.

Nach dem Aussterben des fränkischen Kaiserhauses wurde, aber nicht ohne Widerspruch,

Lothar von Sachsen (1125—37) zum Oberhaupte der deutschen Fürsten erwählt. Auch die mächtigen hohenstaufischen Herzöge, Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken, hatten sich Rechnung auf den Thron gemacht und bildeten eine furchtbare Gegenpartei. Um nun seine eigne Macht zu verstärken, vermählte der Kaiser seine einzige Tochter mit dem Herzoge Heinrich dem Stolzen von Baiern, dem er zugleich Sachsen als Lehn übergab und der, als Herrscher von zwei so großen Herzogthümern, der mächtigste Fürst in Deutschland wurde. Die Hohenstaufen gaben indessen nicht nach; ja Konrad zog nach Italien und ließ sich in Mailand zum Könige krönen. Andre Städte traten dafür auf die Seite des Kaisers und so begannen die furchtbaren Fehden der Welfen oder des baierischen Hauses, gegen die Gibellinen oder Hohenstaufen, welche Kämpfe Jahrhunderte lang Deutschland und Italien zerrütteten. Die Benennung selbst soll folgenden Ursprung haben: Mehrere baierische Herzöge führten den Namen Welf und Waiblingen war der Stammort der Hohenstaufen. Welf VI. kämpfte gegen Konrad III. von Hohenstaufen. Das Feldgeschrei der Welfen war: Hie Welf! das der Hohenstaufen: Hie Waiblingen! Auf der Seite der Welfen — also gegen den Kaiser — standen der Papst, Sicilien und Frankreich; weil aber die Italiäner das Wort „Waiblingen“ nicht aussprechen konnten: so verwandelten sie es

in Gibellinen. — Gibellinen heißen von jetzt an die Anhänger des Kaisers oder des hohenstaufisch-schwäbischen Hauses und unter Welfen verstand man die des Papstes.

Den bedeutendsten Vortheil bei diesen Streitigkeiten zogen übrigens die großen Vasallen, welche ihre herzoglichen, mark-, pfalz-, land- und burggräflichen Lehen in erbliche Würden verwandelten, sich auch von nun an nicht mehr nach ihren Familien- und Taufnamen, sondern nach den Ländern und Schlössern benannten, die sie jetzt als ihr Eigenthum betrachteten. — So wurde Graf Konrad von Wettin (1127) Markgraf von Meißen, ein Vetter des Kaisers, Ludwig, Landgraf in Thüringen, Albrecht der Bär Graf von Ballenstädt, der treuste Vasall des Kaisers, wurde Markgraf von Nordsachsen und Soltwedel (Salzwedel) oder der Mark Brandenburg. Auch fällt in diese Zeit die Gründung von Berlin.

§. 16.

Fortsetzung der Kreuzzüge.

Kaiser aus dem hohenstaufischen oder schwäbischen Hause. (1137—1254.)

Nach Lothar's Tode zeigten weder der Papst noch die Fürsten Deutschlands Lust, des Verstorbenen Schwiegersohn, den übermächtigen Herzog von Sachsen und Baiern, Heinrich den Stolzen, zum Oberhaupt zu ernennen, obgleich dieser sich ganz sichere Rechnung auf die Kaiserwürde gemacht hatte; vielmehr wählten die Hohenstaufischgesinnten in aller Schnelligkeit den Frankenherzog

Konrad III. (1137—1152). Wie man denken konnte, so geschah es; Heinrich widersetzte sich den kaiserlichen Anordnungen; zumal als ihm befohlen wurde, er solle eins von seinen beiden Herzogthümern abgeben, in-

dem es gegen die bis dahin freilich nur auf Herkommen beruhende Grundverfassung Deutschlands streite, daß ein Herzog zwei Herzogthümer besitze. Er wurde in die Acht und seiner Länder für verlustig erklärt. Baiern erhielt der Markgraf Leopold V. von Oestreich, der um diese Zeit auch den Grund zu der Stadt Wien legte, und Sachsen wurde Albrecht dem Bären zuerkannt. Aber die ihrem Landesherrn treuen Sachsen kehrten sich nicht an die Reichsacht, vielmehr vertrieben sie den aufgedrungenen Albrecht und hoben nach Heinrichs Tode (1139) die Herrschaft dessen unmündigem Sohne auf, der später unter dem Namen Heinrichs des Löwen berühmt geworden ist.

In dem Kriege Konrad's gegen Heinrich fiel auch die Belagerung von Weinsberg (1140) vor, wo die List und Treue deutscher Frauen sich so herrlich offenbarte. — Nur die Weiber mit ihren Schätzen sollten freien Abzug haben, und siehe, eine jede Frau trug ihren Mann zum Thore heraus.

Zweiter Kreuzzug.

Auf die Kunde von Jerusalems Eroberung flammte der Enthusiasmus in Europa aufs neue empor und über 260,000 Abendländer machten sich — freilich in ungeordneten Haufen — auf, um durch die Zerstörung des Khalifat's von Bagdad den ewigen Besitz der gemachten Eroberung zu begründen. Nur ein trauriger Rest gelangte aber zu Balduin, der doch, von allen Seiten hart bedrängt, einer tüchtigen Verstärkung dringend bedurft hätte. Die Macht der Christen stand schon am Rande des Verderbens und der gänzliche Umsturz ihrer Herrschaft in Palästina wurde nur noch durch die kräftigen Unterstützungen der Genuesen und andrer schiffahrenden Völker, die sich durch die Verbindung mit Asien für ihren Handel im Morgenlande große Vortheile versprachen, einige Zeit aufgehalten. — Plötzlich verbreitete die Nachricht, Edessa, die Vormauer der christlichen Besitzungen in Asien, sei wieder in

den Händen der Ungläubigen, allgemeine Bestürzung. Wie früher der schwärmerische Einsiedler Peter, durchzog jetzt der heilige Bernhard, Abt von Clairvaux, Frankreich und Deutschland, und predigte das Kreuz. Hunderttausende strömten herzu und zogen, unter Anführung des deutschen Kaisers, Konrad III. und des Königs von Frankreich, Ludwig VII., nach dem gelobten Lande (1147). Das ganze Unternehmen hatte aber keinen glücklichen Erfolg. Hunger, Pest und feindliche Angriffe vernichteten den größten Theil des Heeres und die beiden edeln Anführer kehrten mit wenigen traurigen Resten unwillig in ihr Vaterland zurück, wo Konrad an den Folgen der überstandenen Gefahren und Mühseligkeiten schon (1152) zu Bamberg starb.

Deutschland.

Nach Konrad's III. Tode wählten die Fürsten den tapfern

Friedrich I., wegen seiner blonden Haare Barbarossa oder Rothbart genannt (1152—90). Er war Konrads Brudersohn und einer der vorzüglichsten Regenten des ganzen Mittelalters. Mit Weisheit, Muth und Beharrlichkeit wußte er das kaiserliche Ansehen in Deutschland nicht nur zu erhalten, sondern es auch auf die höchste Stufe des Glanzes zu erheben. Zuerst wendete er sein Augenmerk auf Italien, das, bei der weiten Entfernung seines Oberherrn, sich ziemlich unabhängig gemacht hatte und überhaupt alle Deutschen tödtlich haßte. Die Römer machten stolze Forderungen, und erst nach einem blutigen Gefechte in Roms Mauern, legten sie sich nothgedrungen zum Ziel. Fünfmal zog Friedrich in dieß feindselige Land, doch gelang es ihm nie ganz, die Rebellen zum Gehorsam zu bringen. Die lombardischen Städte, die sich ihm am hartnäckigsten widersetzten, behandelte er endlich mit größerer Strenge und das reiche und mächtige, aber schon öf-

ter treubrüchige Mailand wurde von Grund aus zerſtört. Die Erbitterung der Italiener ſtieg durch dieſes Verfahren bis zu einer fürchterlichen Höhe; aber für jetzt mußten ſie den Druck ſcheinbar geduldig ertragen, ja ſelbſt der Papſt mußte ſich fügen.

Friedrichs Gemahlinn war aus dem welfiſchen Hauſe, und um ſich überhaupt die Welfen geneigter zu machen, gab er dem Sachſenherzog, Heinrich dem Löwen, Heinrichs des Stolzen Sohne, auch das Herzogthum Baiern wieder, wofür er den Markgrafen von Oeſtreich durch Erhebung des Landes zu einem Herzogthume entſchädigte. So wurde nun Heinrich nicht weniger mächtig, als ſein Vater es geweſen war; ja ſeine Macht wuchs ſogar bedeutend, da er es verſtand, bei den nördlichen Völkern, den Mecklenburgern und Pommern, das Chriſtenthum zu verbreiten und ſie darauf ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen. Nun gebot er von den Küſten der Oſtſee bis zu dem Fuße der Alpen. Im ſüdlichen Theile gründete er München, im Norden ſtiftete er das Bisthum Lübeck, und Hamburg und Braunſchweig erhob er zu blühenden Städten. Die Blaſiuskirche zu Braunſchweig iſt ſein Werk; ferner ließ er auf dem Markte derſelben Stadt einen großen Löwen aus Erz aufrichten, der ſeine Tapferkeit im Sinnbilde darſtellen ſollte und ihm ſelbſt den angeführten Beinamen gegeben hat.

Neue Empörungen in Italien hatten indeſſen den Kaiſer abermals in dieß Land gerufen, wo er in eine mißliche Lage gerathen war. In dieſer Noth verſagte ihm Heinrich der Löwe allen Beiſtand; Friedrichs Macht wurde in der Schlacht bei Lignano (1176) gänzlich aufgerieben und er mußte ſich zu harten Friedensbedingungen verſtehen. Im höchſten Unmuthe brach er nun nach Deutſchland auf und über den ungehorſamen Vaſallen, Heinrich, wurde die Reichsacht ausgeſprochen. Zwar wehrte ſich der Löwe noch verzweifelt; aber dennoch mußte er unterliegen; ſeine

großen Lehen wurden ihm genommen und nur der Besitz seiner Erbländer, Braunschweig und Lüneburg, blieb ihm unverkümmert. Er begab sich mit seiner Gemahlinn nach England zu seinem Schwiegervater, Heinrich II., und hier wurde ihm ein Sohn, Wilhem, geboren, von dem in gerader Linie das herzogl. braunschweigische Haus und die jetzige engländische Königsfamilie abstammen.

Das alte Herzogthum Sachsen wurde zerstückelt und nur der Titel ging auf Graf Bernhard von Askanien, den Sohn Albrechts des Bären, über, dessen Besitzungen sich längs des rechten Elbufers hinzogen. Die westphälischen Lehen kamen an geistliche Fürsten. Die übrigen Vasallen des bisherigen Herzogs, die Herren von Mecklenburg, Holstein ꝛc. machten sich unabhängig; Lübeck wurde Reichsstadt. — Baiern erhielt der tapfre Pfalzgraf, Otto von Wittelsbach, der Ahnherr des noch jetzt in Baiern regierenden Fürstenhauses. — Regensburg wurde ebenfalls für eine kaiserliche freie Reichsstadt erklärt. —

Dritter Kreuzzug.

In Aegypten herrschte jetzt der Sultan Saladin, ein Mann, dem selbst seine erbittertsten Feinde, die Christen, den Ruhm der Tapferkeit, des Edelsinnes, der Gerechtigkeit und eines ehrenwerthen Strebens nach eigner Vervollkommnung nicht haben streitig machen können. Ihm gelang es, im Jahre 1187, den Christen die heilige Stadt wieder zu entreißen. Die Nachricht von diesem Unfall erweckte in Europa aufs neue eine allgemeine Begeisterung, und die drei mächtigsten Monarchen Europa's, Friedrich I., Richard I. und Philipp August, entschlossen sich, in eigener Person und mit aller Macht das Verlorene wieder zu erringen. Der alte Kaiser Friedrich zog mit einem wohlgerüsteten Heer von Deutschland aus (1189), und ge-

langte auch wirklich, nach unendlichen, ihm vorzüglich von dem griechischen Kaiser bereiteten Mühseligkeiten, in Asien an. Hier stürzte er aber, unfern der syrischen Stadt Seleucia, in den Fluß Seleph und ertrank (1190). Auch der größte Theil des schönen Heeres ward von der Pest vertilgt.

Der herrliche Friedrich I. hatte seinen Sohn Heinrich VI. (1190—97) als Oberherrn in Deutschland zurückgelassen, und dieser bestieg nun, nach des Vaters Tode, den deutschen Kaiserthron. Er regierte mit Härte und Grausamkeit; doch vergrößerte er seine Macht in Italien, indem er durch Heirath Neapel und Sicilien dem hohenstaufischen Hause unterwarf, dadurch aber auch zugleich den Grund zum Untergange des ganzen Geschlechts legte. Am schändlichsten war sein Benehmen gegen Richard Löwenherz.

Dieser tapfre König von England hatte sich nämlich mit Philipp August, König von Frankreich, auch mit zu dem Kreuzzuge verbunden. Der Haß zwischen den Engländern und Franzosen wirkte anfangs wohlthätig, indem eine jede Nation es der andern an Tapferkeit zuvorthun wollte. So fiel Ptolemais, ein Hauptbollwerk der Saracenen, in die Gewalt der Christen (1191); doch da Herzog Leopold von Oestreich, der einer der Tapfersten bei Eroberung der Stadt gewesen war, seine Fahne auf einen Thurm stecken ließ, wurde der leidenschaftliche, aber nicht unedle Richard darüber so zornig, daß er befahl, das aufgepflanzte Panier herunterzureißen und in den Koth zu treten. — Die Deutschen wütheten; allein sie konnten gegen den Mächtigern nichts ausrichten und Leopold führte sie deßhalb schnell in ihr Vaterland zurück.

Auch die Franzosen verließen großentheils das Heer; aber nichts desto weniger drang der kühne Engländer vorwärts, indem er Gefahren und Schwierigkeiten gar nicht zu kennen schien. Unmuthig folgten ihm seine Fürsten, und

im Angesichte Jerusalems erklärte endlich auch Richard: „Wem es nicht vergönnt ist, des Heilandes Grab zu befreien, der muß es auch nicht sehen," und segelte nach Europa zurück (1192) — Seine Galeere wurde durch einen Sturm in den Meerbusen von Venedig getrieben, und um keine Zeit zu verlieren, entschloß er sich, als Pilger verkleidet, den Weg zu Lande fortzusetzen; aber man erkannte ihn dennoch, und der Herzog Leopold, der seine beschimpfte Fahne noch nicht vergessen hatte, ließ ihn gefangen nehmen und dem Kaiser Heinrich VI. ausliefern. Dieser setzte ihn in ein hartes Gefängniß und gab ihn nur los, als die treuen Engländer das für jene Zeiten fast unerschwingliche Lösegeld von 1,000,000 Rthlrn. bezahlten (1194).

§. 17.

Fortsetzung.

Deutschland.

Von jetzt an wütheten die Kämpfe zwischen den Welfen und Gibellinen furchtbarer als je. Der plötzliche, zu Messina erfolgte Tod des Kaisers Heinrich VI., der nur ein vierjähriges Söhnlein hinterließ, dünkte den eingeschüchterten Welfen die beste Gelegenheit, die Macht der Hohenstaufen zu zertrümmern. Als daher von einem Theile der Fürsten des Verstorbenen Bruder, Philipp von Schwaben (1197 — 1208) erwählt wurde, ernannten die Anhänger des welfischen Hauses den Sohn Heinrichs des Löwen, Otto IV. von Braunschweig (1197—1218) zu ihrem Oberhaupte, und ein furchtbarer Krieg verwüstete Deutschland zehn Jahre hindurch. Schon neigte sich das Glück auf Philipp's Seite, schon war der Braunschweiger dem Untergange nahe, als der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der sich von Philipp beleidigt glaubte, seinen Kaiser ermordete (1208). Nun war Otto IV. ohne Nebenbuhler und der Papst setzte ihm selbst die römische Kaiserkrone auf (1209), fand aber bald den Welfen so

widerspänstig, daß er ihn mit dem Banne belegte und — dem Wunsche der Gibellinen gemäß — Heinrichs VI. vielversprechenden Sohn, den 17jährigen Friedrich II., der in seiner Mutter Erbe, Sicilien, herangewachsen war, als Gegenkaiser begünstigte. Otto, nun zu ohnmächtig, zog sich auf die wieder erbauete Harzburg zurück und starb (1218).

Innocenz III.

Keine Partei benutzte diese ewigen Streitigkeiten effriger, als der Papst zu Rom. Zum Unglück für die übrige europäische Welt hatte eben damals diese Würde einer der schlauesten und herrschsüchtigsten Priester inne, die je gelebt haben, nämlich:

Innocenz III., früher, als Kardinal, Lothar geheißen. Durch List und Charakterstärke brachte er die Macht der Päpste auf den höchsten Gipfel. Die Kaiser hatten sich bis dahin noch immer als Lehnsherren Roms und seines Gebiets betrachtet. Innocenz verstand es, sich souverain zu machen und so den Grund zu dem eigentlichen Kirchenstaate zu legen. Ueberall trat er auf als Schiedsrichter und Ordner der Staaten. Den König Philipp August von Frankreich nöthigte er, seine verstoßene Gemahlinn, die dänische Prinzessinn Ingeburg, wieder aufzunehmen; den König Alfons II. von Leon zwang er hingegen, seine Ehe, wegen des zu nahen Verwandtschaftgrades, zu trennen. Den König Johann von England, Richard's Bruder, setzte er förmlich ab und verschenkte seine Länder an Frankreich; doch da Johann sich demüthigte, England für päpstliches Lehn erklärte und sich verbindlich machte, jährlich 1000 Mark an den apostolischen Stuhl zu entrichten: ward er wieder begnadigt und dem Könige von Frankreich der Bann gedroht, wenn er es wagen würde, das Besitzthum des heiligen Petrus anzutasten. — Insbesondere schreckte der furchtbare Priester zu Rom die Christenheit durch die neuerfundne Strafe des Interdikts.

Ein Land, das damit belegt war, entbehrte alles Gottesdienstes; die Altäre wurden entkleidet, die heiligen Bilder und Kreuze umgeworfen, keine Glocke ward geläutet, kein Sakrament ausgetheilt; kein Todter in die geweihete Erde des Todtenackers begraben, die Ehen wurden auf den Gottesäckern eingesegnet; Niemand durfte den Andern auf der Straße grüßen ꝛc.

Vierter Kreuzzug.

Einem solchen Papste mußte Alles daran liegen, die ihm widerstrebenden Kräfte auswärts zu beschäftigen und deßhalb drängte und trieb er mit aller Gewalt zu einem neuen Kreuzzuge. Auch sammleten sich wirklich mehrere französische Fürsten und Ritter, welche, von der durch Handel reichen Republik Venedig unterstützt, bis vor Konstantinopel gelangten, aber, anstatt weiter nach Asien vorzudringen, eroberten und plünderten sie die von Parteien zerrissene Hauptstadt des morgenländischen Reichs, setzten den tapfern Balduin von Flandern auf den Thron (1204) und gründeten so das sogenannte lateinische Kaiserthum, welches der Papst freudig bestätigte, das aber nur bis 1261 bestand, wo Michael VIII. Konstantinopel wieder eroberte.

Andreas II., König von Ungarn, kam mit einem Heere kaum bis nach Syrien, als er auch schon sich gezwungen sah, umzukehren (1217). — Nun fiel man auf die Tollheit, das gelobte Land durch die Kinder erobern zu wollen und 50,000 der unglücklichen Kleinen kamen theils vor Hunger und Mattigkeit schon auf dem Wege nach Italien um, theils fielen sie den Sklavenhändlern in die Klauen.

Ein neuer Kreuzzug wurde veranstaltet, zwar nicht gegen die ungläubigen Sarazenen, sondern gegen eine kezzerische Sekte, die Albigenser (1212), welche im südlichen Frankreich sich ausgebreitet hatte und den christ-

lichen Lehrbegriff in ursprünglicher Reinheit darzustellen suchte. Auch die Waldenser, gestiftet von einem reichen Kaufmann aus Lyon, Peter von Vaux oder Waldus (1160), die in ihren Religionsansichten sich den Albigensern anschlossen, wurden gleicherweise verfolgt. Beide Sekten hielten sich streng an die Bibel, erkannten nicht das Vorrecht des Papstes, wollten vom Fegefeuer durchaus nichts wissen u. s. w. — Ueber diese Unglücklichen fiel die ganze Wuth der Päpstlichen. Ganze Ströme Blutes wurden vergossen, und obgleich auch Rechtgläubige unter den Ketzern wohnten, so hieß es doch: „Schlagt nur todt; der Herr kennt die Seinen!" So wüthete man fort, bis die elenden Ueberreste der Unglücklichen in unwegsamen Gebirgen eine Zuflucht suchten und fanden. Noch bis auf den heutigen Tag findet man in den Thälern von Piemont Waldensische Gemeinden, die, selbst bei dem härtesten Drucke, fest an ihrem Glauben halten.

In Deutschland hatte, nach des Welfen Otto's Tode, Friedrich II. (1215—50), Barbarossa's Enkel, die Regierung übernommen. Er war Herr von Deutschland, Oberitalien, Neapel und Sicilien, zugleich aber einer der erleuchtetsten, thätigsten und tapfersten Männer, die je auf dem deutschen Throne gesessen haben. Sein ganzes Leben war ein fortwährender Kampf gegen die päpstliche Macht, welche überall zerstörend den trefflichsten Anordnungen des Kaisers entgegenwirkte. — Der Papst verlangte einen Kreuzzug, und da Friedrich zögerte, erst seine Länder beruhigen wollte, zuletzt durch Krankheit aufgehalten wurde, so erfolgte von Rom aus der Bannspruch und das fürchterliche Interdikt. Jetzt war nicht länger zu zaudern und wirklich setzte sich Friedrich (1228) mit einem trefflichen Heere in Bewegung. Das Glück zeigte sich den Kreuzfahrern diesmal günstiger. Die Sultane von Aegypten und Damaskus standen sich feindselig gegenüber und so gelang es, ohne Schwertstreich die von

Saladin gemachten Eroberungen wieder zu gewinnen. Der Kaiser setzte sich — da kein Priester in Gegenwart des Gebannten Messe lesen wollte — am Altar der Kirche zum heiligen Grabe die Königskrone von Jerusalem selbst auf (1129); doch fand er hier bald so viele ihm vom Papste bereitete Widerwärtigkeiten, daß er schon in demselben Jahre nach Italien zurückkehrte, wo aufs neue von seinem unversöhnlichen Widersacher Unruhen erregt waren. Kaum waren diese beschwichtigt, als auch Friedrich den Jammer erlebte, daß sein eigener Sohn (Heinrich), den er zum Reichsverweser in Deutschland bestellt hatte, in offne Empörung ausbrach. Zwar blieben die Deutschen ihrem rechtmäßigen Herrn getreu und der jugendliche Verbrecher büßte seine Schuld im Gefängnisse; aber neue Streitigkeiten mit den lombardischen Städten, die ihn nicht als Oberhaupt anerkennen wollten, und deren der Papst sich mit großem Eifer annahm, verwickelten ihn abermals in einen harten Kampf mit dem römischen Stuhle. Der Papst erklärte den edlen Kaiser für einen Ketzer, einen heimlichen Mohammedaner, einen Gotteslästerer, einen Meineidigen u. s. w., und sprach über ihn das Absetzungsurtheil. Er schonte weder Geld noch Versprechungen, um die deutschen Fürsten zu einer neuen Wahl zu vermögen. Wirklich ließ sich, vorzüglich auf Zureden der geistlichen Stände, der Landgraf Heinrich von Thüringen, mit dem Zunamen Raspe, willig finden, das Regiment zu verwalten; aber dieser sogenannte Pfaffenkönig wurde von Konrad, dem Sohne Friedrichs, überwältigt und starb (1247) auf seiner Wartburg vor Gram.

Noch ruhete der Papst (der entsetzliche Mann, der eben damals den römischen Stuhl inne hatte, hieß Innocenz IV.) nicht von seinen Verfolgungen; vielmehr stellte er den Grafen Wilhelm von Holland als Gegenkaiser auf. Unter diesen Umständen kannte die Zerrüttung im Reiche keine Grenzen mehr; und sie nahm auch keineswegs ab,

als der herrliche Friedrich in seinem 56ten Jahre dem Schmerz über das von dem Papste herbeigeführte Elend völlig unterlag (1250). — So regierten nun

Wilhelm von Holland (1247—56) und Konrad IV. (1250—54). Konrad kehrte sich, gleich seinem Vater, nicht an den über ihn verhängten Bannfluch, sondern ging mit einem starken Heere (1251) nach Italien. In Deutschland ließ er seine Gemahlinn, welche den unglücklichen Konradin gebar. — Nachdem er Sicilien und Neapel sich wieder unterworfen hatte, kehrte er nach Deutschland zurück, um auch hier die Macht der Gibellinen zu befestigen; doch starb er schon 1254 und, wie es nicht unwahrscheinlich ist, — an Gift.

Sein Gegner Wilhelm hatte wenig Ansehen und Anhang; fiel auch bald auf einem Zuge gegen die Friesen. —

Das Interregnum. (1250—1272.)

Nur ein einziger Sprößling des edlen Hauses Hohenstaufen war noch in dem jungen Konradin (s. oben!) übrig, von dem man aber, eben wegen seiner Jugend, wenigstens für jetzt nichts hoffen konnte. Die Verwirrung im Reiche konnte nicht höher steigen und die früher so geachtete Kaiserwürde war so verachtet, daß kein einziger Fürst Deutschlands dieselbe annehmen wollte. Zuletzt fanden sich noch zwei ausländische Bewerber: der von dem Erzbischof von Köln gewählte Richard von Kornwallis, Bruder des Königs von England, und Alphons der Weise, König von Kastilien in Spanien, den der Erzbischof von Trier in Vorschlag brachte, wobei zu bemerken ist, daß hier zum ersten Male von den 7 Kur- oder Wahlfürsten geredet wird. Beide hatten große Summen aufgewendet, um die ihnen unnütze Würde zu erlangen; denn sie kümmerten sich wenig um die Verwaltung: Richard kam nur auf kurze Zeit und Alphons gar nicht nach Deutschland. Die meisten Reichsfürsten erkann-

ten die fremden Herrscher gar nicht an und so war eigentlich das Reich seit Friedrich II. Tode ohne Oberhaupt. Man nennt diese Zeit das Interregnum (Zwischenreich).

Natürlich mußten unter diesen Umständen die Unordnungen und Gewaltthätigkeiten der Einzelnen ins Ungeheure zunehmen. Da kein Kaiser die Mißhelligkeiten seiner Vasallen schlichtete, so machten diese ihre Streitigkeiten selbst aus, und zwar geschah dieß stets mit gewaffneter Hand. Fürsten, Grafen, Ritter und Städte lebten in beständigen Fehden mit einander. Da galt kein andres Gesetz, als, daß der Mächtigere seinen Willen, und wenn er auch noch so ungerecht war, mit der Faust durchsetzen könnte. Der Adel hielt es unter der Würde, sich durch seiner Hände ehrliche Arbeit zu ernähren; er bedeckte also alle Hügel und Berge mit festen Burgen und lebte vom Kriege und vom Raube. Das ist die furchtbare Zeit, wo nur die rohe Gewalt herrschte, — die Zeit des Faustrechts. Von ihren Raubschlössern herab fielen die Schnapphähne — so hießen solche adligen Räuber — unvermuthet auf die vorbeireisenden Kaufleute, plünderten Klöster oder befehdeten sich unter einander. Selbst die Kaiser konnten durch alle ihre Verordnungen nichts weiter bewirken, als daß der Gottes- und Burgfrieden gehalten, d. h. sie konnten es nur dahin bringen, daß Kirchen, milde Stiftungen und landesherrliche Schlösser geschont und die Fehde wenigstens drei Tage vorher angekündigt wurde, wiewohl man auch diesen Befehlen selten nachkam. Die damals schon mächtigen Städte, welche sich durch solches Unwesen am meisten gedrückt fühlten, suchten sich auf alle Weise zu rächen, und so nahmen die Fehden und wechselseitigen Grausamkeiten kein Ende. Aus Noth wurde jede Stadt in eine Festung verwandelt, und die Fürsten, welche in den Städten die mächtigsten Stützen fanden, ertheilten ihnen wenigstens das Marktrecht, wodurch sie doch zur Zeit der Märkte gesichert waren, und das Weichbilds-

recht, oder das Recht, über alle auf ihren Gebieten vorgefallenen Streithändel zu erkennen. — Die Kaufleute sendeten ihre Waaren nur in Begleitung eines gewaffneten Haufens. Später übernahmen dieses Geleit die Landesherren gegen eine gewisse Entschädigung, und diese Abgabe ist zum Theil bis auf unsre Zeiten gekommen.

So war der Frechheit und Zügellosigkeit des Adels Thor und Thür geöffnet, und nur von einer einzigen Anstalt berichtet uns die Geschichte, daß sie wenigstens einigermaßen den abscheulichsten Schandthaten hemmend in den Weg trat: es ist dieß der Blutbann oder die heimliche Gerichtsbarkeit, unter dem Namen der heimlichen Vehme bekannt. Die ganze Verfassung dieses merkwürdigen Gerichts ist — eben weil es ein geheimes war — in tiefes Dunkel gehüllt. Den spätern Dichtern und Romanschreibern haben diese Gerichte ein weites Feld dargeboten, auf welchen sich ihre Phantasie ergehen konnte. Das Wahrscheinlichste, was man darüber sagen kann, ist Folgendes: Die Vehmgerichte brauchten nicht zu warten, bis ein Verbrecher vor ihnen angeklagt war, sondern sie verfuhren gegen jeden Missethäter von Amtswegen, so daß er, auch ohne die Zahl der sonst gesetzmäßigen Zeugen, durch ein Erkenntniß der Schöppen (Richter) verurtheilt werden konnte. Der Hauptstuhl scheint in Dortmund seinen Sitz gehabt zu haben. — Sie standen unmittelbar unter dem Kaiser und richteten in seinem Namen über alle schweren Verbrecher. Wer von dem Gerichte vorgefordert nicht erschien — (gewöhnlich wurde der Verdächtige auf einen Kreuzweg beschieden, von wo aus er mit verbundenen Augen durch Vermummte vor die Richter gebracht wurde) — der stand in Acht und Fähme, und wo man sich seiner bemächtigen konnte, ward er erhängt. — Die angesehensten Fürsten und Ritter waren Stuhlherren, und die Gerichte selbst wurden heimlich, wie es gewöhnlich heißt, bei der Nacht in entlegenen Gegenden, in Wäldern, Felsen-

höhlen oder unterirdischen Gewölben, gehalten. Dem ist aber nicht also, sondern die Sitzungen fanden Statt an den alten Mahlplätzen oder Gerichtsstätten unter freiem Himmel, wobei aber kein Ungeweiheter erscheinen durfte. Grobe Verbrecher klagte man an auf Schwert und Strang. So wohlthätig in jenen finstern Zeiten diese Anstalten wirken mochten, so gaben sie doch bald zu den gröbsten Mißbräuchen Veranlassung. Nach und nach drängten sich feile Seelen unter die ehrwürdigen, strengen Richter und verschafften sich die ganze Gewalt, welche sie oft genug gegen ganz unschuldige Menschen mißbrauchten. — Kaiser Maximilian I. hob die Vehmgerichte auf und setzte die öffentlichen Gerichte wieder ein; doch erhielten sich noch lange Jahre hindurch in Schlupfwinkeln solche Richterstühle.

§. 18.

Ende der Kreuzzüge (1291).

Fünfter Kreuzzug.

Indessen war durch die immer weiter vordringenden Türken das ganze Königreich Jerusalem wieder auf einem kleinen Landstrich zurückgebracht, dessen Bollwerk und Hauptstadt Ptolemais war. Da unternahm der französische König Ludwig IX., mit dem Zunamen der Heilige, der in einer schweren Krankheit das Gelübde dazu gethan hatte, den letzten, aber auch den unglücklichsten Kreuzzug. Zwar hatte der wahrhaft fromme König den Plan dazu mit Weisheit entworfen und an Tapferkeit bei der Ausführung fehlte es auch nicht; doch das Schicksal vereitelte alle Entwürfe. In Aegypten, dem Sitze der damaligen Herrscher von Palästina, wollte man das heilige Land erobern, und wirklich errang man hier auch einige Vortheile, die aber alle wieder verloren gingen, als man tiefer ins Land eindrang, wo die furchtbaren Feinde, der Hunger, die Pest und das Schwert, fast das ganze Heer aufrieben. Der elende Ueberrest wurde entweder von

den Barbaren hingerichtet oder schwur den christlichen Glauben ab. Der edle König selbst gehörte unter die Gefangenen und kam erst, nachdem er für sich und die Seinigen eine große Summe Geldes gezahlt hatte, in sein Reich zurück (1254). (Er starb nachher auf einem Kreuzzuge gegen Tunis, 1270). — An der üblen Behandlung, welche die Franzosen auf diesem Zuge erfuhren, war besonders eine in Aegypten ausgebrochene Revolution schuld, die auch für den Besitz des heiligen Landes entscheidend war. Saladins Haus wurde gestürzt und es bildete sich die Herrschaft der Mamelucken (ausländischer Söldner, aus denen die Sultane ihre Heere seit einiger Zeit zusammengesetzt hatten). Diese wurden Eroberer; ihr Ziel waren die Besitzungen der Christen in Palästina, und als nun diese, nach den letzten unglücklichen Erfahrungen von ihren Brüdern im Abendlande keine Hülfe mehr erhielten: so ging auch bald die letzte christliche Stadt, Ptolemais, verloren (1291).

Folgen der Kreuzzüge.

Auf eine so traurige Weise endigten sich jene merkwürdigen Unternehmungen; aber, obgleich der eigentliche Zweck derselben nicht erreicht worden war; obgleich an 6 Millionen der kräftigsten Söhne des Abendlandes das furchtbare Opfer derselben wurden; obgleich die verderblichen Pocken (die zwar schon früher durch die Araber nach Europa gekommen waren, aber sich nicht über Spanien hinaus verbreitet hatten,) nun überall zerstörend wütheten; obgleich der schon in der Bibel so fürchterlich geschilderte Aussatz (Elephantiasis) jetzt auch nach Europa kam, so daß man 19,000 dem heiligen Lazarus (daher Lazareth) geweihte Hospitäler antraf, in welchen solche Unglücklichen von andern Menschen abgesondert durch christliche Milde ernährt und geheilt wurden: so hat auf der andern Seite durch diese Unternehmungen die ganze

europäische Welt unendliche Vortheile errungen. — Der Gemeingeist wurde geweckt, — die Verbindung unter den europäischen Völkern vermittelt, wodurch eine Nation von der andern lernte. So verloren die Deutschen durch den Umgang mit den feinen Franzosen bedeutend von ihrer rohen Wildheit. — Die Bekanntschaft mit den gebildeten Arabern wirkte wohlthätig auf die Verbreitung der Wissenschaften, namentlich der Rechnen- und Schiffskunst, der Erd- und Himmelskunde. — In Aegypten hatte man gelernt Dämme und Schleußen bauen. — Eine Menge neuer Pflanzen und Obstarten kam nach Europa: die Pergamottenbirn, die Schalottenzwiebeln, der Wirsching- und Blumenkohl, der Buchweizen, der Safran und das Zuckerrohr. Auch darf man nicht unbemerkt lassen, daß durch die Kreuzfahrer das indische Schachspiel nach Europa gebracht worden ist. — Der höhere Grad von Bildung war in der Folge dem päpstlichen Ansehn ungemein nachtheilig, und so wußte es die göttliche Vorsehung zu veranstalten, daß eben dadurch, was jene tyrannische geistliche Macht als ein Haupttmittel betrachtete, alle Welt zu unterjochen, gerade das Gegeutheil herbei geführt wurde. — Einzelne Anstalten und Einrichtungen, die theils näher, theils entfernter aus den Kreuzzügen entsprungen sind, mögen hier noch etwas ausführlicher behandelt werden. Vor allen rechnen wir dahin das

Ritterwesen.

Das Ritterwesen, zu dessen Veredlung die Kreuzzüge sehr viel beitrugen. Der Ritterstand hat wahrscheinlich seinen Ursprung in dem sogenannten Gefolge (Th. 1. §. 47.) zu suchen. Die Kriege mit den leichtberittenen Ungarn und Avaren machten es nöthig, daß die Deutschen ihren leichtbeweglichen Feinden mit gleichen Waffen, nämlich zu Pferde, begegneten; die reichern Lehnsleute dienten also lieber zu Pferde und erhielten deßhalb

den Namen Caballarii, Kavaliers, zu deutsch Reiter oder Ritter. Sie bildeten bald einen abgeschlossenen Stand, der sich durch seine Tapferkeit über die übrigen Freien erhob. Anfangs zeigte sich hierbei nichts, als Aeußerung roher Kraft, bis der Einfluß der christlichen Religion den wilden Geist zu edlern Bestrebungen vermochte. Gerechtigkeit, Schonung der Schwachen, Schutz der Unterdrückten, besonders der Frauen und Geistlichen gegen mächtige Dränger, der Kampf für Gott und seine Kirche, der Streit gegen die Ungläubigen, Fehde auf Tod und Leben zur Bewahrung der eignen Ehre, das waren die Grundzüge des ritterlichen Wesens. Die Wackern, welche nun solches ehrenwerthen Sinnes waren, verbanden sich bald in eine engere Genossenschaft, in welche sie — dem Geiste jener Zeiten gemäß — mancherlei Einrichtungen aus der Verfassung der Handwerker und Mönche aufnahmen, mithin auch gewissermaßen erst Lehrjahre durchlaufen mußten, ehe sie der eigentlichen Ritterschaft theilhaftig wurden. —

Der gewöhnliche Gang der Ritterbildung fing mit dem Buben oder Pagen an, der am Hofe eines andern Ritters die Anfangsgründe ritterlicher Tugenden erlernte. Im 14ten Jahre wurde der Bube zum Knappen und wartete der Pferde und Waffen seines Meisters, ihn selbst zu Pferde als sogenannter Junker (Jungherr) begleitend, und im 21ten Jahre ward der Knappe gewöhnlich unter Feierlichkeiten zum Ritter geschlagen, indem er von einem wirklichen Ritter dreimal mit dem flachen Schwerte unter Hersagung gewisser religiöser Formeln berührt wurde. Eine solche Formel war z. B.

(Erster Schlag). Besser Ritter, wenn (als) Knecht; im Namen unsrer lieben Frauen. —

(Zweiter Schlag). Besser Ritter, wenn Knecht; thue deinem Orden recht! —

(Dritter Schlag). Vertrage diesen Schlag und fortan keinen! —

Eine andre Formel:

Ze Gotes unde Marien êr
Empfanc diz unde keinez mer;
Wis kuon, biderbe unde gerecht,
Bezzer ritter denne Knecht.

In Frankreich:

De par Dieu, nostre Dame et Monseigneur Saint Denys.

Ein stählerner Harnisch, ein goldner Sporn und eine farbige Schärpe gehörten übrigens zu den äußern Abzeichnungen der Ritter. — Oft belohnte ein alter Held nach gewonnener Schlacht eine Anzahl von Jünglingen — sie mochten nun ritterbürtig sein oder nicht — unmittelbar auf der Wahlstatt mit dem Ritterschlage.

Eine Ausartung des Ritterstandes waren die fahrenden oder irrenden Ritter, welche in der Welt umherzogen, um Ehre und Ruhm, auch wohl um Beute zu gewinnen.

Mit dem Ritterwesen hingen genau zusammen die Ritterspiele oder Turnire (von tourner, wenden, drehen), welche zuerst im 11ten Jahrhundert in Frankreich aufkamen, und nicht wenig zur Erhaltung des ritterlichen Geistes beitrugen. — An besonders festlichen Tagen fanden sich, nach vorhergegangener Ankündigung, aus der Nähe und Ferne an einem bestimmten Orte eine Menge tapfrer Ritter ein, auf das köstlichste geschmückt und vom Kopf bis zu Füßen geharnischt. — Auch ihre Pferde waren fast ganz mit glänzendem Eisenblech überzogen. Besondre Kampfrichter entschieden zuvor über die Turnirfähigkeit, indem jeder, der mit kämpfen wollte, wenigstens drei väterliche und drei mütterliche Ahnen aufweisen mußte. Zur Erhaltung der Ordnung waren die Turnirvögte, Herolde, Wappenkönige, Grieswärtel (die, wenn aus dem Schimpf, d. h. Scherz — Ernst wurde, die Streitenden aus einander brachten), und die Prügelknechte (gegen das eindrängende Volk). — Der Turnirplatz war mit Schran-

ken umgeben und auf besondern Balkonen saßen die Damen und vornehmen Zuschauer. Wenn die Paare der Fechter in die Schranken geritten waren, so begann zuerst das Lanzenstechen, d. h. je zwei Ritter rannten auf scharf angespornten Pferden gegen einander und suchten sich mit den Lanzen vom Pferde zu stoßen. Saßen beide fest, so zersplitterte oft die Lanze an den Brustharnischen; zuweilen flogen auch beide zugleich aus dem Sattel, zuweilen wurde Einer zugleich mit dem Pferde rückwärts zur Erde geworfen. — Dann focht man mit dem Schwerte zu Fuß und zu Roß. — Waren alle Paare durch, so pflegte man auch schaarenweise einige Angriffe zu thun, worauf die Knappen zur Uebung noch ein Gesellenstechen hielten. Die Sieger erhielten, nach dem Ausspruche der Richter, aus den Händen der vornehmsten und schönsten Damen einen sogenannten Dank, d. h. irgend ein kostbares Geschenk. Nach dem Turnire ging es zum Mahl, dem oft eine Mummerei (Maskerade) und Tanz folgte.

Nicht immer liefen diese Spiele so fröhlich ab. Mancher Ritter mußte mit zerbrochenen Rippen weggetragen werden oder verlor gar dabei das Leben. Zuweilen mischte sich furchtbarer Ernst in das Spiel. So geriethen z. B. (1403) zu Darmstadt bei einem Turnire die hessischen und fränkischen Ritter so hart zusammen, daß alle Bemühungen der Grieswärtel, selbst der Prügelknechte, sie auseinander zu bringen, umsonst blieben. Aehnliche Fälle ereigneten sich nicht selten, und so hörten diese trefflichen Veranstaltungen bald auf, das zu sein, wozu sie doch eigentlich bestimmt waren. Dazu kam noch eine lächerliche Prunksucht, wodurch oft die wackersten Ritter abgehalten wurden, an einem solchen Feste Theil zu nehmen. Ein Graf von Toulouse verschenkte auf einem Turnire 100,000 Goldstücke; ein andrer Ritter verbrannte 30 prächtige Pferde; ein dritter säcte ins Kampffeld 30,000 Silber-

stücke u. s. w. — und daz selbst ungeachtet der schärfsten Verbote, dieses Unwesen nicht unterblieb: so wurden im 16ten Jahrhundert die Turnire überhaupt von Päpsten und Kaisern aufs strengste untersagt.

Zum Schlusse verdienen hier noch die Wappen Erwähnung, die auf Veranlassung der Turnire und Ritterzüge entstanden sind. Da nämlich die Ritter durch ihre Alles verhüllende Rüstung ganz unkenntlich waren: so diente irgend ein sinnbildliches Zeichen, auf den Schild gemalt, für ihre Knappen und Freunde zum Unterscheidungsmerkmal. So entstanden die Wappen, die seitdem in den adlichen Familien erblich wurden. Sie enthalten nicht selten eine sinnreiche Andeutung auf Namen oder irgend eine glorreiche und wunderbare Begebenheit.

Mit dem Ritterstande muß man nicht verwechseln die Ritterorden, welche einen mehr geistlichen Charakter besaßen, zunächst den Zweck hatten, gegen die Ungläubigen zu kämpfen und sich der Pilger im heiligen Lande anzunehmen. Der Johanniter-, der Tempelherren- und der deutsche Orden sind am berühmtesten geworden.

1) Die Johanniterritter, 1048 gegründet, waren anfangs Mönche zu Jerusalem, die sich verpflichtet hatten, Kranke und Arme zu verpflegen und die Wallfahrenden gegen die Anfälle der Sarazenen zu beschützen, weßhalb sie auch Hospital-Brüder hießen. Der Orden erhielt besonders in den Kreuzzügen große Besitzungen und wurde nun, mit Beibehaltung des Mönchsordens, zu einem weltlichen oder Ritterorden gemacht, dessen Pflichten, außer dem Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth, noch in der Vertheidigung der Kirche gegen die Ungläubigen bestehen sollten. Das äußere Abzeichen dieser Ritter war ein schwarzer Mantel mit einem weißen, achteckigen Kreuz; im Kriege waren sie mit einem rothen Gürtel und silbernen Kreuze geschmückt. — Durch Tapferkeit und

brüderliche Eintracht wußte sich der Orden lange Zeit gegen die Ungläubigen aufrecht zu erhalten. Nach dem Verlust von Palästina eroberte er Cypern, verlor es aber wieder und setzte sich (1309) auf der Insel Rhodus, wo er sich über 200 Jahre behauptete (daher der Name der Rhodiser-Ritter). Auch von hier vertrieben, erhielten die Ritter, nach mancherlei Schicksalen, von Karl V. die Inseln Maltha (daher Maltheser), Gozzo und Comino, unter der Bedingung eines ewigen Krieges gegen die Ungläubigen und Seeräuber. Durch die Ereignisse der neuesten Zeiten ist der Orden aufgelöst worden und seine großen Besitzungen (Balleien und Commenden oder Commenthureien) sind den einzelnen Staaten, in welchen sie sich befanden, anheim gefallen.

2) Die Tempelherren, Tempelbrüder, auch Templer, entstanden (1118) aus einer Verbindung von 9 französischen Rittern zur Beschützung der Pilger auf den Straßen von Palästina, woraus in der Folge die allgemeinere Bestimmung des Ordens, zur Vertheidigung des christlichen Glaubens und des heiligen Grabes gegen die Sarazenen hervorging. Das Gelübde war gleich dem der Johanniter. Balduin II. wies ihnen eine Wohnung an der Ostseite der Stätte des ehemaligen salomonischen Tempels an, woher sie auch ihren Namen (Templarii) führten. Alle trugen als Ordenszeichen einen Gürtel von leinenen Fäden und die eigentlichen Ritter über ihre einfache ritterliche Rüstung, weiße, leinene Mäntel, mit achteckigen, blutrothen Kreuzen geziert, als Zeichen, daß sie ihr Blut im Dienste der Kirche vergießen sollten. Der Orden wurde bald ungeheuer mächtig und reich; deßhalb vergaß er bald seiner eigentlichen Bestimmung, und Philipp der Schöne, König von Frankreich, lüstern nach den schönen Besitzungen und ängstlich über den großen Einfluß der Templer, vertilgte den Orden auf eine wahrhaft entsetzliche Weise. Ein Vorwand war leicht gefun-

den. Man beschuldigte die Ritter, daß sie die Neuaufzunehmenden zwängen, Christum zu verleugnen, das Kreuz zu verhöhnen, daß sie die Sakramente verachteten, Zauberei trieben u. s. w., und der letzte Großmeister, Jakob von Molay, wurde nebst vielen Rittern nach den grausamsten Martern hingerichtet (1314). Am längsten (bis ins 14te Jahrh.) hielt sich der Orden in Deutschland, wo man ihn gerecht und mild behandelte. — Neuere Untersuchungen haben klar bewiesen, daß das Verfahren gegen die Templer ein niederträchtiges und ungerechtes gewesen ist.

3) Die deutschen Ritter, auch deutsche Herren, Kreuzherren genannt, gründeten ihren Orden ebenfalls zu Jerusalem (1190). Ihr Zweck war, die christliche Religion gegen die Ungläubigen zu vertheidigen und die Kranken im heiligen Lande zu pflegen. Nur Deutsche von gutem Adel wurden aufgenommen und ihre Ordenskleidung war ein schwarzer Rock und weißer Mantel mit schwarzem Kreuze. Um das Jahr 1229 wurden die deutschen Ritter von den Polen gegen die Preußen zu Hülfe gerufen, und dem Hochmeister Hermann von Salza gelang es, Preußen zu unterwerfen und die christliche Religion hier einzuführen. Aber die Regierung des Ordens war so drückend, daß die Preußen sich wieder den Polen ergaben und der Orden die polnische Lehnsherrschaft anerkennen mußte. Als er sich derselben zu entziehen suchte, nahmen die Polen ganz Hinterpreußen weg und schenkten es (1525) dem damaligen Hochmeister, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg als ein erbliches Herzogthum. Von jetzt an war der Hochmeister nur ein geistlicher Fürst; der ganze Orden wurde endlich im wiener Frieden (1809) gänzlich aufgehoben und seine Güter den Fürsten zugesprochen, in deren Ländern sie sich befanden.

§. 19.

Fortsetzung. Folgen der Kreuzzüge.

Die Städte.

Ganz besonders wohlthätig wirkten die Kreuzzüge auf die Städte, welche zu großer Macht und zu großem Reichthume gelangten. Der Adel hatte in dem heiligen Kriege sein Vermögen großherzig zum Opfer gebracht, und die zu Hause Gebliebenen waren dadurch für eine geringe Summe zu liegenden Gründen gelangt. Die Abwesenheit der mächtigen Vasallen zeigte sich überdieß sehr günstig, um die Vorrechte der Edlen zu schmälern. Die am Meere liegenden Städte setzten auf ihren Schiffen die Kreuzfahrer nach Griechenland über und trieben nun einen äußerst einträglichen Handel nach dem Morgenlande. Mit dem Wohlstande wuchs auch der Muth der Bürger; nach und nach machten sie sich von ihren bisherigen Unterdrückern gänzlich frei und traten unter den unmittelbaren Schutz der größern Fürsten, die in ihnen die kräftigste Stütze gegen die oft übermüthigen Anmaßungen ihrer Vasallen fanden und sie auf alle Weise begünstigten. Die wenigen Bevorrechteten, welche das Schwert und die Seuche im Morgenlande verschont hatten, waren bei ihrer Rückkehr zu ohnmächtig, als daß sie ihr früheres Ansehen im Vaterlande hätten wieder erringen können. An einen übereinstimmenden Plan, um zu diesem Zwecke zu gelangen, war bei dem herrschenden Faustrechte gar nicht zu denken, und so kam es, daß die Städte nicht bloß an Reichthum, sondern auch an Macht und Einfluß immer mehr gewannen. Der ewig kriegerische Zustand, in welchem sie sich, der beständigen Räubereien und Plackereien wegen, befanden, nöthigte die Bürger, sich eine bewaffnete Macht zu halten, und so war es nicht zu verwundern, daß sie, bei ihrer Ueberzahl an Mannschaft, bald von der nothgedrungenen Vertheidigung zum freien Angriff übergingen und auf

Kosten ihrer frühern Unterdrücker ihre eigne Macht immer mehr erweiterten.

Handel.

Vorzüglich war es der Handel, der den Städten aufhalf. Nach der Zerstörung von Tyrus nämlich (Th. I. §. 4.) wurde Alexandrien der Hauptstapelort für die indischen Produkte, blieb es auch, bis die erobernden Araber im 7ten Jahrhundert diesen Weg gänzlich versperrten. Nun sah man sich genöthigt, eine andre Straße zu ermitteln, auf welcher die indischen Waaren nach Europa gebracht werden konnten. Nach einigen Nachrichten zogen Karavanen von dem nördlichen Indien bis nach dem kaspischen Meere. Hier lud man die Erzeugnisse jenes Wunderlandes auf Schiffe und führte sie die Wolga hinauf nach dem Ladogasee in die Ostsee, wo die Hafenstädte der Wenden und Sachsen sich im 8ten und 9ten Jahrhundert zu einem hohen Range erhuben. So war Wineta auf der Insel Usedom eine der reichsten Städte; aber ein Durchbruch des stürmenden Meeres überschwemmte die unglückliche Stadt und mehre Jahrhunderte nachher soll man bei stillem Wetter noch auf dem Meeresgrunde Ueberbleibsel einer Stadt gesehen haben, die wenigstens einen weitern Umfang hatte, als das damals nicht kleine Lübeck. — Nach dem Untergange von Wineta blühete auf der pommerschen Küste Julin auf, welche Stadt man mit Konstantinopel zu vergleichen pflegte. Hier ankerten die Schiffe aller Nationen; die seltensten Waaren und Kostbarkeiten kamen von hier in die westlichen Länder. Der übergroße Reichthum lockte den dänischen König Waldemar, daß er (1170) die Stadt eroberte und in einen Steinhaufen verwandelte. — Nun hob sich Wisby, auf der Insel Gothland gelegen, in deren Mauern 12,000 Kaufleute wohnten. Merkwürdig ist überdieß Wisby durch dat Water-Recht, dat de Kooplüde unde Schippers ge-

maket hebben to Wisby, und welches noch die Grundlage aller neuern Seerechte ausmacht.

Die Hansa.

Nach und nach bildeten sich im nördlichen Deutschland mehre Handelsplätze, namentlich Lübeck und Hamburg, welche die Produkte und Kunstarbeiten des innern Deutschlandes ausführten, als: Holz, Pelzwerk, Leder, Pferde, besonders Leinwand. Um sich gegen die gewaltsamen Plünderungen — auf dem Lande gegen die Raubritter und auf dem Meere gegen die seeräuberischen Normannen — zu schützen, schlossen beide Städte einen Bund, zu dem bald auch andre Städte hinzutraten, und so bildete sich im 14ten Jahrhundert die merkwürdige

Deutsche Hansa, zu welcher an 70 Städte gehörten. Hansa bedeutet in der damaligen deutschen Sprache einen Bund zur wechselseitigen Beihülfe geschlossen. Lübeck wurde das Haupt dieses Vereins, wo die regelmäßigen Bundesversammlungen gehalten wurden und wo sich das allgemeine Archiv befand. — Anklam, Aschersleben, Berlin, Bergen in Norwegen, Brandenburg, Braunschweig, Bremen, Köln, Danzig, Dortmund, Eimbeck, Frankfurt a. d. Oder, Goslar, Göttingen, Greifswalde, Halle in Sachsen, Halberstadt, Hannover, Helmstädt, Hildesheim, Königsberg, Lüneburg, Magdeburg, Münden, Osnabrück, Paderborn, Quedlinburg, Riga, Rostock, Salzwedel, Stendal, Stargard, Stettin, Stralsund, Thorn, Wesel und viele andre Städte waren Hansestädte. Diese Städte wurden in vier Klassen eingetheilt, von denen eine jede eine Haupt- oder Quartierstadt hatte.

1) Der wendische Bund mit der Quartierstadt Lübeck. 2) Der westphälische Bund mit Köln. 3) Der sächsische Bund mit Braunschweig. 4) Der preußische und liefländische Bund mit Danzig. Zu-

gleich errichtete man 4 große Comtoire oder Niederlagen im Auslande: zu Nowogorod in Rußland; zu Bergen in Norwegen; zu Brügge in Flandern und zu London in England, welches letztere für die Ausfuhr der deutschen Waaren von besondrer Wichtigkeit war. — Der ganze Bund bildete einen durch Land- und Seemacht gesicherten Handelsstaat, der sich von Köln am Rhein bis nach Narva in Rußland erstreckte, und als dessen Hauptzweck aufgestellt wurde: 1) Erweiterung des Handels im Auslande; 2) Sicherung gegen Räuber zu Lande und zu Wasser; 3) das Recht, alle innern Streitigkeiten zu schlichten. —

Eine solche Verbindung wurde bald den ansehnlichsten Reichen furchtbar und selbst auswärtige Staaten bewarben sich um die Gunst der deutschen Handelsherren, räumten ihnen bequeme Stapelplätze oder Waarenniederlagen ein und befreieten sie von allen Abgaben.

Noch früher, als die Hansa, blüheten die italienischen Handelsstädte, vorzüglich Genua, Venedig und Amalfi. Die Italiener wurden die Lehrmeister aller Kaufleute in der ganzen Welt. Sie schafften vorzüglich die orientalischen Produkte herbei, führten den Kreuzfahrern für schweres Geld ihre Bedürfnisse zu und betrieben die Sache echt kaufmännisch. Noch gilt bei unsern Handelsherren großentheils die italienische Buchhaltung; noch sind die meisten Kunstwörter in der Kaufmannssprache italienisch, als: uso, netto, brutto, banco, banco rotto (was eigentlich eine zerschlagene Bank heißt, indem die Obrigkeit den Geldwechslern, wenn sie nicht Zahlung leisten konnten, ihre Wechselbank zertrümmern ließ. Daher: Bankorott).

Aber auch im südlichen Deutschland, besonders in Augsburg und Nürnberg, blühete der Handel, indem von hier aus selbst die Hansestädte die italienischen und orientalischen Produkte erhielten. — Natürlich drängte sich nun Alles in die freien und glücklichen Städte, deren Wohlstand und

Bevölkerung ins Ungeheure anwuchs. Die Stadt Straßburg hatte (1400) 20,000 Mann wohlgerüstet gegen jeden Angriff. — In Lübeck bewaffnete einst der Rath bei einem Aufstande 5000 Kaufleute ꝛc.

Die Hansa erhielt sich bis in das 16te Jahrhundert, wo die großen Länderentdeckungen und die dadurch herbeigeführte Seemacht andrer Völker den Handel der auch unter sich uneinigen Hansestädte so herunterbrachten, daß sich der Bund gänzlich auflöste, und im 30jährigen Kriege fielen die meisten Hansestädte in die Gewalt der Fürsten, in deren Gebiete sie lagen.

Bürger. Innungen.

Vor der Hansa waren die Städte eigentlich weiter nichts, als mit Mauern umgebene Dörfer, welche noch keine eignen Kommunrechte besaßen. Erst während der Kreuzzüge, als die unumschränkt herrschenden Vasallen im fernen Asien kämpften, suchten die Einwohner sich das Recht zu verschaffen, aus ihrer Mitte Obrigkeiten zu erwählen. Nun erst fing der Bürgerstand an, selbstständig zu werden, doch trieb man noch keine städtischen Gewerbe, weil der freie Deutsche nur die Beschäftigung mit den Waffen für seiner würdig hielt. Weiber und Sklaven mußten die Handwerksarbeiten verrichten. Noch im 10ten Jahrhundert hießen Bürger nur Diejenigen, die von freien Familien abstammten; diese allein waren für städtische Aemter wahlfähig. Alle übrigen hießen Einwohner und ihnen überließ man die Beschäftigungen mit Handwerksarbeiten. Als aber durch den Vertrieb der Hansa die Erzeugnisse des Kunstfleißes gesuchter wurden, gelangten die Handwerker zu größerm Wohlstande und auch freie Männer trieben Gewerbe, wiewohl sie dadurch ihrer Vorrechte verlustig wurden. Kaiser Heinrich V. (Th. II. §. 14.) war der erste, der bei Ertheilung eines Gnadenbriefs, wodurch die Bürger von Speier sich vor

keinem andern, als dem ihnen angewiesenen Gerichte zu stellen brauchten, hierbei die Handwerker namentlich mit einbegriff. Auch andre Städte folgten dem kaiserlichen Beispiele, und so war wenigstens eine Annäherung zwischen den Bürgern und Einwohnern eingeleitet. Zu öffentlichen Aemtern und zum Kriegsdienste konnten letztere nicht so bald gelangen.

Dieß geschah aber, als die Zünfte, Innungen oder Gilden eingeführt wurden. Durch obrigkeitliche Privilegien erhielten nämlich die Genossen eines Handwerkes das Recht, Andre von der Betreibung desselben auszuschließen und sich aus ihrer Mitte einen Obermeister zu wählen, der über die Streitigkeiten der Mitglieder entscheiden sollte. Mit dem Anwachs des Handels wuchs auch die Anzahl der Innungen und sie gelangten bald zu einem solchen Ansehen, daß selbst die vornehmsten Leute sich bei ihnen aufnehmen ließen. — Die älteste bekannte Innung in Deutschland ist die der Fischer zu Worms (1106); aber schon 1153 hatten die Gewandsnyder in Magdeburg sich ebenfalls in eine Zunft vereinigt; eben so die Männer vom Riem und der Pfrieme, ingleichen die Knochenhauer. Die Gehülfen der Bäcker, Fleischer, Schuhmacher und Brauer hießen „Knechte," die der Tuchmacher, Kupferschmiede und Müller „Knappen;" das Wort „Gesell" ist in dieser Beziehung spätern Ursprungs. —

Durch das Innungswesen gewannen die Arbeiten an Vollkommenheit und deutsche Handwerker wurden selbst in auswärtige Staaten berufen, damit sie ihre Geschicklichkeit mittheilen sollten. — Jeder, welcher in seinem Namen Erzeugnisse des Kunstfleißes verkaufen wollte, mußte erst eine bestimmte Zeit gelernt haben, dann als Gesell gewandert und endlich, nach einer tüchtigen Probearbeit, von den ältern Handwerksgenossen zum Meister ernannt sein. — Leider schlich sich aber auch bald in die Zünfte ein böser Geist ein. Die Mitglieder von einigen dünkten sich

besser, als ihre Mitbürger und bezeichneten diese mit dem Namen „unehrlich," erlaubten ihnen nicht, das ehrliche Handwerk zu erlernen, noch weniger zu treiben. Wer sollte es heutzutage noch glauben, daß der Sohn eines Bäckers, Barbiers, Nachtwächters, Todtengräbers ꝛc. für unehrlich und für unfähig gehalten wurde, in das ehrsame Schneiderhandwerk aufgenommen zu werden! — Die Aufnahme wurde durch abgeschmackte, oft sittenlose Gebräuche und Hudeleien zum wenigsten lächerlich. — So wohlthätig die Zünfte auch dadurch wirkten, daß sie als bewaffenete Haufen für die Vertheidigung ihrer Stadt kämpften, so nachtheilig wirkte ihre kriegerische Verfassung, wenn bürgerliche Unruhen ausbrachen. Sie lernten ihre Obermacht auch hierin zu gut kennen, erzwangen sich Antheil an den obrigkeitlichen Aemtern und führten dann nicht selten ein zerstörendes Pöbelregiment ein.

Erzeugnisse des Kunstfleißes.

Schon zu Karls des Großen Zeiten zeichneten sich die deutschen Weberarbeiten aus, obgleich sie nur aus den Händen der Frauenzimmer hervorgingen. Später wurden die Weber die einflußreichste Zunft. Die Familie Fugger, von dem Webermeister im Dorfe Graben bei Augsburg, Johannes Fugger, (1350) abstammend, welche späterhin sogar in den Grafenstand erhoben wurde, bei deren Nachkommen es der große Kaiser Karl V. nicht für zu gering achtete, freundschaftlich einzukehren, hatte ihre unermeßlichen Reichthümer nur der fleißig und geschickt betriebenen Weberei zu verdanken. — Glasirte Töpferwaaren finden sich seit 1200. — Um dieselbe Zeit fiel man in Spanien darauf, aus baumwollenen Lumpen Papier zu bereiten (die Araber hatten schon 704 aus Baumwolle Papier gemacht); aber schon um 1300 gelang es dem deutschen Erfindungsgeiste, aus leinenen Lumpen ein noch dauerhafteres Fabrikat herzustellen. Ein Rathsherr zu

Nürnberg, Ulrich Stromer, soll die erste Papiermühle angelegt haben. Das Archiv des Hospitals Kaufbauern weiset Urkunden auf Leinenpapier von 1318 auf. Die Franzosen verbesserten diese Erfindung; von ihnen gelangte sie durch die vertriebenen Hugonotten zu den Holländern und Schweizern, welche bis auf den heutigen Tag das beste Papier liefern. — Gewiß ist, daß die Stadt Basel 1470 durch zwei Werkmeister aus Gallicien in Spanien, Antonius und Michael, eine Papiermühle anlegen ließ. Früher ließ man das Papier aus Venedig kommen und bezahlte das Buch mit $2\frac{1}{2}$ ggr.; ein ungeheurer Preis, da ein Paar Schuhe $3\frac{1}{2}$ gr., ein Paar Stiefel 12 gr. kosteten. — Wassermühlen waren schon im 7ten Jahrhundert bekannt; Windmühlen im 11ten, Säge- und Walkmühlen im 14ten. — An die Stelle der bisherigen Wasser- oder Sanduhren kamen schon im 11ten Jahrhundert die Räder- und Gewichtuhren; doch erst im 14ten Jahrhundert findet man solche Kunstwerke auf den Thürmen der Städte. Unsre Taschenuhren sind um 1500 von einem Nürnberger, Peter Hele, erfunden worden. — Die Violine war schon in den Zeiten der Kreuzzüge ein sehr beliebtes Instrument. — Die Erfindung der Musiknoten schreibt man den Italiänern Guido von Arezzo (1026) und Aretin (1325) zu; doch soll Franz von Köln, ein Deutscher, noch früher diese Tonbezeichnung eingeführt haben. — Am Ende des 13ten Jahrhunderts waren die Windorgeln in Italien allgemein; doch der Deutsche, Heinrich Droßdorf oder Traxdorf, fertigte 1444 schon für Nürnberg eine große Orgel mit Pedal. — Von dem Florentiner Salvino degli Armati wurden gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts die Brillen erfunden; doch hielt der Erfinder seine Kunst geheim, bis Alexander von Spina, sein Landsmann und Zeitgenosse, das Geheimniß ergrübelte und es nun bekannt machte. — Die Fernröhre soll ein Holländer,

Johann Lippersein, zufällig erfunden haben (1600). — In der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts kamen an die Stelle der metallenen Spiegel dergleichen von Glas. — Ein Jahrhnndert später waren die Glasfenster in Deutschland allgemein. — Die große Stadt Paris entbehrte bis zum Ende des 12ten Jahrhunderts des Steinpflasters. — Schornsteine wurden im 14ten Jahrhundert bekannt. Auch Kunstwerke, welche schon höhere Kenntniß in der Mechanik voraussetzen, wurden hervorgebracht. Der Dominikaner Albert der Große (1280), der freilich für einen Zauberer gehalten wurde, verfertigte einen Automaten, d. h. eine Maschine, welche ihre bewegende Kraft in sich verborgen hält, und sich also von selbst zu bewegen scheint. Der Automat des Albert soll einen auf- und niedergehenden Mann dargestellt haben, der selbst einige Worte sprach. — Später hat man es hierin noch weiter gebracht. Die Schweizer, Gebrüder Droz, verfertigten das berühmte schreibende Kind, Herr v. Kempelen den Schachspieler und die Sprachmaschine. Zu den neuesten Automaten gehören Siegmeiers Flötenspieler und Mälzel's und Kaufmann's Trompeter. —

Baukunst.

Die deutsche Baukunst zeigte sich besonders in prächtigen Kirchen, die in einem zwar wunderlichen, aber doch großartigen Style aufgeführt wurden. Man nennt dieß die gothische Bauart, obgleich es nicht zu verkennen ist, daß die Araber an der eigentlichen Begründung derselben den vorzüglichsten Antheil gehabt haben. Es bleibt immer merkwürdig, daß zu einer Zeit, wo alle Kunst und Wissenschaft zerfallen war, die Baukunst solche erstaunliche Meisterwerke lieferte. Alle Gebäude im gothischen Geschmack zeichnen sich aus durch etwas Unförmliches und mit Verzierungen, Schnörkeln und Kräuseln Ueberladenes, durch hohe, dem Anscheine nach schwach

unterstützte Gewölbe, wobei aber doch jeder einzelne Theil so zu dem großen Ganzen paßt und so genau berechnet ist, daß es für das betrachtende Auge eine wahrhaft erstaunliche Wirkung hervorbringt. — Die herrlichsten Gebäude aus jener Zeit sind: der Thurm des Münsters zu Straßburg; der Dom zu Köln; der Stephansthurm zu Wien; die Dome zu Magdeburg, Freiburg ꝛc. Anfangs wurde diese Bauart von geschlossenen Brüderschaften getrieben, die von den Kaisern und Päpsten viele Freiheiten erhielten, die aber ihre Kunst als ein Geheimniß bewahrten und sich unter einander an gewissen Zeichen erkannten. Hier ist wohl am richtigsten der Ursprung der Freimaurer zu suchen, in deren Gemeinschaft, als vorzüglich das Ansehen der Innungen zunahm, besonders in England auch viele Nichtmaurer aufgenommen wurden. —

Luxus.

Mit dem durch Handel und Gewerbe herbeigeführten Wohlstande der Bürger wuchs aber auch die Prunkliebe und Ueppigkeit derselben. Kein Handwerker machte eine Geschäftsreise zu Fuß. Meister und Gesellen strotzten von Gold und Silber, und die Frauen übertrieben den Putz bis zum Lächerlichen. Im 13ten und 14ten Jahrhundert trug man Schuhe mit $1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ Fuß hohen, an der Spitze wunderlich ausgezierten Schnäbeln. — Die ganze Kleidung war mit güldnen und silbernen Schellen übersäet, so daß bei feierlichen Zusammenkünften vor allem Geklimper Keiner sein eignes Wort vernehmen konnte. — Zuletzt war die Schellentracht nur noch bei den Possenreißern zu finden, die bei jedem Volke — sonderbar genug — den Namen eines Lieblingsgerichts erhielten. Bei den Deutschen hieß der Lustigmacher Hanswurst, — bei den Holländern Pickelhering, bei den Franzosen Jean Potage und bei den Engländern Jack pudding. Das Italiänische Harlekin oder Arlequin soll eigentlich ein Spottname auf

Kaiser Karl V. (Charles Quint) sein. — Außer den priviligirten Hofnarren, die von jedem Vornehmen gehalten wurden, gab es auch viele Narren, die ihre Narrheit auf eigene Haud, oft um des Erwerbes willen, trieben. Ein solcher Narr soll Tyl Ulenspiegel gewesen sein († 1350), dessen Grabmal noch in Möllen bei Lübeck gezeigt wird, der aber vielleicht nie existirte. —

Minnesänger.

Mit Begeisterung erzählten die aus dem heiligen Kriege Heimgekehrten ihre bestandenen Abenteuer, und mit Liebe und Bewunderung wurden sie von den Zurückgebliebenen gehört. Dichter wiederholten die Erzählungen in Liedern, schmückten dieselben mit dichterischem Geiste aus, und so verbreitete sich in der Provence oder dem südlichen Frankreich die Kunst der Troubadours (Erfinder), deren gereimte Lieder Frauenliebe, Ritterthum und Schönheiten der Natur zum Gegenstande hatten. — Die Nordfranzosen bildeten dagegen den eigentlichen Roman aus, der von der romanischen Sprache (der damaligen provenzialischen Mundart, welche ein wohlklingendes Gemisch von deutschen und geradebrechten lateinischen Wörtern war) seinen Namen führt. Die abenteuerlich entstellte Geschichte Karls des Großen, seines Feldherrn Roland, der trojanische Krieg, die Erzählung von dem schottischen Könige Artus oder Arthur und seinen 24 Rittern, die, weil sie alle gleich tapfer waren, um eine runde Tafel saßen ꝛc., gaben den Stoff zu solchen Romanen. Auch die Feen — übermenschliche, weibliche Wesen, die den Sterblichen die Last der Sterblichkeit durch ihren unsichtbaren Umgang versüßten — waren hierbei nicht vergessen. Die Dichter selbst hießen in Südfrankreich Troubadours, in Nordfrankreich Trouveres, in England Minstrels.

Zu derselben Zeit — unter den Hohenstaufen — entfaltete sich auch bei den sinnigen Deutschen der herr-

liche Minnesang (Gedichte der Liebe) in schwäbischer Mundart. Die Sprache dieser Gedichte zeichnet sich aus durch Anmuth und Kühnheit, durch edle Einfalt und lieblichen Wohlklang. Nicht an Worten sind die Minnesänger arm, sondern an besserer Gelehrtheit. Sie ergossen unendlichen Reiz über das menschliche Leben. Selbst Kaiser (Heinrich VI.), Könige (Ottokar von Böhmen) und Fürsten (Otto mit dem Pfeil von Brandenburg) besangen voll Anmuth und Zartheit die Liebe, die Schönheit, den Frühling ꝛc. An ihren Höfen sammelten sich die Sänger, und der poetische Wettstreit auf der Wartburg hat eine solche Zusammenkunft der berühmtesten Minnesänger, eines Heinrich von Veldeck, Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Ofterdingen, Walther von der Vogelweide, Nikolaus Klingsohr u. s. w. zum Gegenstande. Der Wettstreit selbst, (ein noch vorhandenes Werk) betraf die dichterische Verherrlichung des Herzogs Leopold von Oestreich, den Ofterdingen pries, und des Landgrafen Hermann, dem die Uebrigen den Vorzug gaben. Ofterdingen siegte und erhielt zum Dank von der Landgräfinn Sophia eine goldene Kette. — Der Schweizer Rüdiger von Manesse machte um 1300 eine Sammlung von 140 solchen Dichtern, welche (1759) zu Zürch im Druck erschienen ist. Als Probe stehe hier der Anfang des Vaterunsers, wie es um die Mitte des 13ten Jahrhunderts Reimar von Zweter verfaßt hat:

Got Vater unser, da du bist
In dem Himmelreiche gewaltig alles des dir ist;
Geheiliget so werde din Nam;
Zuo so muesse uns komen das Riche din;
Din Wille werde dem gelich
Hie uf der Erde als in den Himmeln, des gewer un sih etc.

Ingleichen eine Strophe aus dem Frühlingsliede des Markgrafen Otto mit dem Pfeil:

Uns kumt aber (abermals) ein lichter (heller) meie,
Der machet manig herze frust (froh),
Er bringet bluomen mangerleye;
Wer gesach (sah) je susser blust? (Blüthe)
Vogelin (der Vöglein) Döne sint manigvalt,
Wol geloubet (belaubet) stet der walt,
Des wird vil trurig herze balt. (muthig).

Unter den größern Gedichten, welche einen historischen Gegenstand besingen, zeichnet sich besonders das berühmte, echt deutsch originelle Lied der Nibelungen aus, für dessen Verfasser man fälschlich Konrad von Würzburg hielt, das aber wahrscheinlich von Heinrich von Ofterdingen herrührt. Der Held des Gedichtes ist Sifriti, ein König von Niederland und Niebelungen, d. h. Norwegen. — Auch Etzel (Attila) tritt darin als handelnde Person auf. Leider ging mit den Hohenstaufen auch der herrliche Minnesang zu Grunde.

Universitäten.

Einen ganz neuen Umschwung der Geister führte aber besonders die Errichtung der Universitäten herbei. Gegen das Ende des 11 Jahrhunderts fing man vorzüglich in Italien an, für einzelne Wissenschaften besondere Schulen zu gründen.

Durch die gebildeten Araber aufgeregt, befleißigte sich ein Mönch im Kloster Monte Casino, Konstantin der Afrikaner († 1087), der chemischen und medicinischen Kenntnisse, sammelte eine ziemliche Anzahl Schüler um sich, und das benachbarte Salerno wurde auf diese Weise, — zumal da sich auch hier viele Kranke einfanden — eine medizinische Anstalt. Dem Zeitgeiste gemäß, wo Orden und Zünfte an der Tagesordnung waren, erhielt auch dieses Institut eine kloster- und zunftmäßige Einrichtung. Roger II. von Sicilien verlieh der Anstalt das

ausschließende Recht (Monopol), junge Aerzte zu bilden. — Aus dem barbarischen Worte artista (Künstler), mit welchem die Deutschen den Heilkünstler zu belegen pflegten, ist unser „Arzt" hervorgegangen. —

Wichtiger wurde die Lehranstalt für Rechtskunde zu Bologna, wo im Anfange des 12ten Jahrhunderts ein Deutscher, Irnerius (Werner) eine Menge Schüler um sich versammelte und dieselben im römischen Rechte unterwies. 1158 erhielt diese Schule von Friedrich I. ihre Privilegien, wodurch die Schüler in besondern kaiserlichen Schutz genommen und ihnen ein eigner Gerichtsstand bewilligt wurde. — Zur Zeit des berühmten Rechtslehrers Azzo (1200) waren in Bologna 10,000 Studirende aus allen Ländern, von denen ein großer Theil in der Heimath schon Aemter und Würden besaßen und nur aus Liebe zu den Wissenschaften das ferne Bologna aufsuchten.

Auch in Paris traten im Anfange des 12ten Jahrhunderts mehre Lehrer auf, die vorzüglich Philosophie, Rhetorik und Theologie lehrten, und diese zogen nach und nach eine solche Menge junger Leute herbei, daß um 1150 die Stadt mehr Studenten als Einwohner zählte. Philipp August ertheilte gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts dieser ganz durch sich selbst entstandenen Universität zuerst Befreiung von allen königlichen Gerichten. Lehrer und Schüler verbanden sich zu Gemeinschaften (Korporationen) und wählten durch Uebereinkunft einen gemeinschaftlichen Rektor. Dadurch wurden sie eine Kommun, ein Körper, eine Art Innung, die man universitas nannte. Anfangs lehrte, wer nur wollte, bald aber wurden Prüfungen angestellt und nur dem, der in einer solchen Prüfung bestand, ertheilte man unter gewissen Feierlichkeiten die Würde eines öffentlichen Lehrers, der stufenweise (ganz wie bei den Innungen) vom Lizentiaten bis zum Magister oder Doktor emporstieg. — Erst allmählich bildeten sich die sogenann-

ten vier Fakultäten, die theologische, juristische, medizinische und philosophische; im Anfange wurden auf einer und derselben Universität nicht zugleich diese vier Wissenschaften gelehrt. — In Paris war es nichts Ungewöhnliches, daß die Schüler auf den entblößten Rücken Ruthenhiebe bekamen, was bei den Anstalten in Salerno und Bologna nicht der Fall war. Im Jahre 1250 stiftete Robert von Sorbonne auf der Universität Paris eine Bildungsanstalt für junge Weltgeistliche und versah dieselbe mit Einkünften, die später sehr vermehrt worden sind. Dieses Institut erlangte eine solche Bedeutung, daß sein Name auf die ganze theologische Fakultät der pariser Universität überging, welche bis zum Ende des 18ten Jahrhunderts nur schlechtweg die Sorbonne genannt wurde.

Die berühmtesten Lehrer der Pariser Akademie waren Abälard und sein Schüler Petrus Lombardus.

Außer ähnlichen Anstalten zu Salamanca, zu Padua, Rom, Orleans u. s. w., die in diesem Zeitraume noch entstanden, sind für uns die deutschen Universitäten besonders merkwürdig. Die ersten entstanden zu Prag (1348) und Wien (1356), und beide wurden nach dem Muster der Pariser eingerichtet, theilten sich also auch wie dort, in 4 Nationen, von welchen einer jeden bei Entscheidung über Universitätsangelegenheiten eine Stimme zukam. In Prag waren die Nationen: die Böhmen, Polen, Baiern und Sachsen; die Deutschen hatten daher durch ihre Mehrzahl das Uebergewicht über die Böhmen. Als aber diese es durchsetzten, daß die böhmische Nation drei, die übrigen deutschen nur eine Stimme bekommen sollten, wanderten von diesen mehre Tausend Lehrer und Studenten aus und stifteten die Universität Leipzig (1409), auf welcher die alte Eintheilung in vier Nationen — die meißnische, sächsische, baiersche und polnische bis 1829 bestand, obgleich keine der

übrigen Hochschulen, durch das Schicksal von Prag gewarnt, sich zu einer ähnlichen Eintheilung verstehen wollte.

Das Universitätswesen fand übrigens bei den sinnigen Deutschen großen Beifall; und es bildeten sich viele solcher Anstalten, z. B. zu Heidelberg (1386), zu Köln (1389), zu Erfurt (1392) ꝛc., welche auf die Bildung der Mitwelt einen bis dahin nicht geahneten Einfluß äußerten.

Unter den öffentlichen Anstalten, welche auf den Universitäten errichtet wurden, sind besonders merkwürdig die Kollegia, oder solche Gebäude, die auf ewige Zeiten nur in der Absicht gestiftet wurden, damit unvermögende Studirende hier Unterstützung — durch Wohnung, freien Unterhalt — finden sollten. Auf den deutschen Anstalten hießen diese Kollegia Bursen und die Bewohner derselben Bursarien, woraus später die Benennung „Burschen" entstanden ist.

Natürlich bedurfte die Gründung einer Universität jedesmal erst der Bestätigung des heiligen Vaters in Rom, dessen Macht durch die Kreuzzüge den höchsten Punkt erreicht hatte (Th. II. §. 17).

Mönchsorden.

Zur Vermehrung dieser Macht trugen nicht wenig bei die Entstehung der Mönchsorden. Die Benediktiner (Th. II. §. 5.), welche bald ihre erste, treffliche Regel vergaßen, waren reich und schwelgerisch geworden; da traten fromme Männer auf, um nicht bloß den Orden zu seiner ursprünglichen Gestalt zurückzuführen, sondern sogar die Ordensregeln zu schärfen, was man besonders durch die tollsten Selbstpeinigungen, die denen der Stiliten (Th. II. §. 5) wenig nachstanden, zu bewerkstelligen suchte. Die Einsiedelei von Kalmadoli, auf einem Gipfel des Apennin (welche zu der deutschen Benennung Kalmäuser Veranlassung gegeben hat,) stand im besondern

Geruch der Heiligkeit. — Bei den Hauptkirchen bildeten sich Gemeinschaften von Geistlichen, die nach gewissen mönchischen Regeln lebten und Canonici, Chormänner hießen, woraus später die wegen ihres Wohllebens fast zum Sprüchwort gewordenen Domstifter hervorgegangen sind.

Außer dem Orden der Karthäuser, der Cistercienser, Karmeliter und Augustiner verdienen besonders die Dominikaner und Franziskaner, als die eigentlichen Bettelmönchsorden, einer besondern Erwähnung. Der Spanier Dominikus verband sich (1215) mit mehreren Gleichgesinnten, donnerte gegen die damals in Frankreich herrschende sogenannte Ketzerei der Albigenser (Th. II. §. 17.) und der Papst ernannte diese Gesellschaft zum Orden der Predigerbrüder. — Der heilige Franz von Assisi glaubte seine Sünden nur durch Stiftung eines Bettelordens abbüßen zu können, der auch (1223) vom Papste Bestätigung erhielt und unter dem Namen der Minoriten (kleinen, geringen Brüder), Kapuziner (Kappen- oder Kapuzenträger) bekannt ist. — Die Barfüßer bilden einen besondern Zweig dieses Ordens. — Auch ein weiblicher Bettelorden, der der Klarissinnen, wurde gestiftet (1223).

Durch die Franziskaner und Dominikaner gewann der päpstliche Einfluß ungemein. Diese Orden standen unmittelbar unter dem römischen Stuhle, da hingegen die reichen Benediktiner zu abhängig von den Fürsten waren, in deren Ländern sie ihre fetten Pfründen bezogen. Die Bettelmönche hingegen, die nichts weiter zu verlieren hatten, als ihre Kutte und ihren Bettelsack, zeigten sich um so geneigter, den Mangel an zeitlichen Gütern wenigstens durch ihren Einfluß zu ersetzen, und dazu bedurften sie der päpstlichen Unterstützung, welche ihnen auch im reichlichsten Maße zu Theil wurde. Sie entzogen

sich der Aufsicht der Bischöffe, drängten sich zu Lehrerstellen auf den Universitäten, zogen durch allerlei Mittelchen die Jugend an sich und waren dabei dennoch so roh und unwissend, daß ihr sogenanntes Latein unter dem Namen „Mönchslatein" zum Sprüchwort diente und noch dient. Sie zogen überall umher, wiegelten, wenn es ihr Herr in Rom verlangte, die Völker gegen die Fürsten auf, trieben Brandschatzungen ein u. s. w. —

Noch mehr wuchs ihr Ansehen, als die Vertilgung der Ketzerei an die Tagesordnung kam. Hier öffnete sich ihnen ein weites Feld. Auf der Kirchenversammlung zu Toulouse (1229), wo die Ketzerei der Waldenser verdammt wurde, gründete man auch das schändliche Glaubensgericht, die heilige Inquisition, und Gregor IX. übergab die Verwaltung desselben den Dominikanern. (1233). Jeder, der ihnen verhaßt oder gefährlich war, oder der irrgläubige Aeußerungen sich hatte zu schulden kommen lassen, wurde gleich dem ärgsten Missethäter verbrannt oder in ein scheußliches Gefängniß geworfen, aus dem nur selten Erlösung zu hoffen war. Kein Haus sollte den Inquisitoren verschlossen, kein Zufluchtsort unzugänglich sein. — In Spanien und Portugal wüthete dieses Gericht am furchtbarsten. Von 1482—1500 kamen allein in dem erstern Lande 100,000 Ketzer auf den Scheiterhaufen. — Die ehrlichen Deutschen ließen aber die Sache bei sich nicht aufkommen; sie erschlugen den ersten Ketzerrichter, Konrad von Marburg (1233), und nun zeigte keiner Lust, einen so gefährlichen Posten weiter zu übernehmen. — Erst in den neuern Zeiten haben wir durch den gelehrten Spanier Antonio Llorente, der längere Zeit erster Sekretair des heiligen Gerichts war, eine aus den Originalakten begründete Geschichte der spanischen Inquisition erhalten, von welcher eine deutsche Uebersetzung (von Höck) erschienen ist. Auch dem Gefühllosesten schaudert die Haut, wenn er die Greuel

lieset, die hier unter dem Deckmantel der heiligen Religion verübt wurden. —

Was war natürlicher, als daß man jedem Aufkeimen einer freiern Denkungsart, wenn sie nur im Entferntesten der päpstlichen Macht Eintrag thun konnte, mit Feuer und Schwert entgegentrat. Mit tiefer Bekümmerniß gewahrten edle und denkende Männer das wachsende Verderben und wirkten ihm entgegen. Schon Klaudius († 839), Bischof von Turin, eiferte gegen die Auswüchse der herrlichen Christuslehre, suchte dieselbe in ihrer ursprünglichen Reinheit darzustellen und sammelte um sich eine Schaar von Gleichgesinnten, die in den Thälern von Savoyen und Piemont unter dem Namen Vallenser (Thalbewohner), obwohl bei harten Bedrückungen und Verfolgungen, bis auf unsre Tage der gereinigten Lehre treu geblieben sind. Sie traten späterhin mit den Albigensern (vom südlichen Frankreich Albigesium so genannt) in Verbindung, welche in einem frommen Kaufmanne aus Lyon, Peter Waldus (1160) ihren Stifter verehrten. Dieser ließ die Evangelien in die Landessprache übersetzen und drang vorzüglich auf einen christlichen Lebenswandel, der sich durch Bibellesen, Beten, Almosenertheilen, Fleiß und Rechtlichkeit kund geben müsse. — Welche Verfolgungen Innocenz über die Anhänger der Sekte verhängte, haben wir oben (Th. II. §. 17) gesehen. —

Und doch that eine Wiederherstellung des Christenthums, das von seiner ersten Einrichtung fast nichts als den Namen behalten hatte, unendlich noth, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird.

Christliche Kirche.

Die Glockentaufe wurde im 10ten Jahrhundert von den Päpsten förmlich eingeführt, und man lud dazu bisweilen gegen 300 Gevattern, welche natürlich aber

nicht mit leeren Händen kommen durften. — Zu Loretto in Italien wurde ein kleines Häuschen für das Wohnhaus der Maria ausgegeben, welches die lieben Engelein aus dem Lande der Ungläubigen hieher gebracht haben sollten, und die Pilgrimme strömten schaarenweise herzu, um hier die reichsten Gaben niederzulegen. — Man feierte jährlich in den Kirchen — aber nur von Spanien, Italien und Frankreich — ein besondres Narrenfest, wo der Pöbel und die niedre Geistlichkeit in unanständiger Kleidung die heiligen Gebräuche der Kirche nachahmten, unflätige Lieder sangen, auf dem Altar Würfel spielten, von der Kanzel herab Zoten rissen ꝛc. — Das Unwesen dauerte in Frankreich bis 1552, wo es erst durch einen Parlamentsbeschluß — also nicht auf Antrieb der Geistlichen — untersagt wurde. — Um die Flucht der heiligen Familie nach Aegypten darzustellen, wurde ein abgerichteter Esel neben den Altar gestellt und anstatt „Amen" zu rufen, schrie die Gemeinde mit dem Tone des Esels „hinham!" — Statt des Segens stimmte der Priester dreimals den Eselsgesang an ꝛc. — Am ersten Ostertage riß man von den Kanzeln Zoten. — Ganze Schaaren von Geißlern (Flagellanten) zogen auf den Straßen umher und peitschten ihren entblößten Leib. — Auch bei den Deutschen fand dieses Unwesen Eingang, bis dasselbe, da es bei dem Umherschwärmen, der schamlosen Entblößung ꝛc. Anlaß zu den frechsten Ausschweifungen gab, ernstlich verboten wurde. Die Flegler oder Bengler, welche man oft mit den Geißlern verwechselt hat, verfolgten mehr rein politische Zwecke. — Die Gebete betrachtete man nicht von Seiten der Andacht, sondern der Menge, und so kam der Rosenkranz auf, nach dessen Kügelchen man die Ave Maria's und Pater noster abzählte. — Die Lehre von der Transsubstantiation oder Verwandlung des Brotes und des Weines beim Abendmahle wurde (1215) Glaubensartikel und man entzog nun den Nichtgeistlichen

(den Laien) den Kelch. — Die Taufe, die Beichte, das Abendmahl, die Firmelung, die Priesterweihe, der Ehestand und die letzte Oelung wurden die 7 Sakramente. Innocenz III. machte die Ohrenbeichte oder Aufzählung der einzelnen Sünden zur Pflicht. —

Die eigentlichen, gelehrteren Theologen verloren sich in Spitzfindigkeiten, durch welche sie die Lehren ihrer Kirche, sie mochten auch noch so widersinnig sein, durch Vernunftgründe zu vertheidigen suchten. So entstand die scholastische Philosophie und Theologie, die zwar zur Weckung des Scharfsinnes viel beitrug, die Begriffe aber mehr verwirrte, als klar machte. Man kann sich kaum eines mitleidigen Lächelns enthalten, wenn man die Fragen lies't, mit denen sich der grübelnde Geist der Scholastiker beschäftigte: ob z. B., wenn der Kopf nicht durch eine Oeffnung gehe, der Kopf zu groß, oder die Oeffnung zu klein sei ꝛc. — Doch lehrten schon einige Scholastiker, es sei ein Unterschied zwischen theologischer und philosophischer Wahrheit, und Vieles, was die Kirche lehre, sei wahr, was doch, unabhängig vom Kirchenglauben und durch eignes Nachdenken begründet, falsch sei. — Die vorzüglichsten Scholastiker waren: Joh. Roscelin, der Stifter der Nominalisten, die behaupteten, allgemeine Begriffe hätten keine Wirklichkeit, wären bloße Worte. Wilh. von Champeaux, Stifter der Realisten, behauptete das Gegentheil. Albertus Magnus (§. 19.), Thomas von Aquino und besonders Duns Scotus haben sich durch ihre Spitzfindigkeiten einen Namen erworben.

Die Deutschen neigten sich weniger zu diesen Subtilitäten; sie faßten das Religiöse oder Kirchliche lieber mit der Tiefe der Empfindung, als mit der Schärfe des Verstandes auf, — sie waren mehr Mystiker; z. B. der beliebte Prediger Joh. Tauler († 1361), den selbst Luther hochachtete.

§. 20.

Die merkwürdigsten Länder außer Deutschland.

Frankreich.

Durch die Theilung von Verdun (§. 10.) ward Karl der Kahle der erste König des eigentlichen Frankreichs († 877): ihm folgten seine Kinder und Kindeskinder, und so erhielt sich zwar das Geschlecht des großen Karl fast anderthalb Jahrhunderte auf dem französischen Throne, aber sein Geist war aus diesem Geschlecht entwichen. Die Karolinger bilden eine Reihe elender Regenten, deren Beinamen schon ihre Erbärmlichkeit andeuten: Einer hieß der Dicke, ein andrer der Einfältige, ein dritter der Stammler ꝛc. Unter solchen Herrschern konnten die Vasallen recht bequem für sich selbst sorgen; sie vergrößerten ihre Lehen und machten sie auf ihre Nachkommen erblich. Burgund riß sich gänzlich los (870); die plündernden Normannen setzten sich unter Rollo, der in der Taufe den Namen Robert annahm, im Lande fest, bevölkerten eine ganze Provinz (die Normandie), und wurden sogar Lehnsherren der benachbarten Grafen von Bretagne (912). Karl IV. (949) besaß von dem großen Reiche nur noch die einzige Stadt Laon. Da that es denn wohl noth, ein mächtigeres Regentenhaus an die Spitze zu stellen, und die Wahl fiel, nach Ludwig V. oder des Faulen, Tode (987), auf

Hugo Kapet, den angesehensten unter den Vasallen, in dessen Besitzungen Paris die Hauptstadt war. Von ihm stammen alle die folgenden Könige von Frankreich ab, die bis auf den heutigen Tag regiert haben. Burgund hatte sich losgerissen, Lothringen gehörte zu Deutschland und die Vasallen, welche der königlichen Macht wenig oder nicht nachstanden — die Grafen und Herzöge von Flandern, Toulouse, Gascogne und der Normandie —

hauseten in ihren Gebieten als völlig unumschränkte Herren; mithin war die Macht der ersten Kapetinger erbärmlich genug. Unter Ludwig VI. hob sich das königliche Ansehen einigermaßen dadurch, daß er die Einführung der Korporationen in den Städten begünstigte, welche ihm für die Ertheilung ihrer Privilegien namhafte Summen zukommen ließen. — Nach Ludwigs VI. Tode (1137) folgte Ludwig VII. (Th. II. §. 16), der sich von seiner ausschweifenden Gemahlinn, Eleonore, der Erbinn von Poitou und Guyenne, scheiden ließ. Diese verheirathete sich schon 6 Wochen nach der Trennung an Heinrich Plantagenet, den Herzog von der Normandie und den angrenzenden Lehnsländern, der bald darauf König von England wurde. So waren die Könige von England Vasallen derer von Frankreich, besaßen aber schon in Frankreich mehr Land, als ihre eigentlichen Oberherren, und so konnte es an Reibungen nicht fehlen, die den Grund zu einer langen Reihe von Kriegen legten.

Sein Sohn, Philipp August (1180 — 1223) war einer der tüchtigsten Herrscher aus dem Hause der Kapetinger. Leider kam es ihm aber auf ein schlechtes Mittel nicht an, wenn er nur seine Macht nach außen, besonders aber nach innen vermehren konnte. Er verschönerte Paris, befestigte die Stadt und versah sie mit Straßenpflaster (1184), sorgte für die Sicherheit der Straßen und machte den 3ten Kreuzzug mit (Th. II. §. 16). Nichts war ihm erwünschter, als das Unglück und die Gefangennehmung von Richard Löwenherz (Th. II. §. 16), dessen beste Kraft dadurch gebrochen war. Während der Abwesenheit dieses Gefürchteten theilte er mit dem elenden Johann ohne Land (s. unten!) Richards französische Besitzungen und nach der Rückkehr desselben, entspannen sich deßwegen blutige, aber nichts entscheidende Kämpfe. Nach Richards Tode aber wurde die ganze Normandie mit Frankreich vereinigt; denn Philipp fiel unter den neuern

Monarchen zuerst darauf, statt der gefährlichen Lehnsmannschaft bezahlte Kronsoldaten anzuwerben, und mit diesen eroberte er glücklich die Normandie und einige benachbarte Lehnsländer wieder.

Der wahrhaft fromme und ritterliche Ludwig IX. (1226—70), der den unglücklichen 5ten Kreuzzug anführte (Th. II. §. 18), erlangte von seinen Vasallen wenigstens so viel, daß sie Appellationen ihrer Unterthanen an den König zuließen und sich seinen Entscheidungen fügten. Auch mit England schloß er förmlich Frieden, und dieses Land entsagte allen Ansprüchen auf die Normandie, behielt aber noch immer in Frankreich festen Fuß. — Trotz seiner Frömmigkeit verbot er doch durch ein Reichsgesetz ausdrücklich die päpstlichen Gelderpressungen in seinem Lande. (Ueber den Ausgang dieses trefflichen Mannes s. den Anfang des §. 18.)

England.

Die von den Angeln und Sachsen gestifteten, sich unter einander von Anfang an bekämpfenden 7 Königreiche (Th. I. §. 49) wurden unter Egbert von Westsex (827) zu einem Reiche vereinigt, das nun den Namen England führte. Die innere Ruhe war auf diese Weise hergestellt, aber um so ernsthafter wurden die Kämpfe gegen die äußern Feinde, die Normannen, welche im 9ten Jahrhundert alle europäischen Küsten zittern machten. Zwar wurden sie mehrmals blutig zurückgewiesen, aber sie kehrten jedes Jahr mit frischen Kräften zurück. Am häufigsten und gefährlichsten waren ihre Einfälle unter der Regierung

Alfred des Großen (871—901), eines der vortrefflichsten Männer, welche die Geschichte aufzuweisen hat. Er schlug die Feinde achtmal in einem Jahre, aber die Gefallenen wurden immer doppelt ersetzt. Er mußte den Verderbern das Land überlassen und sich selbst in der

Hütte eines seiner Kuhhirten verbergen. Darauf zog er mit einigen Gefährten in eine unzugängliche Gegend, machte von hier aus für die Dänen (oder Normannen) verderbliche Streifzüge, wobei er so glücklich war, die Hauptfahne der Feinde, die sie mit abergläubischer Furcht verehrten, weil dieselbe unter einflußreichen Zaubersprüchen gewebt war, zu erbeuten, ging sogar, als Harfner verkleidet, in ihr Lager und kundschaftete ihre Schwächen aus, worauf er ins geheim noch mehr Angelsachsen an sich zog, seine Gegner plötzlich überfiel und gänzlich schlug. Sie unterwarfen sich, erhielten Wohnsitze und nahmen das Christenthum an. — Noch später mußte er mit zahlreichern Heeren derselben kämpfen, gewann aber endlich, nach 56 Schlachten, Ruhe, und traf in seinem Lande die weisesten Einrichtungen.

Er gründete eine Seemacht, erbaute feste Schlösser an den gewöhnlichen Landungsplätzen der Dänen, berief fähige Männer des Auslandes, gab ein bürgerliches Gesetzbuch, sicherte die hohe Schule zu Oxford durch reiche Schenkungen, verwendete den 7ten Theil seiner Einkünfte zu Bauten, zog Kaufleute und Manufakturisten ins Land und begünstigte sie auf alle Weise, stiftete eine Art von Parlament und erhielt das schon früher bestehende Herkommen, nach welchem, bei Anklagen, 12 Hausväter, nachdem sie zuvor geschworen hatten, gerecht zu richten, die Untersuchungen der Klagen vornahmen und über die Strafen entschieden. — Das ist der Ursprung der nachmals so berühmten Geschwornengerichte, die unter dem Namen „Jurys“ noch jetzt in England, (Frankreich und den preußischen Rheinprovinzen) bestehen.

Alfred war für seine Zeiten und sein Volk selbst ein gelehrter Mann. Er sammelte die altsächsischen Volkslieder, schrieb und übersetzte mehre Bücher, verstand die Meß- und Baukunst, und widmete täglich 8 Stunden der Beschäftigung mit den Wissenschaften. Alle freien Unterthanen

hielt er mit Strenge an, ihre Kinder in die öffentlichen Schulen zu schicken, und in einer noch vorhandenen Schrift bezeigt er nicht wenig Freude über die glücklichen Fortschritte des Schulwesens in England.

Unter Alfreds Nachfolgern bemerken wir Athelstan (925—940), den Schwiegervater von Otto I. — Als Beweis für die Einfachheit jener Zeiten diene folgende Anekdote: Als Otto eine von Athelstan's Töchtern zur Ehe begehrte, schickte ihm dieser beide, damit er wählen könnte. — Otto wählte die schöne Editha, die nebst ihrem Gemahl im Dom zu Magdeburg (welche Stadt sie wegen der Aehnlichkeit mit London [?] sehr lieb hatte) begraben liegt.

Mit größerm Ungestüm drangen die Dänen herein; auch empörten sich die schon im Lande seßhaften Normannen, und nur durch schwere Summen konnte von dem schwachen Könige Edelreth auf einige Zeit Ruhe erkauft werden, bis der Dänenkönig Kanut der Große ganz England eroberte (1017—1035). So bald das Reich beruhigt war, that dieser treffliche Fürst alles Mögliche, um die Besiegten für sich zu gewinnen. Er übte strenge Gerechtigkeit, achtete die altsächsischen Gewohnheiten und brachte es auch wirklich dahin, daß beide Völker sich seitdem nicht mehr als zweierlei Nationen betrachteten. Leider aber ruhete Kanut's Geist nicht auf seinen Nachfolgern, die sich unter einander bekämpften und so jedem fremden Eroberer einen leichten Sieg bereiteten.

Nach Eduard des Bekenners Tode (1066) hatte sich Graf Harald zum Könige aufgeworfen; doch Wilhelm, Herzog von der Normandie, (der Eroberer) hatte sich auch auf diese Würde Hoffnungen gemacht, und an der Spitze der damals fast unwiderstehlichen französischen Normänner, zu welchen sich die Blüthe des französischen Adels gesellte, landete er, 60,000 Mann stark, und erwarb sich durch die furchtbare Schlacht bei Hastings (14ten Okt.

1066) den engländischen Thron, den seine Nachkommen in weiblicher Linie noch jetzt besitzen (Th. II. §. 16). Wilhelm war in jedem Betracht ein tüchtiger Regent, und England wäre wohl unter ihm glücklich geworden, wenn er nicht seine Normannen, deren Tapferkeit er freilich Alles verdankte, zu sehr begünstigt hätte. Nur mit Normannen wurden die öffentlichen Aemter besetzt; nur sie erhielten die großen Vasallenlehen, in welche das ganze Land zertheilt wurde, ohne die Rechte der frühern Besitzungen zu achten. — Selbst die Landessprache sollte ausgerottet werden; man durfte sich derselben weder in den Schulen, noch vor Gericht bedienen, und so entstand aus einem Gemisch des Französischen und Angelsächsischen das heutige Englische. Zwar empörten sich die Unterdrückten; doch mit Härte wurden sie zum Gehorsam zurückgeführt, und die Beknechtung des englischen Volks blieb nach wie vor.

Nach Wilhelms Tode gingen die Unruhen aufs neue los, bis Heinrich II. Plantagenet (s. oben!), Herzog der Normandie und Bretagne, den Thron bestieg (1154—89). Dieser regierte klug und kräftig, bekämpfte die Anmaßungen der Geistlichen, dämpfte eine Empörung seiner eignen Söhne, eroberte Irland (1172) und führte im Innern eine strenge Rechtspflege ein.

Sein Sohn, Richard I. Löwenherz († 1190), der tapferste Held des Mittelalters, brachte das Land durch seinen unglücklichen Kreuzzug (Th. II. §. 16) an den Rand des Verderbens. — Sein elender Bruder, Johann ohne Land, († 1216) verlor die meisten seiner französischen Besitzungen in Frankreich an den klugen Philipp August, der den engländischen König, als seinen Vasallen, natürlich ohne Erfolg, vor Gericht gefordert hatte, (s. oben!) und wurde von Innocenz III. durch das Interdikt gezwungen, sein eigenes Land für 1000 Mark jährlichen Tributs vom Papst als Lehn zu tragen (Th. II. §. 17). Die höhern Geistlichen und Barone benutzten

die Erniedrigung ihres verächtlichen Herrschers und erzwangen von ihm die berühmte Urkunde, welche unter dem Namen des großen Buchs oder Freiheitsbriefes (Magna charta libertatum) noch jetzt den Grundpfeiler der engländischen Verfassung ausmacht. Es wurde dieselbe vom König unterzeichnet den 19. Junius 1215. Keine Steuern sollten ohne Bewilligung des großen Rathes (Parlamentes) gefordert werden; alle Städte sollten ihre Freiheit behalten; kein freier Mann dürfte gefangen gesetzt oder sonst beschädigt werden, außer wenn er zuvor von seines Gleichen nach den Landesgesetzen gerichtet wäre. Seit dieser Zeit erhob sich besonders der Bürgerstand durch die Freiheit des Handels nach dem Auslande. — Im Jahr 1265 wurden zuerst Deputirte der Städte in das Parlament berufen, das sich 1343 in Ober- und Unterhaus theilte. — Die Sachsen und Normannen verschmolzen so in einander, daß aller Unterschied zwischen beiden Nationen verschwand und die neuentstandene englische Sprache seit dem 14ten Jahrhundert selbst in Staatsurkunden eingeführt wurde.

Spanien.

Bis in das 11te Jahrhundert erfreute sich das Reich der Araber in Spanien (Th. II. §. 7.) der höchsten Blüthe; zerfiel aber von jetzt an durch die Schwäche seiner Fürsten so, daß es fast eben so viele Herrschaften als bedeutende Städte zählte. Nach und nach breiteten sich, unter so günstigen Umständen, die in die nördlichen Gebirge zurückgedrängten christlichen Gothen wieder aus und gründeten mehre Reiche, als Asturien, Navarra, Barcelona, Leon, Kastilien, Katalonien und Arragonien, welche fortwährend mit den Arabern oder Mauern in Kriege verwickelt waren, wobei sich ein besonders ritterlicher Sinn ausbildete (Don Rodrigo Diaz, von den Feinden Cid — Herr — genannt, zeichnete sich besonders

aus und sein Name tönt in den lieblich-edlen spanischen Romanzen noch bis in unsre Zeiten herüber). Auf allen Seiten wurden die Ungläubigen geschlagen, da sie, bei ihrer Zersplitterung, den bald darauf in zwei Reiche, Kastilien und Aragonien, vereinigten Christen um so weniger widerstehen konnten. Zwar erhielten sie von Afrika aus öfter frische und furchtbare Streitkräfte, aber nach der Vernichtungsschlacht auf der Ebene von Tolosa (1212) lag alle Macht dieser ehemaligen Erobrer mit einem Male danieder. Selbst Kordova mußte sich ergeben (1236), auch Sevilla fiel (1248), und immer enger wurden die Mauren nach dem Mittelmeere zurückgedrängt. — Auch das Land zwischen dem Minho und Duero — von der Stadt Porto (Portucale) Portugal genannt, wurde ihnen entrissen, und von hier aus eroberte Alphons I. eine eigne Herrschaft. Nach dem Siege bei Durique (1139) nahm er den königlichen Titel an, den ihm anfangs die Könige von Kastilien streitig machten, der Papst Alexander III. aber gegen einen jährlichen Tribut bestätigte. Alfons III. († 1279) vollendete durch die Eroberung Algarbiens den Umfang des Reiches Portugal.

Unter den Königen von Kastilien ist Alphons X., der Weise, berühmt (Th. II. §. 17.), der sich die deutsche Krone erkaufte und deßwegen seine Unterthanen hart bedrückte. Er war übrigens ein gelehrter Mann, der die Universität Salamanca wohl bedachte, alle öffentlichen Urkunden in der Landessprache abfassen und astronomische Tabellen (die alphonsinischen) anfertigen ließ. Er selbst war in Magie und Sterndeutung wohl erfahren, wußte aber nicht recht, wie es auf der Erde aussah († 1284).

Asien.

Im 13ten Jahrhundert wälzte sich plötzlich aus den ursprünglichen Wohnsitzen der alten Hunnen (Th. I. §. 49.) ein Menschenstrom hervor, der Asien und Europa zu ver-

derben drohete. Die wilden Nomadenstämme der Mongolen wurden von einem gewissen Temudjyn vereinigt. Auf einem großen Reichstage, wo sich Abgeordnete von allen unterworfenen Horden einfanden, erhielt er den Titel Khacan oder Großkhan; zugleich prophezeite ihm ein frommer Chaman (Priester, Zauberer), daß er die ganze Erde beherrschen werde, und befahl ihm, sich hinfort nicht mehr Temudjyn, sondern Dschingis-Khan, d. h. Khan aller Khane, zu nennen (1206). Begeistert durch diese Propezeihung stürzten sich die wilden Schaaren blindlings auf ihre Nachbaren und eroberten Asien von Peking in China bis in das europäische Rußland hinein. — Das Dasein dieses Weltstürmers hat dem Menschengeschlechte wenigstens 5 bis 6 Millionen Menschen gekostet, nicht zu gedenken der ungeheuren Menge von Kunstwerken, Handschriften ꝛc., welche vernichtet wurden. — Sein Enkel, Batu-Khan, unterwarf sich Rußland, drang bis über die Oder und verbrannte Breslau, wurde aber durch die berühmte Schlacht auf der Ebene von Wahlstatt bei Liegnitz (9ten April, 1241) so geschwächt, daß er sich wieder zurückzog. — Hulaku, ein andrer Enkel Dschingis-Khan's, machte durch die Eroberung von Bagdad (1258) dem Reiche der Khalifen ein Ende. — Aus den mongolischen Eroberungen entstanden vier große Khanate: China, Iran (Persien), Dschagatai (Bucharei) und Kaptschack (nördlich vom kaspischen Meere).

Noch einmal erhuben sich die Mongolen unter Tamerlan (auch Timur-Beg oder Timur-Leng, d. i. der lahme Timur, weil er hinkte), der seine Abkunft zwar von Dschingis-Khan ableitete, eigentlich aber von ganz niederer Herkunft war. Er unterwarf sich ganz Mittelasien und Indostan bis zum Ganges, und Greuel aller Art bezeichneten seine Siege. Auf einem Zuge gegen China starb der Weltstürmer (1405) und sein Reich, durch innere Unruhen erschüttert, zerfiel in mehrere

Theile. — Einer von seinen Nachkommen, Babur, wurde Stifter des Reichs des großen Moguls.

Dritter Abschnitt.

Geschichte der merkwürdigsten Völker und Staaten bis auf die Reformation durch Luther und Zwingli. (1273—1517.)

§. 21.

Deutschland. (1273—1493.)

Konradin's Tod.

Noch war von dem edlen Geschlecht der Hohenstaufen ein Sprößling übrig, der junge Konradin nämlich, Sohn Konrads IV. (Th. II. §. 17.). Während der Minderjährigkeit desselben entriß ihm der Papst, der unversöhnliche Gegner der Hohenstaufen, sein rechtmäßiges Erbe, das Königreich beider Sicilien, und belehnte damit den Grafen Karl von Anjou, einen tapfern, aber jedem menschlichen Gefühle entfremdeten Mann, Bruder Ludwigs des Heiligen von Frankreich. Mit eisernem Scepter waltete er in dem unglücklichen Lande, gab die wichtigsten und einträglichsten Stellen habsüchtigen Franzosen und erbitterte so nicht nur die Gibellinen, sondern sogar die Welfen gegen sich, und die Neapolitaner riefen den jungen Konradin aus Deutschland herbei. Dieser war indessen ganz still in Schwaben, auf den wenigen übrig gebliebenen Stammgütern seines Hauses, zu einem vortrefflichen Jünglinge herangewachsen und forderte nun mit den Waffen in der Hand sein väterliches Erbtheil zurück. Als er in Italien angekommen war, strömten die Gibellinen haufenweise zu seinem Heere; aber die unglückliche Schlacht bei Tagliacozzo (1268) vernichtete mit einem Male alle

jene hochaufstrebende Pläne. Der unglückliche Prinz wurde nebst seinem Freunde, Friedrich von Baden, auf der Flucht gefangen und, nach einem ziemlich tumultuarischen Prozeß, auf dem Markte von Neapel enthauptet. — So endete der letzte Hohenstaufen im 16ten Lebensjahre. Bis auf den letzten Augenblick verleugnete er nicht den Geist seiner großen Ahnen; noch vom Blutgerüste herab erklärte er feierlich seinen Vetter, Peter von Arragonien (Th. II. §. 20.) zum Erben des ihm geraubten Reichs. —

Deutsche Kaiser aus verschiedenen Häusern.

Mit Trauer und Betrübniß vernahm man in Deutschland Konradin's unglückliches Schicksal; aber an Rache war, wenigstens vor der Hand, nicht zu denken, da bei dem damals obwaltenden Interregnum (Th. II. §. 17.) das ganze Reich zu zerfallen drohete. Die Bessern sehnten sich wieder nach einem Oberhaupte und die Kurfürsten erwählten einstimmig den Grafen

Rudolph von Habsburg (1273—91), einen wegen seiner Tapferkeit, Redlichkeit und Klugheit allgemein geachteten Ritter, der sich bedeutender Besitzungen in der Schweiz und im Elsaß erfreuete. — Noch stehen die ehrwürdigen Ruinen des Stammschlosses Habsburg unweit des Städtchens Brugg in der Schweiz. — Zufällig hatte Graf Rudolph dem Erzbischof von Mainz einen Ritterdienst erwiesen, indem er denselben auf einer Reise nach Rom auf den unsichern Straßen über die Alpen geleitet, und dies, meinte der Bischof, könnte er nicht besser vergelten, als wenn er seine Mitwähler auf jenen würdigen Mann aufmerksam machte; und als auch der Burggraf Friedrich von Nürnberg, einer der Stammväter des königlich preußischen Hauses, in das Lob des Vorgeschlagenen einstimmte: so ging die Wahl ohne Einspruch durch.

Aber man hätte auch nicht glücklicher wählen können; Rudolph besaß alle Eigenschaften, um in dem deutschen Reiche den alten Glanz wieder herzustellen. Zunächst suchte er den Papst für sich zu gewinnen und dies gelang ihm auch so vollkommen, daß derselbe mit vieler Mühe den König Alfons von Kastilien bewog, auf die kaiserliche Würde in Deutschland zu verzichten. Nun ließ Rudolph durch die deutschen Reichsstände den allgemeinen Landfrieden beschwören, richtete mit Gerechtigkeit über die streitenden Parteien und verfuhr mit Strenge gegen die Unruhigen. Mehr als 70 Raubschlösser ließ er zerstören und verurtheilte viele der Schnapphähne zum Tode. Darauf bekämpfte er den König Ottokar von Böhmen, welcher in der Zeit des Interregnums sich in den Besitz von Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain gesetzt, ja auf die Kaiserwürde sich große Rechnung gemacht hatte und jetzt den Lehnseid verweigerte; aber er wurde mit Beihülfe einiger Reichsfürsten genöthigt, seine Besitzungen bis auf Böhmen und Mähren herauszugeben und auch diese letztern Länder vor dem Kaiser knieend als Reichslehn zu empfangen (1276). Angereizt durch seine stolze Gemahlinn erneuerte zwar Ottokar den Kampf, doch zu seinem größten Verderben. In der Schlacht bei Wien auf dem Marchfelde fand er seinen Tod (1278) und Rudolph belehnte, nach Einwilligung der Reichsstände, seine eignen Söhne, Albrecht und Rudolph, mit den östreichischen Ländern. Böhmen behielt Ottokars Sohn Wenzel. Von diesem Tage an war die Größe des habsburgisch-österreichischen Hauses gegründet. — Die übrige Zeit seines Lebens hindurch sorgte Rudolph für die Ruhe seines Reichs, bis er im 73ten Jahre zu Germersheim am Rhein starb. Ein altes Geschichtsbuch sagt von ihm: „Man kann das nit alles beschryben, wie der sälig Kunig Rudolf was (war), fromm und tugendhaft, und fast von jedermänniglich was beklagt.“ —

Lange Zeit diente bei den Deutschen „Rudolphs Redlichkeit" zum Sprüchworte.

Aus Furcht vor der wachsenden Macht Habsburgs wählte man nach Rudolphs Tode nicht seinen Sohn Albrecht, sondern den Grafen

Adolph von Nassau (1291—98), der es sich angelegen sein ließ, Ruhe und Frieden im Reiche zu erhalten; doch die unwürdigen Mittel, welche er anwendete, um sich Länder zu erwerben, erregten die Unzufriedenheit der Fürsten. Albrecht der Unartige (Entartete) nämlich, Markgraf von Meißen, verkaufte für eine Summe von 12,000 Mark, aus Haß gegen seine rechtmäßigen Söhne, Friedrich mit der gebissenen Wange und Diezmann, dem Kaiser die Landgrafschaft Thüringen. Diese Prinzen waren ihm so verhaßt, weil sie, mit Margaretha, der unglücklichen Tochter des Kaisers Friedrich II. erzeugt, einem in einer zweiten Ehe gebornen Lieblingskinde, Apitz, im Wege standen. Die thüringischen Stände aber wollten von einem fremden Fürsten nichts wissen, und es entstand ein furchtbarer Verheerungskrieg. Die Unzufriedenen erwählten nun den früher von ihnen zurückgesetzten

Albrecht I. von Oesterreich (1298—1308), der in der Schlacht bei Worms (1298) seinem Gegner Krone und Leben eigenhändig entriß. Albrecht war ein zwar kräftiger, aber auch finstrer und harter Herr, dessen ganzes Sinnen und Trachten nur darauf ausging, die Macht des Hauses Oesterreich zu vergrößern. Die Reichslehen wollte er in östreichische Erblande verwandeln; aber alle seine Pläne mißlangen, trotz seiner furchtbaren Kämpfe gegen Böhmen und besonders gegen Thüringen, wo er seines Vorgängers Pläne durchsetzen wollte, ja er bewirkte sogar durch seine Härte den Abfall der Schweiz. — Selbst seinem Brudersohne Johann von Schwaben (Parricida), enthielt er das väterliche

Erbtheil vor; doch geschah dieß zu des Kaisers eignem Verderben, indem ihn der junge Fürst gewaltsam ermordete (1308). —

Abfall der Schweiz.

Mit dem Abfall der Schweiz hatte es folgende Bewandtniß: Das ganze Land der Helvetier war in mehre Gebiete getheilt, von denen einige zu geistlichen Besitzungen, andre mächtigen weltlichen Grafen gehörten, und noch andre unmittelbar unter dem deutschen Reiche standen. Dies letztere war der Fall bei den Kantonen Schwyz, Uri und Unterwalden. Albrecht, der von seinem Vater in der Schweiz schon vieles Grundeigenthum ererbt hatte, gierte, damit noch nicht zufrieden, auch nach den freien Kantonen und forderte sie auf, sich dem Hause Oesterreich zu unterwerfen. Dazu bezeigten aber diese keine Lust, vielmehr verlangten sie einen Voigt vom Reich, da sie bis jetzt sich in Reichsangelegenheiten an die österreichischen Amtleute gewendet hatten. Da ernannte Albrecht zu Voigten Geßler von Bruneck und Beringer von Landenberg, die, gegen alles Herkommen, in den Waldstädten wohnten. Geßler bauete — was in Schwyz unerhört war — eine Zwingburg in Uri und Landenberg wohnte auf einem habsburgischen Schlosse zu Sarnen. — Beide Vögte, trotzig und herrisch von Natur, bestraften, nach des Kaisers Willen, jeden Fehler mit unbarmherziger Strenge, behandelten auch das Volk mit Verachtung und Hohn. Noch mehr wuchs der Unmuth der Gedrückten, als der Kaiser, um die Trennung von den Erbländern fühlbar zu machen, höhern Zoll auf die Einfuhre legte und die Ausfuhr zum Theil gänzlich verbot. Da auch die Voigte fortfuhren und manche Greulthat begannen, z. B. dem alten Melchthal, da er seinen Sohn nicht herbeischaffen konnte, die Augen ausstechen ließen ꝛc.: so verbanden sich drei wackere Schweizer:

Walther Fürst aus Uri, Arnold von Melchthal aus Unterwalden und Werner Stauffacher aus Schwyz mit 30 Gleichgesinnten, welche auf einer Wiese am Waldstädtersee, dem Rütli, sich verschwuren, die Freiheit ihrer Kantone aufrecht zu erhalten. Auch Wilhelm Tell, ein muthiger Gemsenjäger aus Bürglen, gehörte zu diesem Bunde. Geßler hatte in Altorf einen Hut — das Zeichen des österreichischen Hauses — aufgestellt und geboten, jeder Schweizer sollte bei Todesstrafe vor demselben sein Haupt entblößen. Tell unterließ dieß, und ungeachtet er dringend um Gnade bat, wurde er doch verdammt, einen Apfel von dem Haupte seines eignen Knaben zu schießen. Er that es, ward aber doch nicht frei; denn da er gestand, wäre der Schuß fehl gegangen, würde er den Landvoigt erschossen haben: so führte ihn dieser mit sich fort über den Waldstädtersee nach seiner Burg, wo er in Ketten und Banden schmachten sollte. Allein ein starker Sturm drohete dem Fahrzeuge Verderben, und Tell, als geschickter Ruderer bekannt, wurde der Fesseln entledigt, lenkte glücklich ans Ufer, ergriff sein Geschoß, entsprang in das Land Schwyz, und als der Voigt, mit Mühe dem Sturm entronnen, daher kam, traf ihn des sichern Schützen tödtliches Geschoß in dem hohlen Felsenwege, der nach der Burg Küßnacht führt (1308). Sein Tod war das Zeichen zum allgemeinen Aufstande; die Voigte wurden verjagt; nach und nach traten auch die übrigen Kantone bei und erkämpften sich mit der bewundernswürdigsten Tapferkeit — fast 200 Jahre hindurch währte der hartnäckige Krieg gegen Oesterreich — ihre volle Freiheit (1499). — Die verbündeten Kantone erhielten den Namen „Schweizer Eidgenossenschaft."

Unter Albrecht war es den Deutschen klar geworden, wie bedenklich es sei, einen länderreichen Fürsten auf den Kaiserthron zu erheben; sie nahmen deßhalb

auf Philipp den Schönen von Frankreich, der gern Karls des Großen Reich wieder vereinigt hätte, indem er seinem Bruder Karl den deutschen Kaiserthron verschaffen wollte, keine Rücksicht und wählten den Grafen Heinrich VII. von Luxenburg (1308—13), einen zwar nicht mächtigen, aber in jeder Hinsicht wackern Regenten. Zuerst bestätigte er den Waldstädten ihre alten Freiheiten und Rechte, was die Fürsten Oestreichs, die selbst nach der deutschen Reichskrone strebten, schon mit schelem Auge ansahen; noch mehr reizte er aber dieselben, als er die Prinzessiun Elisabeth, Tochter des letzten Königs von Böhmen, Wenzeslaus, mit seinem — freilich erst vierzehnjährigen — Sohne Johann vermählte und so für diesen die böhmische Krone gewann. Nun zog er nach Italien, um hier die alten Kaiserrechte wieder aufzufrischen. Dieses schöne Land war noch immer ein Schauplatz der furchtbarsten Kämpfe zwischen den Welfen und Gibellinen. Der Einfluß der Deutschen war gebrochen, aber einzelne Geschlechter hatten in den Städten alle Macht an sich gerissen und wütheten gegen einander mit unnatürlicher Grausamkeit. In Mailand stritten die Familien Visconti und della Torre auf Tod und Leben um die Oberherrschaft. So war auch Rom zwischen zwei Herren und zwei Parteien getheilt: die Familie der Colonna war auf des Kaisers (der Gibellinen), die der Orsini auf Roberts, Königs von Neapel und Anhängers des Papstes, Seite. Schon war alles zu einem entscheidenden Schlage vorbereitet, als Heinrich plötzlich starb, nicht ohne Verdacht, er habe durch einen Dominikaner im Spülkelch beim heiligen Abendmahle Gift erhalten. Italien blieb in der schrecklichsten Zerrüttung.

Nach Heinrichs Tode traten auch in Deutschland sich bei der neuen Wahl zwei mächtige Parteien feindlich entgegen, die österreichische und die luxenburgische, und so wurde

Friedrich von Oestreich (1314—30) von seinen Anhängern zum Kaiser erwählt, einen Tag später Ludwig von Baiern (1314—47). Keiner wollte zurücktreten und es entspann sich ein Kampf, der acht Jahre lang die deutschen Länder verwüstete, bis (1322) durch die entscheidende Schlacht bei Mühldorf — welche der kleine höckerige aber kriegserfahrene Seifried Schweppermann gewann — Friedrich nebst seinem Bruder Heinrich in Ludwigs des Baiern Hände gerieth. Die geschlagene Partei, an deren Spitze Leopold von Oesterreich stand, setzte indessen den Krieg eifrig fort, bis zwischen beiden Häuptern eine Aussöhnung zu Stande kam und beide Feinde mit einander in der engsten Freundschaft zu München lebten, an einem Tische aßen, in einem Bette schliefen ꝛc.

Nach Friedrichs Tode (er starb 1330) regierte Ludwig noch 17 Jahre; allein es waren für ihn und für Deutschland unglückliche Jahre. Mit den jetzt zu Avignon residirenden Päpsten im Unfrieden, von ihnen fortwährend im Bann erhalten und so in eine Menge Kämpfe verwikkelt, mußte er es auch noch erleben, daß man ihm in dem Sohne des Königs Johann von Böhmen, Karl, einen Gegenkaiser aufstellte (1346). Diesen Schlag überlebte er nur ein Jahr; er starb plötzlich unfern seiner Hauptstadt München auf der Bärenjagd. Ludwig war nicht frei von Ländersucht. Seinem Sohne Ludwig gab er die Mark Brandenburg als Reichslehn und vermählte ihn mit der Fürstinn von Tyrol, Margaretha Maultasche; deren Ehe mit einem böhmischen, also luxenburgischen Prinzen er willkührlich trennte, worauf ihn der Papst verfluchte und in den Bann that.

Die treuesten Anhänger Ludwigs des Baiern waren die freien schweizer Waldstädte; dafür wollte sie der kühne und zornmüthige Leopold von Oestreich hart züchtigen; doch in dem engen Passe bei Morgarten erfochten 1300

tapfere Eidgenossen über ihren stolzen Feind einen glänzenden Sieg (1315), und aller Besitz Oestreichs und die Herrschaft des Adels in der Schweiz war für immer verloren.

Karl IV. (1347—78) von Böhmen konnte, nach seines Widersachers Tode, etwas freier aufathmen. Sein Gegenkaiser von Ludwigs Partei gewählt, der kriegserfahrene Günther von Schwarzburg, starb auch bald dahin, wie man sagt, an Gift, das er von dem Frankfurter Arzt Freidank empfangen habe, und Karl verstand es, sich mit großer Schlauheit aufrecht zu erhalten. Um die Ruhe in Deutschland zu befestigen, gab er das erste Reichsgrundgesetz (1356), die goldne Bulle, so genannt wegen der goldnen Siegelkapsel (bulla), mit welcher es versehen war. In dieser goldnen Bulle wurden die Rechte der Kurfürsten, die Ordnung bei der Wahl und Krönung der Kaiser bestimmt. Der Wählenden sollten 7 sein: Die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, ferner: der Herzog von Sachsen-Wittenberg, der Markgraf von Brandenburg, der Pfalzgraf am Rhein und der König von Böhmen. Bei erledigtem Kaiserthrone sollten die Kurfürsten von der Pfalz und Sachsen, als Reichsvikarien, die Verwaltung bis zur Wahl eines neuen Kaisers führen. — Er war der erste Kaiser, der die Hauptstadt seiner Erbländer, Prag, als Residenz behielt und von jetzt an hörte der Wechsel des Regierungssitzes der deutschen Könige auf. — Handel und Gewerbe nahm er in seinen besondern Schutz und die Wissenschaften fanden an ihm einen treuen Pfleger, wie die Gründung der Universität zu Prag (Th. II. §. 19.) beweis't. Auch die Vergrößerung seiner Erbländer ließ er sich angelegen sein; denn durch schlau angelegte Verträge erwarb er Brandenburg, die Lausitz, das Lehnsrecht über Schlesien und einen Theil der obern Pfalz. Brandenburg gab er seinem zweiten Sohne Sigismund, während der erste, Wenzel, Böhmen, und der dritte, Johann, die Lausitz erhielt. —

Trotz der Stürme, welche während dieser ganzen Zeit in dem schönen Italien immerfort wütheten, entzündete sich doch eben in diesem Lande das Licht, welches sich von hier aus wohlthätig über die ganze Erde verbreitete. Manufacturen und Handel, selbst Künste und Wissenschaften blüheten mächtig empor. Vorzüglich waren es drei Männer, welche zur Herbeiführung dieser schönern Zeit mit großem Einfluß wirkten: Dante, Petrarca und Boccaccio. Dante, geb. zu Florenz (1265), wird nicht mit Unrecht der Vater der italiänischen Poesie genannt. Ganz einzig in seiner Art ist sein berühmtes Werk „die göttliche Komödie." Das Gedicht ist dargestellt als eine Reise, welche der Dichter durch die Hölle, das Fegefeuer und den Himmel macht. — Petrarca's Ruhm (geb. 1304) stieg noch höher. Seine herrlichen Lieder (an seine Laura) sind noch im Munde seines Volkes und vieler Gebildeten des Auslandes bis auf den heutigen Tag lebendig. — Boccaccio (geb. 1313) begründete durch seine launigen Erzählungen (im Decamerone) die schönere italiänische Prosa.

Noch ist zu merken, daß unter Karls IV. Regierung ein Theil von Deutschland, Ungarn und Polen durch unabsehbare Heuschreckenschwärme heimgesucht wurde; ein großes Erdbeben fast ganz Europa erschütterte, worauf eine fürchterliche Pest, — der schwarze Tod genannt — 5 Monate lang entsetzlich wüthete. Man beschuldigte die wegen ihres Wucherns verhaßten Juden, sie hätten durch Vergiftung der Brunnen diese Krankheit herbeigeführt und schlug deßhalb die Unglücklichen todt, wo man sie nur fand. Fabelhaft ist die Sage, daß die Juden, die sich, bei der allgemeinen Verfolgung, in Wäldern und Höhlen versteckt hätten, später, in ruhigern Zeiten, unter dem Namen „Zigeuner" wieder in der menschlichen Gesellschaft erschienen wären.

Wenzel (1378—1400), Karls ältester Sohn, war ein Wütherich. Den Beichtvater seiner Gemahlinn,

Johann von Nepomuk, den später die Böhmen als ihren Schutzheiligen verehrten, ließ er in die Moldau stürzen. Er selbst war immer begleitet von seinem Scharfrichter — er nannte ihn seinen „Gevatter" — und hatte große Hunde bei sich, die er auf Menschen hetzte. — In den Folterkammern legte er oft Hand an, um die Gepeinigten mehr zu quälen. — Durch seine Verschwendung arm geworden, suchte er sich durch Bedrückung des Adels und der Geistlichkeit zu helfen. — Uebrigens lebte er in den Tag hinein, kümmerte sich nicht um die Regierung seiner Erbländer, geschweige um das deutsche Reich, wo die Städte und der Adel in Masse gegen einander aufstanden und alle Gräuel des Faustrechts wieder einbrachen. — Seine eignen böhmischen Unterthanen, mit denen sich sein Bruder Sigismund verband, setzten ihn endlich ab; doch entsagte er selbst der Krone noch nicht. —

Indessen machte Herzog Leopold von Oesterreich einen abermaligen Versuch, die verhaßten Eidgenossen zu demüthigen. Mit 4000 Rittern, die wie eine eiserne Mauer da standen und mit vorgehaltenen Lanzen den Angriff der 1300 Schweizer erwarteten, schien ihm der Sieg gewiß, als der edle Unterwaldner, Arnold von Winkelried, durch einen großen Entschluß das Vaterland rettete: „Ich „will euch eine Gasse machen lieben Eidgenossen," rief er, „sorget für mein Weib und meine Kinder!" somit sprang er auf den Feind und drückte so viel Lanzen desselben, als er zu umfassen vermochte, in seine treue Brust. — Durch die entstandene Lücke drangen die leichtgerüsteten Schweizer und das herrliche Heer ward vernichtet. Selbst der 37-jährige, männlich schöne Leopold war unter den Erschlagenen. Dieß ist die berühmte Schlacht bei Sempach (1386), wodurch in den Schweizerlanden die Volksfreiheit vollständig erkämpft wurde.

An die Stelle des abgesetzten Wenzels wurde

Ruprecht von der Pfalz gewählt (1400 —

1410), ein wackrer Mann, der aber bei allem Muthe und ritterlicher Gesinnung nicht im Stande war, die damalige Verwirrung in Deutschland und Italien zu lösen. In dem letztern Lande wurde er sogar von dem furchtbaren Tyrannen Mailand's, Visconti, geschlagen, und als auch dieser den Venetianern unterlag; so hatte doch der Kaiser keinen Vortheil davon, sondern bloß die schon von jetzt an übermächtige Republik Venedig. Nach seinem Tode bekam Sigismund, Wenzels Bruder, König von Ungarn und Kurfürst von Brandenburg, die Kaiserwürde.

§. 22.

Fortsetzung.

Sigismund (1410—37) war ein Mann, der es ehrlich meinte, und da er es erkannte, wie das große Unglück der Völker vorzüglich von der verderblichen Spaltung in der Kirche herrühre: so richtete er sein Augenmerk darauf, hier die Einigkeit wieder herzustellen.

Die seit den Kreuzzügen wachsende Bildung wollte nicht mehr die Anmaßungen der Päpste, ingleichen die Habgier, Unwissenheit und Sittenlosigkeit der Geistlichen ertragen und besonders in Italien, wo man das ärgerliche Leben der Päpste und Geistlichen täglich vor Augen hatte, erschien es fast lächerlich, wenn Jemand auf dem römischen Stuhle seine Unfehlbarkeit wollte geltend machen. Auch die großen Fürsten, deren Macht durch die Unterstützung der Städte und durch die Verarmung ihrer widerstrebenden Vasallen fester gegründet war, fragten nicht mehr nach dem sonst so gefürchteten Bannstrahl. Ja der König Philipp der Schöne von Frankreich (§. 24.) veranlaßte die Päpste, ihre Residenz von Rom nach Avignon zu verlegen (1305). Daraus entstand eine Spaltung (Schisma), indem 40 Jahre lang zwei Päpste zu gleicher Zeit — in Rom und Avignon — hauf'ten und

sich wechselseitig auf die gemeinste Weise verketzerten und verfolgten. Jetzt machte sogar ein Papst in Spanien, einer in Frankreich und einer in Italien auf den Stuhl Petri Anspruch und jeder hatte seinen Anhang. Solchen ärgerlichen Zwiespalt auszugleichen, berief Sigismund eine Kirchenversammlung nach Kostnitz oder Constanz (1414). Hier wurden drei Päpste abgesetzt und ein neuer, Martin V. aus dem Hause Colonna gewählt, und des Kaisers redliche Absicht ging dahin, die heilige Kirche von den vielen Auswüchsen zu reinigen, welche sich im Laufe der Zeiten angehäuft hatten. Doch der neue Papst wußte mit großer Schlauheit Allem auszuweichen, was die Versammlung zur Einschränkung der päpstlichen Gewalt und zur Verbesserung der in Lastern und Sittenlosigkeit ganz versunkenen Geistlichkeit im Sinne hatte. — Auf dieser Versammlung wurde auch Johann Huß wegen seiner Grundsätze verbrannt. —

Huß und die Hussiten.

Von den neuentstandenen Universitäten nämlich ging ein Geist des Untersuchens aus, der dem päpstlichen Ansehen sehr gefährlich werden mußte. So eiferte der fromme und kenntnißreiche Doktor der Theologie zu Oxford, Johann Wiklef (geb. 1324, † 1387), gegen den Mönchsstand, die Sittenlosigkeit der Geistlichen und die päpstlichen Anmaßungen. Er verwarf den Bilderdienst, bestritt die Lehre von der Transsubstantiation (Th. II. §. 19.), der Ohrenbeichte, des Ablasses für Geld und übersetzte die Bibel in die englische Sprache, was für eine Entheiligung derselben ausgelegt wurde. So sehr ihn die Pfaffen verfolgten, seine Schriften aufsuchen und verbrennen ließen, so verbreiteten sich dennoch seine Grundsätze auch in entfernte Länder und selbst nach Böhmen. — Die Kirchenversammlung zu Kostnitz (1415) verdammte ihn noch im Grabe und Martin V. nahm sogar noch eine

kleinliche Rache an dem Todten, indem er dessen Gebeine ausscharren und verbrennen ließ (1428).

Aber sein Geist war nicht mit seinen Gebeinen verbrannt; Johann Huß, eines Landmanns Sohn aus dem böhmischen Dorfe Hussinecz, damals ein hochgeachteter Prediger und Professor zu Prag, ging muthig auf dem von Wiklef betretenen Wege weiter fort. Er lehrte und predigte, der Sündenablaß für Geld — wie ihn der Papst eben damals feil bot — sei eine unerträgliche Frechheit, nannte den Papst den Antichrist, behauptete, ein geistliches Oberhaupt der Kirche sei nicht nöthig, in Religionssachen könnte allein die heilige Schrift entscheiden, verwarf die Ohrenbeichte, das Fasten, die Bilderanbetung, und drang auf die Austheilung des heiligen Abendmahles unter beiderlei Gestalt. — Als ihn deshalb die päpstlichen Legaten in den Bann thaten und seine ketzerischen Lehren verfluchten, zog er sich in sein Geburtsdorf zurück, setzte hier seine Belehrungen fort und alle Leute hatten den sanften und redlichen Mann herzlich lieb. — Indessen kam die kostnitzer Kirchenversammlung zu Stande, — die größte, welche je gehalten worden ist — und auch Huß wurde eingeladen, seine Lehren zu vertheidigen. Sigismund gab ihm einen Geleitsbrief und der Papst versprach, es solle ihm nichts geschehen, wenn er auch seinen — des Papstes — leiblichen Bruder ermordet hätte. Er kam, trug seine Lehren vor und bewies sie aus der Bibel; doch diese Lehren standen schnurstracks mit dem Papstthum im Widerspruch, und Huß wurde in ein dumpfes Kellergefängniß geworfen, wo er in ein gefährliches Fieber verfiel. Als sein Freund und Schüler, Hieronymus von Prag, eigentlich Hieronymus Faulfisch, der auch schon auf dem Wege nach Kostnitz war, die Gefahr seines Lehrers erfuhr, wollte er umkehren und ganz Böhmen zu dessen Rettung auffordern; allein er ward ergriffen und in einen Thurm geworfen. —

Ueber Huß selbst wollte man entscheiden, ohne ihn vorzufordern; endlich aber las man ihm (1415 im Junius) die Klageartikel vor und verlangte unbedingten Widerruf. Dazu konnte sich der Redliche nicht verstehen; nur im Fall man ihn aus der heiligen Schrift wirklich eines Irrthums überführen würde, erklärte er sich dazu bereit. Den Kaiser überredeten die Pfaffen, einem Ketzer brauche man das gegebene Wort nicht zu halten, und nun wurden Husse's Schriften durch Feuer vertilgt und ihm selbst der Tod auf dem Scheiterhaufen zuerkannt. Man zog ihm die priesterliche Kleidung aus, setzte ihm eine papierne, mit drei Teufeln bemalte Mütze auf und führte ihn auf den Richtplatz, eine kleine Insel, welche der Rhein unfern von Kostnitz bildet. Der edle Dulder betete inbrünstig, nahm von seinen Freunden rührenden Abschied und ließ sich nun von den Henkern an den Pfahl binden, doch geschah dieß so, daß er sein Gesicht gegen Abend richtete, weil ein Ketzer im Sterben nicht nach Morgen hinsehen dürfe. — Darauf umlegte man ihn mit Holz und Stroh, und es wird erzählt, ein Bauer habe im Eifer eiligst noch eine Tracht Wellen aus dem Walde geholt und sie emsig mit aufgepackt. Huß lächelte und rief: o sancta simplicitas! (o heilige Einfalt!) In kurzem zerfiel der sterbliche Leib des Märtyrers in Asche, doch auch diese wurde von den ingrimmigen Feinden in den Rheinstrom geworfen.

Huß, — was auf böhmisch „Gans" bedeutet, — scherzte oft über seinen Namen, und meinte, nach ihm würde wohl ein Schwan (ein tüchtigerer Mann) kommen; dieß hat Veranlassung zu der Sage gegeben, er habe bei Erblickung des Feuerpfahles gerufen:

„Heut' bratet ihr eine Gans; aber nach 100 Jahren wird
kommen ein weißer Schwan,
Den wird man müssen ungebraten lan" (lassen).

Im folgenden Jahre ward an derselben Stelle und fast unter denselben Umständen M. Hieronymus von Prag verbrannt (1416).

Mit Ingrimm vernahmen die Böhmen, welches Unrecht ihrem geliebten Lehrer zu Kostnitz widerfahren war, und anstatt daß der Mord die neue Lehre vernichten sollte, diente er vielmehr dazu, dieselbe noch mehr zu verbreiten. Die zahlreichen Anhänger Husse's bildeten schon eine furchtbare Partei, die nach ihrem Meister den Namen führte (Hussiten). Wenzel mußte ihnen mehre Kirchen einräumen, damit sie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genössen. Der Kelch war ihr bedeutendes Symbol (Sinnbild), und sie nannten sich Utraquisten, d. h. Solche, die das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfangen. Immer mehr entwickelte sich die Gährung, und als bei einem Umzuge mit dem Kelche von dem Rathhause zu Prag ein Stein auf sie herabgeworfen wurde, kostete dieß 13 Rathsherren, die man zum Fenster herabstürzte, das Leben. Wenzels Nachfolger, der als Husse's Mörder und als Deutscher verabscheuete Kaiser Sigismund, wollte Gewalt brauchen, und nun brach die Wuth in volle Flammen aus. Niklas von Hussinecz stellte sich an die Spitze, und Tausende der begeisterten Brüder durchtobten das Land, mit Feuer und Schwert alle Deutschen, Meßpriester und Mönche vertilgend. Auf einem Berge, den sie Tabor nannten, siedelten sich die Wüthendsten (Taboriten) an und verwüsteten unter Anführung des Johann Trocznoua, gemeiniglich Ziska (der Blinde) genannt, Böhmen, Mähren, Schlesien, Franken, Baiern, Oesterreich, Meißen und die Lausitz. Nach Ziska's Tode erhielt der eben so fürchterliche Andreas Prokopius Rasa den Oberbefehl. Er soll bis Naumburg an der Saale vorgedrungen sein, doch ist diese Sage ganz unerwiesen. — Während die Taboriten auf gänzlichen Umsturz des Papstthums drangen, forderte die gemäßigtere Partei der Hussiten, die Kalixtiner (von calix, der Kelch), nur Freiheit der Lehre, scharfe Sittenzucht und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Nach vielen Versuchen überzeugte sich

endlich Sigismund, daß mit Gewalt gegen die Böhmen nichts auszurichten sei und das Concilium zu Basel brachte endlich (1436) durch Gewährung des Kelchs eine Aussöhnung zu Stande. Aber damit waren die Taboriten noch lange nicht zufrieden und so geschah es, daß es unter den Hussiten selbst zum blutigsten Kampfe kam. Bei Böhmisch-Brod wurde die Partei der Wüthenden endlich besiegt und da ihr Anführer, Prokopius der Große (Rasa) und der Kleine in der Schlacht gefallen waren: so unterwarfen sich alle Hussiten wieder ihrem Könige, der ihnen aber freie Religionsübung gestatten mußte. — Die nun beruhigten Parteien vereinigten sich später zu der Religionsgesellschaft der böhmischen und mährischen Brüder, die freilich nicht lange Zeit darauf wieder manche Verfolgungen auszustehen hatten.

Sigismund, der wegen seiner — oft unüberlegten Freigebigkeit — sich fortwährend in Geldverlegenheit befand, verkaufte die Mark Brandenburg nebst der Kurwürde an den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich VI. von Hohenzollern, den Stifter des preußisch-brandenburgischen Hauses, für 400,000 Dukaten (1415); dem Markgrafen Friedrich von Meißen, dem Streitbaren, verlieh er zur Belohnung seiner Verdienste im Hussitenkriege Kursachsen (1422), zwei Ereignisse, die auf die Geschichte der spätern Jahrhunderte von außerordentlichem Einflusse waren. — Mit Sigismund erloschen das luxemburgische Geschlecht und die Kurfürsten erwählten des Verstorbenen Schwiegersohn.

(Oestreichische Kaiser.)

Albrecht II. von Oesterreich (1437—39), der anfangs Bedenken trug, die ihm angebotene Krone anzunehmen. Von jetzt an blieb das österreichische Haus ununterbrochen auf dem deutschen Kaiserthrone, bis die alte, nicht mehr anwendbare Reichsverfassung durch die

Stürme der neuern Zeiten zusammenfiel (1806). Albrecht selbst war ein trefflicher Fürst, starb aber zu früh für die Ausführung seiner Entwürfe. Die Kurfürsten wählten nun des Verstorbenen Vetter

Friedrich III. (1439—93), einen Mann, der in seiner behaglichen Ruhe sich so ungern stören ließ, daß er einst einen Landtag aussetzte, um seine Blumentöpfe vor dem Froste in Sicherheit zu bringen. Er war nicht dazu geschaffen, bei der nun beginnenden Umwandlung der Dinge in Europa das kaiserliche Ansehen zu behaupten; ja nicht einmal in seiner Hauptstadt war er sicher, wo ihn sein Bruder Albrecht (1462) belagerte.

Unter der Regierung von Albrecht II. und Friedrich III. wurde zu Basel ein Concilium veranstaltet, durch welches endlich die Kirchenverbesserung zu Stande kommen sollte (1431—49); allein durch den bösen Willen der Päpste blieb es eben so erfolglos, wie das von Kostnitz geblieben war. —

(Von der Zeit an, wo die Luxenburgischen Kaiser regierten, war Deutschland nur noch dem Namen nach ein Gesammtstaat. Die obersten Herrscher hatten bloß die Vergrößerung ihrer Erbreiche im Auge, nicht aber das Wohl des ganzen Landes. Die größere Macht benutzten sie stets zu selbstsüchtigen Zwecken. An Einheit war nicht mehr zu denken; jeder einzelne Fürst sorgte nur für sich, unbekümmert darüber, ob die Franzosen die schönsten Striche des Reiches sich zueigneten. Je größer die Unordnung und die Verlegenheit der Kaiser, desto mehr hoffte ein Jeder für sich zu gewinnen.)

Die Eroberung von Konstantinopel.

Die Eroberung Konstantinopel's durch die Türken ist eins der wichtigsten Ereignisse dieser Zeit. Seit uralten Zeiten wohnte jenseit des Kaukasus, zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, das kriegerische Volk

der Türken. Die Khalifen fanden in diesen tapfern Leuten eine mächtige Stütze ihres oft wankenden Thrones, und Türken bildeten fast allein die Leibwache jener gefürchteten Herrscher, die aber gewöhnlich in sklavischer Abhängigkeit von eben dieser Leibwache lebten. Bald verbreiteten sie sich auch außer ihren Grenzen und stifteten unabhängige Reiche, vorzüglich war dieß bei dem türkischen Stamm der Seldschuken (Th. II. §. 15.) der Fall. Togrulbegh, ein Enkel des mächtigen Seldschjuks, — nach dem die Seldschuken den Namen führten — ward schon (1039—1063) Stifter eines großen türkischen Reichs, das aber durch die mongolischen Weltstürmer (Th. II. §. 20.) zu Grunde ging. Gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts erhoben auf den Trümmern des Seldschukenreichs die osmannischen Türken eine neue Herrschaft. Der erste Sultan hieß Osman; sein Sohn Orchan (1326—1360) griff mit Gewalt um sich; die Türken wurden durch Errichtung einer regelmäßigen Infanterie und leichter Reiterei (Spahi's) unwiderstehlich: — schon faßten sie in Europa Fuß. Murad I. (1362) erweiterte die Europäischen Eroberungen und verlegte seine Residenz nach Adrianopel. Er stiftete auch die Jen-Ytscheri, d. h. neue Soldaten (— also nicht Janitscharen), indem er die zum Islam bekehrten gefangenen Christenkinder von Jugend auf in den Waffen unterrichten ließ. In der Folge bestanden diese fürchterlichen Truppen mehr aus geborenen Türken. Sie waren in Orta's oder Regimenter vertheilt; ihr Oberanführer hieß Aga; doch wurden sie den Sultanen durch ihre Anmaßungen so gefährlich, daß (1828) der türkische Kaiser das ganze Corps vertilgte. — Bajazeth Ilderim (der Blitz), Murad's Nachfolger, brachte den griechischen Kaiser bis auf das einzige Besitzthum von Konstantinopel zurück, fand aber gegen Tamerlan seinen Tod (1402). Mit Riesenkraft hob Mohammed I. sich wieder empor

und Amurad II. eroberte das griechische Reich bis auf Konstantinopel und wenige kleine Ortschaften. Mit unwiderstehlicher Macht wurde nun von Mohammed II. dieses letzte Bollwerk angegriffen, und obgleich sich der Kaiser Konstantin Paläologus mit dem Muthe der Verzweiflung vertheidigte: so stürzten doch die festen Mauern vor den türkischen Kanonen, die Janitscharen drangen durch die Lücke, Konstantin stürzte sich verzweifelnd in den Tod und die herrliche Stadt fiel in die Hände der blut- und beutegierigen Sieger (1453). Endlich wurde dem Plündern und Morden Einhalt gethan, die alten Bewohner mit Milde behandelt, ihnen selbst freie Ausübung ihrer Religion zugestanden; doch 5000 osmannische Familien ließen sich hier nieder, und viele Kirchen — unter andern auch die Sophienkirche (Th. II. §. 4.) — in Moscheen verwandelt. — Von jetzt an behaupteten die Türken gegen ganz Europa eine drohende und furchtbare Stellung. —

Karl der Kühne von Burgund.

Der reichste Fürst in Europa war jetzt unstreitig Karl der Kühne von Burgund, welches Land damals weit mehr als die Niederlande umfaßte und durch blühenden Handel und Gewerbe, durch musterhafte Einrichtungen auch den größten Reichen die Spitze bieten konnte. Der junge, feurige Fürst liebte Glanz und Pracht, hatte ein auserlesenes Kriegsheer mit 300 Stück Geschütz und strebte danach, alles Land von der Nordsee bis zu den Alpen zu einem Reiche zu vereinigen; doch seine Leidenschaften stürzten ihn oft durch Unbesonnenheiten in die mißlichsten Lagen. — Er strebte nach der Ehre, König von Burgund zu werden; doch Friedrich III. verweigerte dieses Ansinnen. — Nun bekämpfte er die Lothringer und Schweizer; aber seine für unüberwindlich gehaltenen Heere zersplitterten an der Tapferkeit der armen Eidgenossen in

den Schlachten bei Granson und Murten, und er selbst fiel bei Nancy (1477). Die einzige Tochter, Maria, welche er hinterließ, vermählte sich nun mit Friedrich's III. Sohne, dem jungen Maximilian; doch nach Mariens plötzlich erfolgtem Tode verwarfen die Niederländer ihren Gemahl, und erkannten nur seine noch sehr jungen Kinder, Philipp und Margarethe, als Mariens Erben an. Der hinterlistige Ludwig XI. brachte es dahin, daß Margarethe Braut seines Dauphin (Kronprinzen) wurde, und man ihm zugleich die Grafschaften Burgund und Artois als Mitgabe bewilligte. Die Niederlande blieben bei Oesterreich.

§. 23.

Ende des Mittelalters.

Maximilian I. (1493—1519), das gerade Gegentheil seines trägen Vaters; aber sein ritterlicher Sinn paßte nicht mehr zu der schlauen Politik seiner Zeit. Fast überall zog er den Kürzern, wie sich besonders in Italien zeigte.

Nach dem unglücklichen Ende des letzten Hohenstaufen, der auf dem Blutgerüste zu Neapel seine edle Seele aushauchte, (Th. II. §. 21.) blieben die verhaßten Franzosen nicht lange im Besitz des erbeuteten Landes. Im Jahre 1482, am 2ten Osterfeiertage, erstach ein junger Sicilianer, aufgebracht über die Zudringlichkeit eines Franzosen gegen eine erklärte Braut, diesen Fremdling bei einer Prozession. — Das war die Loosung zum allgemeinen Aufstande. Ueber 200 der vornehmsten Franzosen schwammen in wenigen Minuten in ihrem Blute. — Zufällig ertönten die Glocken, welche zur Vesper — Abendkirche — riefen; bald verwandelte sich dieß friedliche Geläute in Sturm; alle Franzosen in Palermo wurden ohne Gnade niedergedolcht; wie ein Feuer verbreitete sich die Wuth über die ganze Insel und die gehaßten Feinde fanden so

allzumal ihr unverhofftes Grab. — Ein vornehmer Sicilianer, Johann von Procida, soll diese sogenannte sicilianische Vesper eingeleitet haben. — Nun wurde Peter von Arragonien feierlich als König gekrönt; Johann hingegen behauptete sich noch in Neapel. — Nachdem der arragonische Stamm erlosch, wählte man (1410) den kastilischen Prinzen Ferdinand, dessen Nachkommen auch Neapel wieder beherrschten; doch gab Frankreich seine Ansprüche auf dieses Land keineswegs auf. Karl VIII. von Frankreich fiel (1495) in Italien ein, mußte jedoch vor dem Kaiser, dem Papst und Ferdinand von Arragonien weichen. Sein Nachfolger, Ludwig XII., war glücklicher; er eroberte Mailand und theilte Neapel mit Ferdinand.

Auch von einer andern Unternehmung gegen die wachsende Macht Venedig's zog Maximilian weiter keinen Vortheil. Ein Häuptling der in Italien gewöhnlichen Söldnerschaaren, der sich vom einfachen Landmanne bis zu diesem Posten emporgeschwungen hatte, der ältere Sforza, verheirathete seinen Sohn, Francesko Sforza, mit der unehelichen Tochter des Herzogs von Mailand, und bereitete so seiner Familie die Ansprüche auf die Oberherrschaft in dieser Stadt, welche Francesko an der Spitze eines tapfern Heeres auch geltend machte (1516). Ludwig mußte Italien räumen; doch schon Franz I., Ludwigs Nachfolger, errang durch die Schlacht bei Marignano gegen den schwächlichen Maximilian Sforza, Mailand wieder. —

Maximilian entwarf zwar noch manchen kriegerischen Plan, konnte aber keinen, wegen eigner Ohnmacht und weil ihm die jetzt fast unabhängigen Fürsten allen Beistand versagten, zur Ausführung bringen. Wichtiger sind die Anordnungen, welche er traf, um dem Reiche für immer Ruhe zu verschaffen. Schon unter Friedrich III. waren die Fürsten bereits übereingekommen, durch Festsetzung

eines eigenen Gerichts den ewigen Befehdungen ein Ende zu machen; aber erst Maximilian war es vorbehalten, auf dem Reichstage zu Worms (1495) den ewigen Landfrieden herzustellen. Er stiftete hier das beständige Reichskammergericht, welches die Streitigkeiten der Stände nach feststehenden Gesetzen entscheiden sollte. Anfangs war dieses Gericht zu Frankfurt a. M. niedergesetzt, dann aber nach Speier und endlich (1693) nach Wetzlar verlegt, wo es bis zur Auflösung des deutschen Reichs (1806) seinen Sitz hatte. Damit die Sprüche dieser Anstalt gehörigen Nachdruck erhielten, wurde das Reich (1512) in zehn Kreise getheilt, deren jeder unter einem Kreisobersten stand. Die Namen der Kreise waren: der österreichische, baierische, schwäbische, fränkische, ober- und niederrheinische, ober- und niedersächsische, westphälische und burgundische Kreis. Mit dem lüneviller Frieden hörte diese Eintheilung auf (1801).

Außerdem führte er von Wien aus nach seinen burgundischen Staaten ein regelmäßiges Postwesen ein und ernannte Franz von Taxis zum Generalpostmeister. Manche Länder ahmten diese Einrichtung auf eigne Hand nach, in vielen aber unterhielt man kaiserliche Posten. Damit nun diese ein Ganzes bildeten, so erhielten die, später in den Fürstenstand erhobenen, von Taxis die beständige Oberaufsicht über das Erb-General-Reichs-Postamt.

Am glücklichsten bewies sich seine Politik in Stiftung vortheilhafter Heirathen. Maria von Burgund brachte ihm Land; seine zweite Gemahlinn, die Tochter des Herzogs von Mailand, Sforza, 300,000 Dukaten mit. Sein Sohn Philipp vermählte sich mit der Erbprinzessinn von Spanien, Johanna, und sein zweiter Sohn, Ferdinand, mit der Erbinn der Königreiche Ungarn und Böhmen.

Erfindungen.

Mit Maximilians Tode endigt sich das Mittelalter und eine neue Ordnung der Welt beginnt. Die alten Einrichtungen wollen nicht mehr passen; durch wichtige Erfindungen und Entdeckungen ist die neue Zeit herbeigeführt worden. Unter diesen Erfindungen merken wir folgende:

Schießpulver und Schießgewehre. Die Erfindung des Schießpulvers scheint in Indien gemacht, darauf zu den Chinesen und von diesen zu den Arabern gekommen zu sein. Ueber Spanien und Frankreich gelangte es auch nach Deutschland, wo man sich desselben schon im 12ten Jahrhundert zur Sprengung der Steine in den Bergwerken bei Goslar bediente. Gewöhnlich nimmt man an, der Franziskanermönch, Barthold Schwarz zu Freiburg im Breisgau, sei (1354) der eigentliche Erfinder; doch ist es zu vermuthen, daß derselbe vielleicht nur die Entdeckung machte, wie man diesen schwarzen Staub zu Wurfmaschinen gebrauchen könnte. Die älteste bekannte Pulvermühle finden wir zu Lübeck (1360). — Es läßt sich denken, daß die Schießgewehre anfangs nicht die Vollkommenheit besaßen, welche sie jetzt haben. Die ersten Kanonen — sie hießen Donnerbüchsen — waren aus Holz, oder der Cylinder von vielfach zusammengelegter und geleimter Leinwand und stark mit eisernen Reifen befestigt. Darauf setzte man die Röhre aus eisernen Stäben zusammen; ja Gustav Adolph führte im polnischen Kriege einige lederne Stücke bei sich. In der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts war das Kanonengut — eine Mischung aus Kupfer und Zinn — allgemein bekannt. — Nun kam man auch auf die Erfindung der Handbüchsen, oder Musketen (von muchetus, ein Sperber. Kleine Kanonen nannte man Falkonets — von „Falk" abgeleitet), welche man mit einer Lunte losbrannte. Darauf ward (1517) in Nürnberg das deutsche Feuerschloß

erfunden, ein Hahn mit einem Eisenkiesel, auf welchem ein stählernes Rädchen mit Schnelligkeit umlief und so Funken entlockte. Das Schloß mit Hahn und Pfanne ist französischen Ursprungs, und weil man sich dabei eines besonders dazu geeigneten Feuersteins bediente, der in der altwendischen Sprache „Blynz" hieß: bekamen die Handbüchsen überhaupt den Namen „Flinten." — Das Perkussionsschloß, wo das Pulver durch Knallqueckſilber entzündet wird, ist erst seit einigen Jahren erfunden, doch schon jetzt weit verbreitet.

Durch diese Erfindung erhielt das ganze Kriegswesen eine andre Gestalt. Die Städte konnten nun nicht mehr auf ihre festen Mauern trotzen, die persönliche Tapferkeit der Einzelnen entschied den Ausgang eines Gefechts weniger, als die geschickten Anordnungen der Feldherren. Die gepanzerten Ritter hörten auf, eine unwiderstehliche Macht zu bilden, an ihre Stelle kamen die leichtbeweglicheren Lanskenets (Lanzknechte); die man in Sold nahm (Soldaten) und in Regimenter eintheilte. —

Eine der einflußreichsten Erfindungen ist unstreitig die Buchdruckerkunst, welche bei den Chinesen schon frühzeitig bekannt war. Zuerst schnitt man Bilder in Holz, bestrich diese mit Farben und druckte sie auf Papier ab. So machte man die Spielkarten, welche wahrscheinlich arabischen Ursprungs sind, aber schon im 14ten Jahrhundert selbst den würtembergischen Bauern bekannt waren. Zur Aufheiterung des wahnsinnigen französischen Königs, Karl VI. (1400) bemalte man die Karten mit Bildern von Königen (David, Salomo ꝛc.), Rittern und Hofdamen, welche zu der Zeit am französischen Hofe lebten. Bei den Deutschen sprach sich die Lehnsverfassung auch in dieser Spielerei aus; daher die Benennungen: Ober (=lehnsmann) und Unter. Schellen (=Tracht. Wehrstand) (Th. II. §. 19.), Herz (reines Herz der Geistlichen. Lehrstand), Grün (Ackerbau. Nährstand), Eicheln (Schwei-

nefutter: Sklaven). Nun kam man darauf, ganze Bücher in hölzerne Tafeln zu schneiden und sie so zu vervielfältigen. Der älteste Holzschnitt, welchen wir besitzen, ist von Lorenz Janson, genannt Koster aus Harlem (1428), den die Holländer deßhalb für den Erfinder der Buchdruckerkunst ausgeben, obgleich er nur ein Holzschneider (Xylograph) ist. Dem Nachdenken eines Deutschen war es vorbehalten, die eigentliche Buchdruckerkunst zu erfinden.

Johann von Sorgenloch, genannt Gänsefleisch zu Guttenberg, gewöhnlich bloß Johann Guttenberg (sein Haus in Mainz hieß nämlich „zum guten Berge") wahrscheinlich aus einer altadligen Familie, ging bei einer Rebellion der Mainzer Bürger nach Straßburg, wo er (1440) den ersten Versuch machte, einzelne, aus Holz geschnittene Buchstaben an einander zu reihen und, mit Dinte bestrichen, abzudrucken. Auch ersann er die Buchdruckerpresse. Mancherlei Verdrießlichkeiten führten ihn wieder in seine Vaterstadt zurück (1445), wo er sich mit einem reichen Goldschmied, Johann Faust oder Fust verband, der zu der Unternehmung Geld vorschoß. An die Stelle der hölzernen Lettern setzte man metallene (1457) und Guttenberg und Faust druckten damit mehre Werke, z. B. die lateinischen Psalmen, von welchen noch 5 Exemplare (in Göttingen, Dresden, Wien, Mainz und Paris) übrig sind. Den letzten Schritt zur Vervollkommnung der Erfindung that Peter Schöffer oder Schäfer, auch Opilio von Gernsheim genannt, Fausts nachmaliger Schwiegersohn, ein scharfsinniger Kopf, der eine sehr schöne Hand schrieb und in das Geheimniß als Gehülfe eingeweihet wurde. Dieser schnitt die Buchstaben erhaben auf Stahl, schlug diese (Bunzen ist ihr Namen) in Blei oder Kupfer ab, wodurch die Letternformen (Matrizen) entstanden, und goß in denselben nun die Lettern aus Letterngut, einer Zusammensetzung mehrer Metalle,

das sich nicht so schnell abnutzt, ohne jedoch in das Papier zu schneiden. Auch die Buchdruckerschwärze erfand er. Doch Guttenberg gerieth mit dem habsüchtigen Faust in Streit, mußte diesem für eine Schuldforderung alle seine Lettern und Geräthschaften ausliefern und starb in Armuth (1468). Faust zog indessen weit und breit umher und verkaufte seine Bibeln, die auch bei ihrer Wohlfeilheit und Schönheit (30 Goldgülden das Stück, da eine geschriebene vorher wohl 500 gekostet hatte) reißenden Abgang fanden. Die Mönche, welche sich sonst durch Abschreiben viel Geld verdient hatten, verschrieen daher Faust als einen Teufelsbanner, was um so mehr Glauben fand, da er seine Kunst als Geheimniß betrieb, und Schöffer, der unterdessen in Mainz frisch fort arbeitete, seine Gehülfen zwar gut bezahlte, aber fast eingekerkert hielt. Seit 1462, wo Mainz erobert und geplündert wurde, entflohen auch die meisten jener Buchdruckergesellen und verbreiteten die Kunst durch ganz Europa. — Kaiser Friedrich III. ertheilte den Buchdruckern — welche anfangs auch Buchhändler und Schriftsteller waren, wie z. B. Robert Stephan, der die Kapitel des N. T. in Verse abtheilte — gleiche Rechte mit dem Adel und den Gelehrten; er verlieh den Setzern einen Adler und den Druckern einen die Druckerballen in den Klauen haltenden Greif zum Wappen.

Verschieden von obigem Faust ist der berüchtigte Schwarzkünstler D. Johann Faust, der im Anfange des 16ten Jahrhunderts Deutschland durchzog und das Volk durch allerhand magische Künste blendete; z. B. ein Fuder Heu verzehrte, auf einem Weinfasse aus Auerbachs Keller zu Leipzig davon ritt u. s. w., bis ihn endlich in dem Dorfe Rimlich der Teufel Nachts zwischen 12 und 1 Uhr grausamlich umbrachte, wie solches Georg Rudolf Wiedemann in den „wahrhaftigen Historien von denen greulichen Sünden D. Johann Faustens" ꝛc. und in dem alten, beliebten Volksbuche „des durch die ganze Welt

verrufenen Erzschwarzkünstlers und Zauberers, D. Faust, mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß, abenteuerlicher Lebenswandel und schreckliches Ende, gedruckt zu Cöln und Nürnberg," des Breitern zu lesen ist. — Melanchthon gedenkt ausdrücklich in einem Briefe an den Abt Tritheim dieses Abenteurers. Die Erzählungen von Faust haben die Entstehung eines andern Buchs veranlaßt: „Faust's Höllenzwang oder der schwarze Rabe." Diesem Buche schrieb der Aberglaube Wunderdinge zu: mit ihm konnte man auch die widerspenstigsten Geister citiren. —

Eine andre Erfindung, welche nicht wenig dazu beitrug, eine neue Zeit herbeizuführen, war die des Kompasses. Zwar kannte man die bewundernswürdige Eigenschaft der Magnetnadel — daß sie ihre eine Spitze fast überall auf der Erde nach Norden wendet — schon früher; doch scheint es, daß der Neapolitaner Flavio Gioja von Amalfi ($13\frac{02}{20}$) den Kompaß so verbesserte, daß er jetzt in allgemeinern Gebrauch kam. Nun erst waren größere Entdeckungen zur See möglich. —

§. 24.

Die merkwürdigsten Länder außer Deutschland.

Frankreich.

Auf den heiligen Ludwig (Th. II. §. 20.) folgte sein Sohn Philipp III., unter dessen Regierung die sicilische Vesper (s. d. vorig. §.) fiel. — Philipp III. war auch der erste König, welcher den Briefadel einführte, d. h. der Bürgerliche für gutes Geld oder dergl. in den Baronen-, Grafen- und Fürstenstand erhob, eine Sache, worin er bei den andern großen Herrschern, besonders bei den deutschen Kaisern, die fast immer in Geldnoth waren, viele Nachahmer fand. — Als besonders einflußreich äußerte sich die Regierung von

Philipp IV., dem Schönen (1285—1314).

Dieser strebte nach Unabhängigkeit der Krone und begann deßhalb einen Kampf auf Tod und Leben gegen das Lehnswesen und die Hierarchie, aus welchem Kampfe er siegreich heraus ging und so gewissermaßen der Gründer der Souverainität genannt werden kann.

Den König Eduard I. von England lud er bei einer allerdings nicht ganz geringfügigen Veranlassung als französischen Vasallen vor sein Gericht, und da derselbe nicht erschien: so erklärte er ihn seiner gascognischen Besitzungen für verlustig. Den Grafen Otto von Burgund wußte er zu bewegen, sein Land, bisher deutsches Lehn, vom Reiche loszureißen und unter französische Hoheit zu stellen, und als der herrschsüchtige Papst Bonifacius VIII. sich in den Streit mischte: erklärte ihm Philipp, sein Streit sei keine Religionssache, gehe mithin den Papst nichts an, ja er verbrannte die päpstliche Bannbulle (1302) und beschied einen Ausschuß des ganzen Volks zu einer Reichsversammlung. Außer dem Adel und der Geistlichkeit mußten auch die Abgeordneten der Städte, der Gemeinden und Universitäten erscheinen; so wurde der dritte Stand (tiers état) den beiden andern Ständen gleichgestellt. Der König hatte durch diese Maßregel die mächtigere Partei gewonnen, auf solche Weise seine Herrschaft über die oft widerstrebenden Vasallen begründet und auch die Umtriebe des Papstes, der gar zu gern ein zweiter Gregor VII. geworden wäre, blieben gänzlich ohne Erfolg. — Noch mehr wuchs der Einfluß des französischen Königs, als er es durch seine Schlauheit dahin brachte, daß Bonifacius Nachfolger, von Clemens V. (1305) an, ihre Residenz in Avignon nehmen mußten (Th. II. §. 22). — (Ueber die Aufhebung des Ordens der Templer s. oben §. 18.) — Philipps Nachfolger, Ludwig X., Philipp V. und Karl IV. setzten die Erweiterungen der königlichen Macht fort. Mit ihnen erlosch aber die kapetingische gerade Linie (Th. II. §. 20.), und

da, nach dem salischen Gesetze, den französischen Thron kein Weib besteigen durfte: so kam die Herrschaft auf Philipp des Schönen Brudersohn, Philipp VI. von Valois (1328) und bei diesem Hause blieb die Regierung, bis (1589) eine andre Linie der Capetinger, die Bourbons, die oberste Gewalt bekam.

Die ersten Zeiten der Valois waren für Frankreich höchst unglücklich; es entspann sich nämlich schon unter Philipp VI. der schon längst vorbereitete Kampf mit England, der über ein Jahrhundert hindurch zwischen beiden Staaten wüthete. Eduard III. von England war von mütterlicher Seite ein Enkel Philipp des Schönen und machte deßhalb — ganz gegen das salische Gesetz — Ansprüche auf den französischen Thron. Mit einem bedeutenden Heere drang er in Frankreich vor und schlug die Franzosen, vorzüglich durch den ritterlichen Muth seines 16jährigen Sohnes Eduard, des sogenannten schwarzen Prinzen, in der mörderischen Schlacht bei Crecy, wo zuerst des Geschützes Erwähnung geschieht, (in der Niederpikardie, 1346) und ein großer Theil Frankreichs, selbst der Schlüssel des ganzen Landes, Calais, fiel in die Gewalt der Engländer (1347). Philipp's VI. schwacher Sohn und Nachfolger, Johann II., wurde in der Schlacht bei Poitiers von den Engländern gefangen (1356), mußte im Frieden zu Bretigny (1360) einen großen Theil seiner Besitzungen dem stolzen England abtreten und starb noch in der Gefangenschaft (1364). — Unter seiner Regierung erlosch der altburgundische Herzogsstamm, und Johann, an den dieses Reich zurückfiel, gab dasselbe seinem jüngsten Sohne Philipp dem Kühnen, dessen Macht sich bald außerordentlich vergrößerte, dessen Stamm aber mit Karl dem Kühnen erlosch (1477). [Th. II. §. 2.]

Auf den schwachen Johann folgte sein ihm unähnlicher Sohn, Karl V., der Weise (1364—80), un-

ter dessen Leitung — zumal nach dem Tode des schwarzen Prinzen (1377) Englands Eroberungen meist wieder verloren gingen. Karl selbst war durchaus kein Krieger, aber ein Staatsmann, wie er selten auftritt. Um so wackerer und unwiderstehlicher kämpfte sein Connetable Bertrand du Guesclin. So glücklich nun auch im Allgemeinen die Regierung dieses Königs war, desto unglücklicher war die Regierungszeit seines Sohnes, Karls VI., durch dessen Wahnsinn die innere Zerrüttung des Landes immer mehr zunahm. Diese Umstände benutzte Heinrich V. von England, der nach der Schlacht bei Azincourt (1415) die ganze Normandie eroberte. Während der Geistesabwesenheit seines Vaters übernahm der Dauphin Karl die Reichsverwaltung und verwies seine ausschweifende Mutter, Isabella von Baiern, von dem Hofe. Diese begab sich in den Schutz des Herzogs von Burgund, Johann des Unerschrockenen, der sich der Hauptstadt Paris bemächtigte (1419), hier aber durch den Arm wahrscheinlich von dem Dauphin gedungener Meuchelmörder seinen Tod fand. — Des Gefallenen Sohn, Philipp der Gute, verband sich nun, um diesen Mord zu rächen, um so inniger mit England, und der Dauphin mußte es sich gefallen lassen, daß in dem Vertrage zu Troyes (1420) Heinrich V. die Regentschaft während des Königs Wahnsinn und nach dessen Tode die Thronfolge von Frankreich zuerkannt wurde. Heinrich starb indessen noch früher als Karl VI.; sein einjähriger Sohn, Heinrich VI., wurde als König von Frankreich anerkannt, die Engländer hatten schon das ganze nördliche Frankreich erobert und ihr fürchterlicher Feldherr, Talbot, belagerte Orleans (1422).

§. 25.

Fortsetzung.

Alles schien jetzt verloren; der gutmüthige Dauphin, jetzt Karl VII., hielt sich, nur noch von einer kleinen Par-

tei unterstützt, da trat plötzlich die Tochter eines einfachen Landmannes aus Champagne, Johanna d'Arc von Dom Remy, als gottgesandte Prophetinn auf, versprach, den König Karl VII. in Rheims zu krönen und die bösen Feinde aus dem Lande zu verjagen. Neuer Muth und neue Begeisterung verbreitete sich über das schon verzagte Häuflein; blindlings folgte es seiner kühnen Führerinn, entsetzte Orleans, schlug die Engländer in mehren Schlachten, und wirklich ward Karl VII. feierlich zu Rheims gekrönt. Doch den zweiten Theil ihres Versprechens vermochte das Heldenmädchen nicht auszuführen; bei der Belagerung von Compiegne (1430) wurde sie von den Engländern gefangen und, unter dem Einflusse erbitterter französischer Bischöfe, als Zauberinn und Ketzerinn zu Rouen (30ten Mai 1431) verbrannt. Ihre Familie aber erhob man, nach einer neuen Untersuchung des Prozesses, in den Adelstand (1465).

Karls VII. Feldherren setzten indessen das begonnene Werk mit Glück fort. Herzog Philipp von Burgund, beleidigt durch die übermüthigen Engländer, trat zu Frankreich über; der furchtbare Talbot fiel (1453) in der Schlacht bei Castillon und der tapfre Bastard von Orleans, Graf von Dunois und Longueville, vertrieb die Engländer aus allen ihren Besitzungen in Frankreich bis auf Calais; doch das Land war eine Wüste. Die räuberischen Söldnerschaaren setzten den Krieg gegen die friedlichen Einwohner fort, bis der schlechtere Theil, bei den damaligen Unruhen in der Schweiz, dort bessere Gelegenheit zur Beute fand. Aus den Zurückgebliebenen wählte man die Tüchtigsten und bildete daraus ein stets im Dienste bleibendes und besoldetes Corps, Gensd'armes genannt, das in 16 Ordonanzcompagnien eingetheilt, ungefähr 8500 Mann stark war. Die unruhigen Köpfe wurden so am besten im Zaum gehalten und gern zahlten die Bürger höhere Steuern, wenn sie nur ihr Eigenthum gesichert fanden. Auch mußte

jedes Kirchspiel einen geübten Schützen für den König in Bereitschaft halten (Freischütz, da er keine Abgaben zahlte) und so finden wir in dieser Einrichtung die Begründung der stehenden Heere.

Karl VII. hat sich übrigens um Frankreich noch Verdienste erworben durch das Gesetz, wodurch die französische oder gallicanische Kirche unabhängiger wurde, als die andrer Staaten. Es ist dieß die berühmte pragmatische Sanction, die noch immer in Frankreich gilt.

Ludwig XI., Karls Nachfolger (1461—83), ein gewissenloser und despotischer Regent, wußte durch listige Trennung der innern Parteien die Ansprüche der großen Vasallen vollends zu vernichten und die königliche Gewalt zu erhöhen. Durch allerhand niedrige Mittel, wobei ihm selbst ein Menschenleben für nichts galt, vergrößerte er seine Macht und das Reich. Nach dem Tode des übermächtigen Herzogs von Burgund, Karls des Kühnen, verband er auch dieses Land, auf das er, als auf ein französisches Reichslehn, Anspruch machte (Th. II. §. 21).

Ludwig war ein Tiberius (Th. I. §. 42.) seiner Zeit. Bei großen Regententugenden eine Herzensschlechtigkeit, die uns schaudern macht. Die königliche Gewalt war unbeschränkt, das Land beruhigt und nach außen geachtet; aber eben dadurch, daß er die Rechte des Volks und der Stände gewaltsam unterdrückte, hat er seinen Nachfolgern, die das von ihm Errungene nicht aufgeben mochten, einen unseligen Dienst erwiesen; so ist denn die große französische Staatsumwälzung von diesem Könige vorbereitet worden. — Frankreich war unter ihm ruhig, aber es zitterte vor dem Despoten, der willkürlich das Volk mit Abgaben drückte und durch ein stark vermehrtes stehendes Heer seinem Despotismus Nachdruck verschaffte. Die Einrichtung mit den Freischützen (s. oben) hob er auf, dafür errichtete er eine Leibwache von 6000 Schweizern

und 300 schottischen Bogenschützen, die, als Fremdlinge, bloß von ihrem Soldherrn abhingen und Thaten ausführten, wozu sich schwerlich eingeborene Franzosen hätten brauchen lassen.

England.

Unter den ersten Nachfolgern von Johann ohne Land (Th. II. §. 20.) bemerken wir den verschwenderischen Heinrich III., den Bruder des deutschen Kaisers, Richard von Kornwallis (Th. II. §. 17). Bei einer Empörung, in welcher der König selbst in Gefangenschaft gerieth, berief der Anführer der Gegenpartei, Graf von Leicester, zuerst städtische Abgeordnete in das Parlament (1265 Th. II. §. 20). — Kräftiger regierte Eduard I., (1272—1307) der die innern Empörungen dämpfte, die Landschaft Wales sich unterwarf, die Rechtsverfassung verbesserte, die Wissenschaften hob; doch es nicht vermochte, die Schotten zu unterwerfen. Die magna charta (§. 20) erhielt unter diesem Könige den wichtigen Zusatz, daß die Krone keine Schatzung oder Steuer erheben dürfe, ohne Einwilligung des gesammten Parlaments. Eben so wenig vermochten seine Nachfolger Eduard II. und Eduard III. Unter dem letztern erhielt das Unterhaus im Parlament seine bestimmtere Ausbildung; auch begannen jetzt die Kriege gegen Frankreich (§. 23). Während derselben war England ein Schauplatz der schrecklichsten Unruhen und Empörungen. Richard II., der Sohn des schwarzen Prinzen, (1377—99), Eduards III. Nachfolger, führte dieselben durch seine Ungerechtigkeiten, seinen Eigensinn und seine thatenlose Genußliebe herbei. Sein eigner Vetter, Heinrich von Lancaster IV. (1399—1413) nahm ihn gefangen, ließ ihn schändlicher Weise ermorden, und brachte so das Haus Lancaster auf den engländischen Thron. (Johann Wiklef † 1384.) Sein Sohn Heinrich V.

(† 1421) machte sich die Geisteszerrüttung des französischen Königs, Karls VI., zu Nutze, verband sich mit Burgund und eroberte die Normandie (§. 23). Um seine Eroberung zu befestigen, vermählte er sich mit Karls Tochter, und in dem Vertrage zu Troyes wurde ihm die Thronfolge in Frankreich zugesichert; doch nach seinem Tode gingen, unter dem unmündigen Heinrich VI. († 1461), alle die gemachten Eroberungen bis auf Calais wieder verloren.

Jetzt begannen in England die großen innern Kämpfe, welche in der Geschichte unter dem Namen der „Kriege der weißen und rothen Rose" solche Epoche machen (1453). Sowohl das regierende Haus Lancaster (rothe Rose), als auch das seit Richards II. Entsetzung verdrängte Haus York (weiße Rose) stammte in gerader Linie von Eduard III. ab. Der Herzog Richard von York glaubte sogar, ein näheres Recht zur Krone zu haben, als das Haus Lancaster. Zwar blieb er in der Schlacht bei Wakefield (1460); doch seinem Sohne, Eduard IV., gelang es nach den fürchterlichsten Kämpfen, Heinrich VI. nebst seinem einzigen Sohne Eduard zu tödten und sich die Krone zu erwerben († 1483). Eduard V., des vorigen Sohn, wurde schon als Kind ermordet von Richard III. (1483—85), einem Wütherich, der Alles, was ihm im Wege stand, hinopferte, bis das ernste Schicksal seine Unthaten rächte. Der Graf Heinrich von Richmond, aus dem Hause Lancaster-Tudor, besiegte ihn in der Schlacht bei Bösworth, in welcher Richard fiel, und bestieg als Heinrich VII. (1485—1509) den Thron. Durch eine Vermählung mit der Prinzessinn Elisabeth von York (1486) vereinigte er endlich beide Rosen und stellte den innern Frieden wieder her. — Mit ihm kam das Haus Tudor auf den Thron.

Kenneth II., Fürst der Skoten, vereinigte (838)

die Pikten und Skoten, unter dem Namen Schottland, zu einem Staate. Die Geschichte dieses Landes ist ein immerwährender Krieg gegen die Normannen und Engländer. Seit 1371 regierte in Schottland das Haus Stuart, fast beständig von mächtigen Vasallen im Innern oder den eroberungssüchtigen Engländern bedrängt. —

§. 26.

Spanien.

Durch die Schlacht bei Tolosa (1210) hatten die Könige von Kastilien und Arragonien die Macht der Mauren gebrochen; ein Reich nach dem andern kam in die Hände der Christen. — Auch Sicilien wurde, nach der sicilianischen Vesper (Th. II. §. 22), mit Arragonien vereinigt; nur Neapel erst später an dieses spanische Reich geknüpft. Endlich verband die Vermählung Ferdinands von Arragonien mit Isabella von Kastilien (1469) das spanische Reich zu einem Ganzen, obgleich beide Regenten vorläufig Herrscher in ihren eignen Landen blieben. Mit Ernst ging man nun daran, die Mauren aus ihrer letzten Besitzung, dem Königreiche Granada, zu vertreiben, was auch (1492) völlig gelang. Mit unbarmherziger Strenge wurden die unglücklichen Mohammedaner genöthigt, entweder Christen zu werden, oder auszuwandern. Nur Wenige verstanden sich zu dem Erstern, und Spanien verlor auf diese Weise — zumal da auch 800,000 Juden auswandern mußten — einen großen Theil seiner tüchtigsten Bewohner. Diese verderbliche Maßregel wurde einigermaßen unschädlich gemacht durch die großen Entdeckungen, von welchen sogleich weiter geredet werden soll.

Auch Portugal hob sich, begünstigt durch seine glückliche Lage am Meere. Johann I. der Unechte behauptete sich gegen die Ansprüche Kastiliens und verbreitete selbst seine Herrschaft bis auf die afrikanische Küste, wo Ceuta erobert wurde (1419).

§. 27.

Entdeckungsreisen.

Entdeckung der Portugiesen eines neuen Seeweges nach Ostindien (1497).

Die beschränkten geographischen Kenntnisse wurden schon bedeutend erweitert durch die handeltreibenden Araber, welche die Produkte des äußersten Osten, Porzellan, Seide u. s. w. aus China holten und durch Europa verbreiteten. Als geschickte Chemiker erfanden — oder bereiteten sie wenigstens — auch den Branntwein, der anfangs als Arznei in hohem Ansehen stand, weßhalb er auch aqua vitae (Lebenswasser) genannt, aber schon im 16ten Jahrhundert allgemeiner wurde. — Als Seereisende machten die frühesten Entdeckungen die beutelustigen Normannen. Mit ihren kleinen Schiffen durchschnitten sie kühn die Meere nach allen Richtungen hin; ja sie wagten sich selbst in die nördliche Eisregion, wie die Entdeckung von Island beweist. Von dieser Insel aus gelangten sie nach Grönland (was [836] Erik Rode entdeckt haben soll), selbst nach Winland, d. i. Karolina in Nordamerika. — Am stärksten kam aber der Reise- und Handelsgeist in Bewegung durch die Kreuzzüge, welche vorzüglich die italienischen Städte benutzten (Genua, Venedig, Amalfi), die indischen Waaren nach Europa zu bringen. Nach den Kreuzzügen, als die Mameluken Herren von Aegypten waren (Jh. II. §. 18.), eröffneten diese den ältern Handelsweg, von Indien in den arabischen Meerbusen, von wo aus die Waaren über die kurze Landstrecke von Suez in den Nil gebracht wurden. So gewann Alexandrien aufs neue den Welthandel, der unter dem Schutze der mamelukischen Sultane herrlich emporblühete. Aber den Europäern war keineswegs der unmittelbare Handel mit Indien gestattet; nur die Aegypter durften das rothe Meer befahren; nur ihnen war

es erlaubt, die Erzeugnisse des Osten bis nach Alexandrien und Damiette zu schaffen, wo sie die Preise nach Willkür bestimmen konnten. Das Unbequeme dieses Zwischenhandels erregte im Anfange des 15ten Jahrhunderts bei den europäischen Nationen den heißen Wunsch, einen Weg zur See in ununterbrochener Fahrt aufzufinden, um aller Zwischenvölker entbehren zu können. Wenn auch den Venetianern und Genuesen dieser Wunsch am nächsten lag, so war es doch den Portugiesen aufbehalten, ihn in Ausführung zu bringen.

Durch die glückliche Eroberung von Ceuta (§. 25.) war man mit den Arabern in Afrika in nähere Bekanntschaft gekommen und hörte da mancherlei Nachrichten über das Innere und die Küsten dieses noch ganz unbekannten Erdtheiles, was besonders den dritten Sohn des Königs Johann (Juan) des Unechten, den Infanten (Prinzen) Heinrich, mit dem bezeichnenden Beinamen „des Seefahrers," mächtig zu weitern Forschungen aufregte. Geographie, Mathematik und Schiffahrt machten des Prinzen Lieblingsstudien aus, und so kam er — nach Einziehung der oft sich widersprechendsten Nachrichten von Seefahrern und Kaufleuten — dennoch auf die Vermuthung, es lasse sich wohl ein Seeweg um Afrika herum nach Ostindien auffinden. Entfernt vom Geräusche des Hofes entwarf er auf seinem stillen Landsitze Terzanabal in Algarve Pläne, zu deren Ausführung ihm nur tüchtige Seefahrer fehlten. Auf eigne Kosten ließ er Fahrzeuge ausrüsten und sandte sie auf Entdeckungen; doch die Männer, denen er diese Unternehmung anvertrauet hatte, ließen sich durch die lächerlichen Fabeln von Feuerströmen, grimmigen Thieren, gallertartigem Wasser ꝛc. einschüchtern und kehrten unverrichteter Sache zurück. Heinrich ließ sich nicht abschrecken; eine neue Expedition unter Gonzalvez Zarka und Tristan Vaz lief aus, und diese wackern Männer entdeckten wirklich (1418) die Insel

Porto Santo und (1419) die berühmter gewordene Nachbarinn derselben, Madeira, beide menschenleer. Heinrich ließ hier Kolonien anlegen. Madeira war mit dem dichtesten Gehölz bewachsen, welches Gonzalvez ansteckte. Das Feuer soll 7 Jahre gebrannt haben. In dem mit Asche gedüngten Boden, unter dem schönen Himmel gedieh vor allen das sicilianische Zuckerrohr und der cyprische Weinstock, so daß noch jetzt der Zucker aus jenen Inseln ganz besonders geschätzt wird. Von Madeirawein kommen jährlich an 30,000 Faß (jedes zu 3 Oxhoft gerechnet) nach Europa, und viel geht nach Ost- und Westindien. —

Trotz dieser Erfolge fand Heinrich dennoch wenig Unterstützung, und abermals sah er sich genöthigt, auf eigne Hand ein Schiff auszurüsten (1432). Man entdeckte die kanarischen Inseln, (das Vaterland der Kanarienvögel,) die schon den Alten unter dem Namen der glücklichen Inseln bekannt waren. Die Erscheinung des immerfort rauchenden Pik auf Teneriffa erregte zwar die Besorgniß, daß hier die Feuerströme beginnen würden; dennoch stach man in die offne See und fand die menschenleeren azorischen Inseln, nach einer (1466) hier eingewanderten flandrischen Kolonie auch die flandrischen Inseln geheißen. — Jetzt geschah auch das bis dahin für unmöglich Gehaltene. Der kühne Gilianez umsegelte, ohne sich an die gewaltigen Meerstrudel zu kehren, das Kap Non, das vermeintliche Ende der Welt, und gab ihm den spanischen Namen Kap Bojador (das umfahrene Vorgebirge). Doch fand man hier keine Schätze, wohl aber Menschen, dergleichen man noch nicht gesehen hatte, von ganz schwarzer Farbe, mit krausem, lockigem Haar und aufgeworfenen Lippen (Neger). Man brachte die ersten Kriegsgefangenen derselben (1440), welche sich zum Islam bekannten, als Sklaven auf den Markt von Lissabon, und so entstand der schändliche Negerhandel.

Die Unglücklichen boten für ihre Befreiung Goldstaub und dieses belebte mit einem Male den Eifer aller Nationen zu Entdeckungsreisen. Kaufleute aus Genua und Venedig rüsteten Schiffe aus und wollten neue Länder mit Goldstaub und Goldflüssen entdecken, und da man diese nicht sogleich fand: so raubte man Neger und verkaufte dieselben. — Bis zum Tode des hochverdienten Heinrichs (1463) wurden noch von den Portugiesen entdeckt: der Fluß Senegal (1445), wo man die ersten heidnischen Neger antraf, — die Inseln des grünen Vorgebirges, wasserarm, aber fast immerwährend mit grünen Bäumen bedeckt, und endlich auch die Küste des eigentlichen Guinea, wo man Gold, Elfenbein, Wachs und Kostbarkeiten fand.

Der Papst Sixtus IV. bestätigte in einer Schenkungs- und Ablaßbulle den Portugiesen den Besitz aller Entdeckungen, die sie bis nach Indien hin machen würden; dennoch stockten nach Heinrichs Tode die Unternehmungen einige Zeit, bis unter der Regierung Johann II. das so schön begonnene Werk fortgesetzt wurde. Dieser ließ auf Guinea Kolonien und Festungen anlegen und sandte von dort Schiffe auf fernere Entdeckungen aus. Nun gelangte man glücklich über die Linie hinaus, fand, daß Afrika sich nicht im Süden weiter ausbreite, wie man allgemein angenommen hatte, sondern sich vielmehr südostwärts zog und also wahrscheinlich in einer Spitze endigte. Auch sah man keine Feuerströme, keine wilden Thiere u. s. w.; die größte Furcht war überwunden, und die Hoffnung, auf diesem Wege Ostindien zu erreichen, wurde beinah zur völligen Gewißheit.

Der wackere Bartholomäus Diaz erreichte endlich die südliche Spitze von Afrika, (1486) mußte aber wegen der gefährlichen Stürme, die hier wütheten und wegen Meutereien seiner Gefährten nach Lissabon zurückkehren. „Ich habe es das stürmische Vorgebirge (cabo tormentoso) genannt," sagte er zu Johann II. „Nein," rief dieser freudig, „es soll das Vorgebirge

der guten Hoffnung heißen; denn nun zweifle ich nicht länger, daß der Weg nach Indien gefunden ist." — Und so war es auch wirklich; 1497 erreichte der kühne Vasco de Gama das Vorgebirge der guten Hoffnung und umsegelte dasselbe trotz der wüthenden Stürme, trotz der Todesangst und Verzweiflung seiner Leute, die ihn schon über Bord werfen wollten. Mit kaltem Blute ließ er die Widerspenstigen in Banden legen, ergriff selbst das Steuerruder und segelte an Afrika's Südostküste hinauf, und je weiter er vordrang, um so mehr fand er Spuren von Wohlstand und Verkehr mit Indien. Im Hafen von Mozambique und Mombaza fand er schon Schiffe mit Faden von Kokus zusammengebunden, deren Segel aus Palmblättern bestanden. Einige derselben führten Landkarten und Kompasse. Auch mohammedanische Kaufleute traf er an, die von hier Seide, Perlen, Gewürze ꝛc. nach dem arabischen Meerbusen abholten. — In Melinda hörte er noch bestimmter von Handelsverkehr mit Indien, und, begleitet von afrikanischen Seefahrern, welche den Weg nach jenem Lande schon mehrmals gemacht hatten, warf er (19ten Mai 1498) im Hafen von Kalikut, auf der Küste Malabar, die Anker aus. Zu seinem Erstaunen fand er hier blühende Städte, Manufakturen, Handel, Ackerbau und einen König, umgeben vom Glanze eines Hofstaates. Er ließ sich den Zamorin oder König von Kalikut vorstellen und hatte schon die Hoffnung, ein vortheilhaftes Handelsbündniß zu schließen; aber die Mohammedaner, welche bisher den Handel mit indischen Produkten allein nach Aegypten gehabt hatten, machten den Zamorin glauben, die Fremdlinge wären nur gekommen, um ihm sein Reich zu rauben und Vasco entrann kaum mit einem einzigen seiner vier Schiffe, gelangte aber glücklich mit demselben (29. August 1499) wieder in den Hafen von Lissabon. **Der Weg nach Ostindien war gefunden.** —

1500 sandte der König Emanuel den Kabral mit 13 Schiffen aus, der, durch Stürme verschlagen, zufällig das feste Land in Südamerika, Brasilien, entdeckte. Mit dem Reste der Flotte landete er im September (1500) zu Kalikut und suchte hier friedliche Handelsverbindungen anzuknüpfen; doch der mißtrauische Zamorin widerstand, von den Muhammedanern aufgehetzt und unterstützt, so hartnäckig, daß Kabral seine Hauptstadt beschießen und seine Schiffe zerstören ließ. Zwei Vasallen desselben, die Fürsten von Kochin und Kananor hingegen traten auf die Seite der Portugiesen, zogen dadurch den Handel in ihre Gebiete und Kabral konnte mit einer beträchtlichen Ladung indischer Waaren nach Europa zurückkehren.

1502 segelte Vasco de Gama abermals mit 20 Schiffen nach Ostindien; ihm folgten zwei kleinere Flotten unter Franz und Alphons Albuquerque. Gama machte reiche Beute, und, um festen Fuß zu behalten, legte er im Gebiete von Kochin eine kleine Festung an, welche er dem Pachecco Pereira mit zwei Schiffen und 150 Mann zur Vertheidigung anvertrauete. Dieser tapfre Krieger vertheidigte sich hier gegen 60,000 Mann und 200 Schiffe, die der Zamorin von Kalikut herbeiführte, um den abtrünnigen Beherrscher von Kochin zu vertilgen, fünf Monate lang mit bewundernswürdiger Klugheit und Entschlossenheit, bis der eben ankommende Franz Albuquerque ihn aus seiner mißlichen Lage befreiete.

Franz Almeida (1505—9) erschien als erster Vicekönig in den indischen Gewässern. Er eröffnete den Handel mit der Zimmtinsel Ceylon, eben so mit Sumatra, legte mehre Festungen an, schloß die Mohammedaner von den Marktplätzen aus und suchte durch Sperrung des persischen und arabischen Meerbusens ihnen überhaupt den Handel mit Ostindien gänzlich zu entreißen. — Sein Nachfolger, der große Alphons Al-

buquerque, brachte als Vicekönig (1509—15) die portugiesische Macht in Ostindien aufs höchste. Er eroberte die Insel Ormus, am Eingange des persischen Meerbusens, bisher der Hauptstapelplatz der mohammedanischen Kaufleute, darauf (1510) Goa, den nachmaligen Mittelpunkt der portugiesischen Eroberungen und Sitz der Vicekönige; ferner (1511) Malakka, von wo aus vortheilhafte Verbindungen mit Java und Sumatra angeknüpft wurden, und endlich das Vaterland der feinsten Gewürze, die Molukken. Mit der Wiederbesitznahme von Ormus beschloß er die Reihe seiner glänzenden Thaten. Trotz seiner Verdienste ward er dennoch abgesetzt, starb aber im Angesicht von Goa, noch ehe sein Nachfolger anlangte (16ten Sept. 1515.) Der Edle verschied in Dürftigkeit; denn er hatte nicht für sich, sondern für sein Vaterland und seinen Ruhm bei der Nachwelt gelebt; er verschied innig betrauert von seinen Kriegern, betrauert von den Bewohnern der bezwungenen Länder, die alle in ihm einen liebreichen Vater verloren hatten.

Im Jahr 1517 kam der erste Portugiese, Andrada, in China an, und seit 1518 wurde seinen Landsleuten zur Belohnung für die Besiegung eines Seeräubers, der den Chinesen großen Schaden verursacht hatte, die kleine Insel Makao als Stapelplatz angewiesen; denn in das Innere des Landes vorzudringen, ist eigentlich bis heute noch nicht gestattet. — Auch Japan wurde (1542) durch verschlagne Schiffe bekannt, ein schon hochgebildeter Inselstaat, wo man freundliche Aufnahme fand. Von hier aus wurde Gold, Kupfer, Kampfer und vorzüglich Porzellan nach Europa geführt.

Welcher Staat konnte sich jetzt mit dem reichen Portugal messen? Leider dauerte aber der Glanz nicht lange; Portugal selbst wurde, wiewohl nur auf kurze Zeit, eine Provinz Spaniens, und als die Holländer sich von

der tyrannischen Herrschaft dieses Landes losrissen, eroberten sie fast alle Besitzungen der Portugiesen in Ostindien (um 1600). — Nach und nach wurden auch die Holländer vertrieben und jetzt sind die Engländer fast die alleinigen Herren in jenen gesegneten Ländern.

§. 28.

Entdeckung von Amerika. (1492).

Christoph Kolumbus.

Die Hoffnungen, welche Bartholomäus Diaz durch die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung erregt hatte, erweckten in der Seele eines andern wackern Seefahrers den Plan, einen neuen und kürzern Weg durch den atlantischen Ocean nach dem Wunderlande Ostindien aufzusuchen. Christoforo Colombo war es, in dessen großer Seele sich solcher Plan gestaltete, oder, wie ihn die Spanier nannten, Christoval Kolon, woraus das lateinische Kolumbus entstanden ist.

Kolumbus war, den glaubwürdigsten Nachrichten zufolge, zu Cagureto im Genuesischen (1446) geboren. Schon von frühester Jugend an zeigte er außerordentliche Neigung zum Seewesen und studirte deßhalb sehr eifrig Alles, was ihm dabei von Nutzen sein konnte: Geographie, Astronomie, Geometrie ꝛc., so viel man nämlich damals von diesen Wissenschaften verstand. Sein Vater, selbst ein tüchtiger Seemann, nahm ihn schon im 14ten Jahre mit auf seinen Reisen im Mittelmeere. 1464 war der kühne Jüngling mit einem engländischen Schiffe auf den Fischfang nach Island gesegelt und später kreuzte er wieder im Mittelmeere gegen die Türken. Portugal zog damals durch seine Unternehmungen zur See die Aufmerksamkeit von Europa auf sich, und auch Kolumbus begab sich nach Lissabon, wo er seinen Bruder Bartholomäo und viele Landsleute antraf. Hier heirathete er die Tochter

des Bartolomeo Perestrello, eines erfahrenen Seemannes, der an der Entdeckung von Madeira Theil genommen und sich darüber genaue Tagebücher und Zeichnungen angelegt hatte. Auch besaß derselbe, bei ausgezeichneten Kenntnissen, treffliche Karten und Instrumente. Diese benutzte Kolumbus mit dem größten Fleiße, und er gewann die feste Ueberzeugung, auch die andre Hemisphäre (Halbkugel) müsse — schon des Gleichgewichtes wegen — Land enthalten. In seiner Meinung ward er noch bestärkt durch künstlich bearbeitetes Holz, durch Baumstämme, die weder in Europa noch in Afrika ihr Vaterland haben konnten und welche Stürme von Westen hergetrieben hatten, und durch angeschwommene Leichname, deren Gesichtszüge und Bau keinem der bekannten Länder angehörten. Er selbst hatte außerdem merkwürdige Beobachtungen über die Richtung und den Wechsel der Winde angestellt, und so schien es ihm ausgemacht, daß jenes Land zu Hinterasien gehöre und mit Indien zusammenhange. Eine Fahrt nach Westen zu mußte also, nach diesen Voraussetzungen, auf einem kürzern Wege nach Indien führen, als der war, welchen die Portugiesen eben aufsuchten. Seinen kühnen Plan auszuführen, bedurfte er aber einer kräftigen Unterstützung. Vergebens sprach er sein Vaterland Genua darum an; noch schlimmer erging es ihm in Portugal, wo man ihm den ganzen Plan ablockte und heimlich Andere aussendete, die aber bald zurückkehrten, ohne Etwas gefunden zu haben.

Nicht entmuthigt durch die erfahrnen bittern Kränkungen, legte er seinen Plan Ferdinand und Isabella vor und hier zog man die Vorschläge doch wenigstens in Ueberlegung, obgleich die Aussichten noch sehr trübe waren. Die Männer, welche den Plan prüfen sollten, zeigten sich als unwissende oder böswillige Menschen, und bewiesen sich dem Unternehmen durchaus nicht geneigt. Einer der Räthe meinte, da die Erde rund sei, so könnten ja die Schiffe, wenn sie weit nach Westen gesegelt wären, nicht

wieder bergauf fahren; ein Andrer hielt das Projekt gar für gottlos ꝛc., und schon wollte Kolumbus sein Glück in England versuchen, als mit einem Male der glücklich beendigte Krieg gegen die Mauren wenigstens die Königinn bereitwilliger machte. Von ihr erhielt der kühne Genueser 3 kleine Schiffe mit 90 — nach Andern mit 120 — Mann Besatzung, und nachdem man ihm die erbliche Würde eines Großadmirals und Vicekönigs in den zu entdeckenden Ländern, nebst einem Antheil an dem zu machenden Gewinn in einem feierlichen Vertrage zugesichert hatte, bestieg er das größte seiner 3 Schiffe, — die Maria — und segelte (am 3ten August 1492) aus dem Hafen von Palos ab. Anfangs waren Alle guten Muthes; doch als er von den kanarischen Inseln ab in das unbekannte Weltmeer steuerte, als die Schiffe in den Strich der Passatwinde kamen, wie Pfeile nach Westen hin flogen und man noch keine Anzeigen von Land entdeckte, da sank auch dem Kühnsten der Muth, ja die Verwegensten riethen, den tollen Befehlshaber ins Meer zu werfen und den Heimweg zu suchen. Kolumbus verstand es, die Muthlosen zu erheben und die Aufrührer in Schranken zu halten, obgleich er selbst mehre Erscheinungen bemerkte, die ihn stutzig machen konnten: Die Magnetnadel wich um einen Grad vom Nordpol ab; das Meer war mit grünen Gewächsen bedeckt; — dagegen zeigten sich auch Vorboten des nahen Landes: Das Senkblei fand Grund; man sah Landvögel auf den Masten und setzte die Reise getrösteter fort, bis endlich die Unzufriedenheit so allgemein ausbrach, daß der Admiral gelobte, er wolle umkehren, wenn binnen 3 Tagen kein Land erschienen sei. So lautet wenigstens die gewöhnliche Erzählung; aber in dem noch vorhandenen Tagebuche des großen Mannes steht nichts von solcher Capitulation, vielmehr heißt es, er habe zwar Meuterei gemerkt, indessen nicht darauf geachtet und durch seine feste Erklärung, er werde nicht zurückkehren, bis er Indien ge-

funden, die Gemüther beschwichtigt. Der treffliche Führer war seiner Sache gewiß; denn schon zeigten sich bestimmte Spuren von der Nähe des Landes. Am 10ten Oktober, ungefähr um 10 Uhr des Abends, entdeckte er in der Ferne Feuer, machte auch einige seiner Begleiter darauf aufmerksam, und — um Mitternacht ertönte von der voransegelnden Pinta der verabredete Kanonenschuß und der Freudenruf: „Land! Land!“ Guanahani war die Insel, welche vor ihnen lag und bald darauf von Kolumbus im Namen der Königinn von Kastilien in Besitz genommen wurde. Zum Andenken an die überstandenen Gefahren nannte er sie St. Salvador. — Auf die Nachricht der kupferfarbenen, nackten Einwohner, die noch ganz im Stande der Wildheit lebten, kein Eigenthum, selbst keine Arbeit kannten, — daß nach Süden ein reiches Goldland liege, richtete er seinen Lauf dorthin. Er fuhr vor mehren Inseln vorbei und als er auch hier Gold suchte, wies man ihn weiter nach Süden. So entdeckte er Kuba, fruchtbar, doch ohne Gold; die nackten Einwohner, welchen er Goldbleche vorhielt, zeigten nun nach Osten. Hier fand er die Insel Hayti, die er Española nannte (den Namen Domingo erhielt sie erst später von dem neuangelegten Hauptorte). Das gutmüthige, ebenfalls nackt einhergehende Menschenvölkchen hier theilte sich jedoch schon in Stämme, welche unter besondern Oberhäuptern oder Kaziken standen. Einer derselben gab dem Kolumbus zu verstehen, daß aus den benachbarten karaibischen Inseln auf Kanoe's (hohlen Baumstämmen) öfters Menschenfresser seine Unterthanen anfielen; da baueten die Spanier zur Freude der Insulaner eine kleine Festung, angeblich zum Schutz gegen die Karaiben, eigentlich aber, um der Königinn Isabella den Besitz der gemachten Entdeckung zu sichern. — Die neuentdeckte Inselwelt erhielt übrigens den Namen Westindien, weil Kolumbus noch immer in dem Wahne stand, er sei

in dem eigentlichen Indien angekommen. — Zwar zeigten die Wilden, als sie die Freude der Spanier über die kleinen Goldbleche bemerkten, welche die Indier als Schmuck in den Ohren und Nasen trugen, abermals nach Süden, wo solches Metall in Menge zu finden sei; aber Kolumbus konnte für jetzt seine Fahrt nicht weiter fortsetzen. Eins seiner Schiffe war gescheitert, ein anderes hatte sich heimlich entfernt; er ließ also in dem neuerbauten Fort 39 Kastilier zurück, segelte im Januar 1493 wieder nach Spanien, und nach fürchterlichen Stürmen lief er am 15ten März glücklich in dem Hafen von Palos ein. Allgemeiner Jubel begrüßte den kühnen Seehelden; der König und die Königinn überhäuften ihn mit Ehrenbezeugungen, und die Bewunderung, mit welcher die mitgebrachten Menschen, Thiere, Hausgeräthe, Waffen ꝛc. von den staunenden Spaniern betrachtet wurden, ging bald auf die benachbarten Länder über. Aber noch glaubte man sich nicht im Besitz, wenn nicht der heilige Vater seine Bestätigung dazu gäbe. Alexander VI. ließ sich nicht lange darum bitten, jedoch schenkte er an Spanien die zu entdeckenden Länder unter der Bedingung, wenn in denselben der katholische Glaube ausgebreitet und sie dem römischen Stuhle unterworfen würden. Er zog nun eine durch beide Pole gehende Linie, und erlaubte, daß auf der rechten Seite derselben sich die Portugiesen, auf der linken aber die Spanier ausbreiten dürften. Diese Demarkationslinie (Begrenzungslinie) wurde späterhin zu Gunsten der Portugiesen verändert und so blieb Brasilien in der Folge ein Eigenthum Portugals.

Den 25ten September (1493) trat Kolumbus seine zweite Reise an, zu welcher 17 Schiffe mit 1500 Mann ausgerüstet waren. Dießmal steuerte er etwas südlicher, entdeckte die Karaiben, von Menschenfressern bewohnt, und am 22ten November kam er wieder auf Hispaniola an. Zu seinem großen Kummer fand er die

Kolonie zerstört und die zurückgelassenen Spanier, die sich durch ihre Habsucht und Grausamkeit verhaßt gemacht hatten, insgesammt erschlagen; er dachte deßhalb auf die Anlegung eines dauerhaftern Haltpunktes und ließ zu dem Ende eine befestigte Stadt erbauen, die er seiner Königinn zu Ehren Isabella nannte. Aber unter seinen Gefährten, die bis dahin anstatt des gehofften Goldes nur Noth und Arbeit gefunden hatten, zeigte sich schon große Unzufriedenheit; auch Ferdinand hoffte auf Goldschiffe. Kolumbus legte deßhalb den armen Indiern einen drückenden Tribut auf, welchen sie, durch das fürchterliche Schießgewehr und große, zur Menschenjagd abgerichtete Hunde gezwungen, herbeischaffen mußten. Zuerst gingen 12 Schiffe mit Sklaven, Gold und andern Produkten nach Spanien ab; darauf folgten noch 4 andre, eben so beladen. Er segelte darauf weiter, entdeckte auch Jamaika, — ohne Gold, hatte mit unsäglichen Gefahren und Beschwerden zu kämpfen, und als er nach Isabella zurückkehrte, fand er die zurückgelassenen Spanier im verzweifelten Kampfe gegen eine Unzahl der durch den harten Druck zur Wuth gereizten Indianer. Die raublustigen und gewinnsüchtigen Spanier hatten indessen bei dem spanischen Hofe Mißtrauen gegen den großen Mann erregt, und schon erschien Aguado, Kolumbus persönlicher Feind, der die Beschwerden untersuchen sollte; aber der Vicekönig unterwarf sich einer solchen Untersuchung nicht, vielmehr kehrte er (1496) nach Spanien zurück, wo er sich bald zu rechtfertigen wußte.

Die Ränke seiner Feinde hatten wenigstens so viel bewirkt, daß er bei seiner drittten Fahrt vom Hofe wenig unterstützt wurde; die neue Flotte bestand nur aus sechs Schiffen, die zum Theil mit groben Verbrechern bemannt waren. Dießmal entdeckte er die Insel Trinidad (1496) in der Nähe vom Ausflusse des großen Stromes Orinoko, aus dessen Größe er schloß, das feste Land sei

nun gefunden. Lange suchte er nach einer Durchfarth, um das eigentliche Indien zu erreichen; allein seine Gefährten nöthigten ihn, nach Hayti umzukehren, wo unterdessen die Spanier St. Domingo erbauet hatten und sich theilweise im Zustande der Empörung befanden, wodurch die armen Eingebornen am härtesten leiden mußten. Kaum vermochte Kolumbus die Ruhe wieder herzustellen. Endlich war auch Isabella überredet worden, der neue Vicekönig mißbrauche seine Gewalt und gehe damit um, sich unabhängig zu machen; da sandte der Hof (1500) den elenden Bovadilla nach Westindien, der, ohne weitere Untersuchung, den Angeklagten absetzte und gefesselt nach Europa sendete. Ferdinand und Isabella schämten sich zwar ihrer Handlungsweise, gaben dem Gefesselten die Freiheit, setzten den Bovadilla ab und versicherten den Gekränkten aufs neue ihrer Gnade; aber es geschah von ihrer Seite dennoch nichts, um die Beleidigung wieder gut zu macheu, vielmehr sendeten sie — ganz gegen die mit Kolumbus eingegangenen Verträge — den Ovando als königlichen Statthalter nach Westindien.

Auch diese Kränkung ertrug der große Mann, dem weniger sein Vortheil, als die Vollendung seines Werks am Herzen lag, und er entschloß sich noch einmal zu dem Versuche, die vermuthete Durchfarth nach Ostindien zu entdecken. So segelte er mit vier gebrechlichen Fahrzeugen (1502) abermals ab, erreichte den schmalsten Theil des neuen Landes bei dem Hafen Portobello; allein die vermuthete Durchfarth suchte er vergebens. Kaum konnte er sich mit einem Schiffe aus einem fürchterlichen Orkan nach Jamaika retten (1503), und wäre auch hier verloren gewesen, wenn nicht zwei brave Gefährten, Mendez und Fieschl, sich auf elenden Kanoes 40 Seemeilen weit nach Hispaniola gewagt hätten, woher sie ihren bedrängten Landsleuten endlich nach 8 Monaten ein Schiff zuführten. — Nach unendlichen Mühseligkeiten kam der

so hart Geprüfte (1504) wieder in Spanien an, wo die Nachricht von dem Ableben der Königinn, die er wenige Wochen nach seiner Rückkehr erhielt, seine letzten Hoffnungen zertrümmerte. Ferdinand war ihm abgeneigt; man suchte sogar des großen Genuesen Verdienste zu verkleinern und von Halten des Vertrags war nicht mehr die Rede. Kolumbus selbst starb aus Gram (1506) zu Valladolid; seine Gebeine wurden in St. Domingo beigesetzt und — seinem Verlangen gemäß, wurden die Ketten, welche er einst so unverdient getragen hatte, ihm mit ins Grab gegeben. Seit 1793 ruhen die sterblichen Ueberreste dieses großen Mannes in Havannah auf der Insel Kuba. — Sein Sohn Diego erhielt endlich die Statthalterschaft der neuentdeckten Länder — weil er die Nichte des vielvermögenden Herzogs von Alba geheirathet hatte.

Ehe Kolumbus seine 4te Reise (1498) unternahm, zog der florentinische Ritter Amerigo Vespucci (lat. Americus Vespucius) auch nach der neuen Welt, und gab die erste umständlichere Beschreibung davon. Nach ihm bekam der ganze Erdtheil den Namen „Amerika," obwohl Kolumbia viel richtiger sein möchte; denn jener behauptete fälschlich, das Festland Amerika zuerst gesehen und betreten zu haben.

§. 29.

Fortsetzung der Entdeckungen.

Obgleich die meisten der nachfolgenden Entdeckungen erst in die dritte Periode fallen, so möchten sie dennoch hier, — des bessern Zusammenhanges wegen — den schicklichern Platz finden.

Kabral.

Pedro Alvarez Kabral (§. 26.) wurde zufällig Entdecker von Brasilien (1500); er nannte aber das Land Santa Cruz (heiliges Kreuz), weil er es durch Errichtung eines großen, hölzernen Kreuzes für seinen König

Emanuel in Besitz genommen hatte, ohne dort eine Niederlassung anzulegen. Da man daselbst ein Holz, das man von der Farbe einer glühenden Kohle (im Portugiesischen brasa) Brasilienholz nannte, häufig vorfand, und dasselbe in Menge nach Europa ausführte: so bekam der ganze Landstrich nach der Zeit den Namen Brasilien. Anfangs achtete man die neue Entdeckung wenig; man bestimmte sie daher zum Verbannungsorte der Juden und Verbrecher; — als man aber hier Gold und die herrlichsten Diamanten entdeckte; als man die ungemessene Fruchtbarkeit gewahr wurde: wuchs auch die Sorge des portugiesischen Hofes für einen bessern und schnellern Anbau. Ja 1808 verlegte der König von Portugal, durch Napoleons Anmaßungen verdrängt, seine Residenz nach Rio Janeiro, der Hauptstadt jener amerikanischen Besitzungen. —

Balbao.

Ein spanischer Abenteurer, Vasco Nunez de Balbao, gründete, von wenigen Gleichgesinnten unterstützt, die erste Niederlassung auf der Landenge Darien, Santa Maria genannt. Bei einem wegen Theilung des Goldes entstandenen Streite erbot sich ein Indianer, der die Begierde der Spanier nach diesem Metall bemerkte, ihnen ein Land zu zeigen, wo dergleichen im Ueberfluß vorhanden sei. Er hielt Wort und führte (1513) den Balbao nebst seinen 190 Begleitern, nach einem der gefährlichsten und beschwerlichsten Märsche, an die Küste der Südsee, wo ihm der Weg nach Peru — dem eigentlichen Goldlande (Eldorado, wie es die Spanier nannten) — offen stand. Doch wagte der kühne Führer es nicht, mit seiner geringen Mannschaft Peru selbst anzugreifen; er nahm von dem großen Ocean im Namen seines Herrn Besitz, kehrte mit Gold und Perlen belastet zurück und sein Lohn war — ein neugesendeter Statthalter ließ ihn, unter dem Vorwande des Ungehorsams, gefangen nehmen und hinrichten.

Ferdinand Kortez.

In Kuba, wo indessen die Spanier eine Hauptniederlassung gegründet hatten, verbreitete sich das Gerücht von einem großen Reiche auf dem amerikanischen Festlande; der Statthalter Jakob Velasquez beschloß also die Unterjochung dieses Staates und sandte seinen Unterbefehlshaber, den tapfern Ferdinand Kortez, mit 617 Mann zu Fuß und ungefähr 16 Pferden dahin ab (1519). Als aber der elende Velasquez, eifersüchtig auf des erwählten Anführers große Talente, ihm den eben erst anvertrauten Oberbefehl wieder nehmen wollte, gehorchte dieser nicht, vielmehr ernannten ihn die Soldaten zu ihrem Befehlshaber, und so begann er das ungeheure Unternehmen mit seinem Häuflein auf eigne Gefahr. Zu seinem Erstaunen fand er bei seiner Landung einen geordneten Staat und bei den Einwohnern eine Bildung, wie bis jetzt in Westindien noch nirgends angetroffen worden war. Montezuma, ein verständiger Fürst, war Regent dieses Staates, der den Namen Mexiko (spr. Mechiko) führte; mehre der benachbarten Länder standen unter seiner Botmäßigkeit. Kortez übersah mit einem Blicke das Schwierige seines Unternehmens; doch er war nicht der Mann, der sich durch Schwierigkeiten abschrecken ließ. Zuerst überredete er seine Leute, die Schiffe zu zerstören, auf denen sie von Kuba nach Mexiko übergesetzt waren, um sich so jeden Rückweg unmöglich zu machen; nun zog er, verstärkt von den Tlaskalanern, einer bisher von Mexiko abhängigen Völkerschaft, geraden Weges auf die Hauptstadt los, gründete aber zuvor das Fort Vera Cruz an der Küste des Meeres. Ehe Montezuma mit sich einig geworden war, ob er die Fremdlinge als Freunde oder als Feinde empfangen sollte, standen diese schon mitten in der Stadt, wo ihnen ein großer Palast eingeräumt wurde. Immer drohender wurde die Stellung der Spanier, als es ihnen zumal gelang, den König selbst als

Staatsgefangenen in ihre Gewalt zu bekommen. Zwar hatte Velasquez ein Heer abgesendet, um den Widerspänstigen einzufangen; doch dieses trat zu dessen Fahnen über, und so, bis auf tausend Mann verstärkt, eilte er wieder nach Mexiko, wo indessen 80 zurückgelassene Spanier durch ihren Uebermuth einen furchtbaren Aufstand veranlaßt hatten. Vergebens suchte Kortez durch den gefangenen Montezuma, der sich dem Volke im Schmucke eines Königs zeigen mußte, die Gemüther zu beruhigen; der Unglückliche sank unter den Steinwürfen seines eignen Volks (1520). — Ihm folgte der 24jährige Guatimozin; Kortez mußte nach großem Verluste die Stadt verlassen, (Nacht der Trübsal), und von einer gänzlichen Niederlage rettete ihn nur noch die Eroberung der großen mexikanischen Reichsfahne, von welcher angeblich das Schicksal des Reiches abhing. Bald stand er jedoch mit einem neuen Heere vor den Thoren von Mexiko, und wiewohl er jeden Fuß breit Landes blutig erstreiten mußte, fiel dennoch diese große Stadt (1521, den 13. August) in seine Hände. Den armen Einwohnern wurden die gräßlichsten Martern zugefügt, damit sie gestehen sollten, wo ihr Gold vergraben läge. Auch Guatimozin nebst seinen vornehmsten Räthen wurde auf glühende Kohlen gelegt, um ihnen ein Geständniß abzupressen. Selbst unter den fürchterlichsten Qualen verleugnete der junge König nicht einen Augenblick seine Würde. „Liege ich denn auf Rosen?“ rief er seinen jammernden Unglücksgefährten zu. — Zu seiner eignen Sicherheit sah sich Kortez genöthigt, den letzten Kaiser Mexiko's hinrichten zu lassen (1521).

Noch entdeckte Kortez die große Halbinsel Kalifornien (1536); doch so viel er auch für Karls V. Größe gethan hatte, ward er dennoch später zurückberufen und starb aus Gram über den schnöden Undank, welchen er erfahren mußte (1547).

Ferdinand Magellan.

Endlich wurde auch die so lange vergeblich gesuchte Durchfahrt nach Indien gefunden. Der Portugiese Ferdinand Magellan (eigentlich Fernando de Magelhaens) verließ, für seine in Ostindien unter Albuquerque geleisteten Dienste schlecht belohnt, sein Vaterland und begab sich zu Karl V. nach Spanien, der ihm 5 Schiffe nebst 236 Mann anvertrauete, womit der kühne Schiffer den neuen Weg von Westen nach den Molukken aufzufinden versprach. Am 12ten Januar 1520 erreichte er die Mündung des großen Flusses La Plata, hatte aber von jetzt an mit gefährlichen Klippen und rauher Witterung zu kämpfen. Es wurde Winter (diese Jahreszeit beginnt nämlich jenseits des Aequators, wenn bei uns das Frühjahr eintritt) und er mußte in den Hafen San Julian einkehren, wo er eine Empörung seiner Untergebenen zu dämpfen hatte, welche einem Ausländer nicht gehorchen wollten. Er befand sich damals an der Küste von Patagonien, traf hier kupferfarbige Menschen von ungewöhnlicher Größe an, welche von den ersten Seefahrern als wirkliche Riesen geschildert wurden, die einen halben Eimer Wasser in einem Zuge austränken ꝛc. Den 21. Oktober erreichte er eine schmale, von hohen Schneebergen eingeschlossene Meerenge, nachher Magellans-Straße genannt. Eins der Schiffe hatte sich verloren, ein zweites war muthlos entwichen; die übrigen fuhren weiter und entdeckten den 27. November 1520 das große Meer. Nun hofften sie in wenigen Tagen Ostindien zu erreichen; aber sie segelten und segelten drei Monate lang und fanden Nichts, als zwei unfruchtbare Felseninseln. Die Lebensmittel waren verzehrt; faules Wasser, gebratenes Riemenzeug, Sägespäne, Mäuse wurden als Leckerbissen verzehrt. Das Wetter blieb günstig, weßhalb die Abenteurer auch diesem Meere den Namen des stillen — aber ohne Grund — zuertheilten. Endlich den 6. März 1521 entdeckten sie

die Diebesinseln oder Ladronen, und kurz darauf die Philippinen. Auf einer derselben, Matan, wurden die Spanier von den Einwohnern angegriffen und Magellan fand in dem Gefechte seinen Tod (27. April). Die Portugiesen staunten nicht wenig, als sie Europäer von Osten kommend auf den Molukken landen sahen. — Nur ein einziges der ausgesendeten Schiffe lief unter Kano (1522, den 7. September) mit 18 Mann wieder in dem spanischen Hafen San Lucar ein — und so war die erste Reise um die Erde vollendet. — Nach dem Schiffskalender war es freilich erst Sonnabend, den 6ten September, doch in Spanien war es Sonntag, den 7ten desselben Monats, ein Umstand, den man nicht sogleich begreifen konnte, der aber sehr natürlich ist; denn wer nach Westen herum die ganze Erde umschifft, zählt einen Tag weniger, wenn er wieder nach Hause kommt; wer nach Osten herum fährt, einen Tag mehr. Haben wir Mittag, so ist bei den auf der entgegengesetzten Seite der Erdkugel Wohnenden zu derselben Zeit natürlich Mitternacht. Gesetzt nun, wir reisen westwärts in 6 Monaten bis zu diesem Punkte, so haben auch wir dort Mitternacht, während man an dem Orte unserer Abreise erst Mittag hat. So fehlt schon ein halber Tag in unsrer Rechnung. Umsegeln wir nun auch die andre Hälfte der Erdkugel, so geht abermals ein halber Tag verloren, indem wir im Orte unsrer Ankunft wieder Mittag haben, während zu derselben Zeit auf dem entgegengesetzten Punkte es Mitternacht ist. —

Franz Pizarro.

Die ersten sichern Nachrichten von dem Goldlande (Eldorado) Peru waren durch Balbao (1513) zu den Spaniern gekommen. Endlich gelang es dem Muthe und dem Unternehmungsgeiste des Franzisco Pizarro, — eines rohen Menschen, der in seiner Jugend die Schweine

gehütet hatte, nicht einmal lesen konnte — mit einer Handvoll kühner Glücksritter sich des Reiches der Ynka's oder Kaiser von Peru zu bemächtigen. Pizarro selbst hatte sich schon in Amerika einiges Vermögen erworben; nun verband er sich mit dem reichern Almagro, einem Findlinge, und mit einem Priester, Hernando de Luque. Alle drei rüsteten auf ihre Kosten eine Expedition aus, deren Anführer der muthige Pizarro war, und wirklich drang dieser auch bis zur Küste von Quito vor, wo er ein überreiches Land antraf, durch Künste und Ackerbau blühend und durch eine weise und friedliche Regierung gesegnet; zugleich überzeugte er sich aber auch, daß seine Streitkräfte nicht hinreichend wären, ein so volkreiches Land anzugreifen. Er handelte von den Bewohnern goldne und silberne Gefäße gegen europäische Kleinigkeiten ein, fand in Spanien Unterstützung und im Februar (1531) segelte Pizarro mit 3 kleinen Schiffen, auf welchen sich 180 Mann und unter diesen 36 Berittene befanden, wieder nach Peru ab. Zum Glück für die Spanier war das peruanische Reich damals durch einen Bürgerkrieg zwischen den beiden Söhnen des letzten Ynka, Huaskar und Atahualpa, getheilt. Der letztere glaubte an den Fremdlingen treue Bundesgenossen zu finden, besuchte dieselben in ihrem festen Lager, wurde aber treulos gefangen genommen. Das bestürzte Volk wagte es nicht, eine Hand zum Schutze oder zur Befreiung desselben zu erheben und ungehindert durchzogen die raubsüchtigen Spanier das Reich bis in die entferntesten Provinzen. Zwar füllte der unglückliche Ynka ein Zimmer von 16 Fuß Breite und 22 Fuß Länge mit goldnen Gefäßen, um dadurch seine Freiheit zu erkaufen; wurde aber dennoch öffentlich erdrosselt. Auch die Hauptstadt des ganzen Landes, Kusko, fiel mit allen ihren unermeßlichen Reichthümern in die Gewalt der Sieger, welche die unmenschlichsten Grausamkeiten an den Eingebornen verübten. Jeder Fußsoldat erhielt nach unserm

Gelde 20,000 Rthlr., jeder Reiter das Doppelte und verhältnißmäßig war auch der Antheil der Officiere (1532). In den eroberten Küstenländern wurde Lima die Hauptstadt (1535). Almagro eroberte nun auch das goldreiche Chili; doch kehrte er bald zurück und es entspann sich zwischen den beiden Hauptbefehlshabern ein Kampf, der nur mit ihrem Untergange endete. Almagro wurde von Pizarro gefangen und erwürgt; aber auch Pizarro fiel unter den Streichen der Anhänger des Almagro. — Es läßt sich denken, wie während dieser Zeit das unglückliche Land zugerichtet wurde. Endlich griff die Regierung kräftiger ein und sendete den ehrwürdigen Peter de la Gaska als Vicekönig. Diesem herrlichen Manne gelang es, die Gemüther zu beruhigen, Ordnung und Gesetzmäßigkeit einzuführen und besonders die Lage der armen Peruaner zu verbessern. Nun erst war die Unterwerfung des Landes unter die spanische Oberherrschaft vollendet. Gaska kehrte zurück, für seinen König reich mit Schätzen beladen, selbst aber so arm, wie er gekommen war — nur reich an Bewunderung und Liebe. —

1496 entdeckte der Engländer Johann Cabot die Ostküste von Neufundland.

§. 30.

Folgen dieser Entdeckungen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß durch die eben erwähnten Entdeckungen überall in der Menschenwelt die fühlbarsten Veränderungen hervortreten mußten. Wie durch einen Zauberschlag hatte sich eine neue Welt mit ihren unermeßlichen Schätzen aufgethan. Wie dürftig und mangelhaft erschien den Menschen, was sie bis jetzt von ihrem Wohnsitze gewußt hatten; wie sehr regte sich das Bestreben, immer mehr zu erforschen und zu entdecken! So wurde selbst die Auffindung eines fünften Erdtheils im stillen Weltmeere vorbereitet. — Welches Feld gewan-

nen jetzt die Wissenschaften! Erfindung knüpfte sich an Erfindung, und wenn sie auch nur vorläufig berechnet waren auf Schiffahrt und Handel, so brachten sie dennoch selbst der reinen Wissenschaft unzuberechnenden Nutzen. Erd-, Himmels- und Naturkunde haben in allen frühern Jahrhunderten zusammengenommen nicht so viele Bereicherungen erfahren, als ihnen jetzt plötzlich zuströmten.

Staaten, die bis dahin den Handel fast allein geführt und darauf ihre Macht gegründet hatten, wie Venedig, Genua ꝛc., sanken mit einem Male zur Unbedeutendheit, während andre, durch ihre amerikanischen Kolonien bereichert, die Uebermacht gewannen, wie Spanien, Portugal und Holland.

Durch die ungeheure Masse von Gold, Silber und Edelsteinen veränderte sich der ganze Marktpreis aller Waaren. Der Werth des Geldes sank so, daß Derjenige, der noch vor wenigen Jahren für reich gegolten hatte, jetzt für arm gelten konnte.

Die neuen Erzeugnisse veränderten die ganze Lebensweise der Europäer. Man lernte Dinge als Bedürfnisse kennen, von denen man früher gar nichts gewußt hatte; dahin gehört: der Indigo, die Cochenille als Färbestoffe; — die peruanische Rinde, auch China oder Fieberrinde genannt, wovon jährlich uns an 12,000 Ctr. zugeführt werden, — die Ipecacuanha, der Quajac, die Quassia ꝛc., als kräftige Arzneien; — die Chocolade, von der Frucht des Kakaobaumes bereitet als aromatisches und vor allen die Kartoffeln, als wirklich unentbehrliches Nahrungsmittel. Der Engländer Franz Drake brachte diese letztere Frucht nach Europa; sie wurde aber erst 1650 in Deutschland bekannt, wo sie lange als Leckerbissen für große Herren galt. Auch der Mais, wenigstens solcher, der in Europa am besten gedeihet, ist ein amerikanisches Gewächs. — Entbehrlicher, als das eben Genannte, war wohl der Tabak,

der in Südamerika, besonders auf der Insel Tabago, wild wächst. Man lernte die Kunst des Rauchens von den Wilden. Der franz. Gesandte am portugiesischen Hofe, Joh. Nicot (woher auch die lateinische Benenung herba nicotiana rührt), brachte ihn zuerst nach Europa, wo das Rauchen, trotz aller Verbote, Strafen und Predigten dennoch schon im 17ten Jahrhundert allgemein war. Die geheimen Tabacksgesellschaften sollen durch Fid. Ibus. (d. h. Billets mit der Aufschrift: fidelibus fratribus, den treuen Brüdern) eingeladen worden sein, an welchen Einladekarten die Schmauchenden ihre Pfeifen anzündeten. —

Durch die Entdeckung von Amerika wurde ein ganz besonders einflußreiches Kolonisationssystem möglich, indem Tausende der Europäer nach jenen gesegneten Ländern strömten, sich hier niederließen und theils Ackerbau, theils Bergbau, theils Pflanzungs- und Handlungskolonien gründeten.

Unter den Uebeln, welche für uns aus Amerika erwachsen sind, ist — außer dem ins Ungeheure gestiegenen Luxus — die pestartige Krankheit des gelben Fiebers bemerkenswerth, das mehrmals in Spanien und Portugal gewüthet hat.

Furchtbar aber zeigten sich die Folgen für die Eingebornen jener neuentdeckten Länder. Zwei Staaten, Mexiko und Peru, welche in jeder Hinsicht schon bedeutende Schritte zur Kultur gethan hatten, wurden in Provinzen europäischer Monarchien verwandelt, und so ihr naturgemäßes Aufstreben mit einem Male gehemmt. —

Auf den Festlande zogen sich zwar unzählige Völkerschaften des südlichen uud nördlichen Amerika's in das Innere zurück, und bilden, zum Theil jetzt noch unbezwungen, den Stamm der Urbewohner; dafür aber wurden die Bewohner der Inseln und Küsten vollständig ausgerottet. Die Goldgier der Europäer zwang dieselben zu den härtesten Arbeiten in den Bergwerken und Perlenfischercien,

welchen die schwächlichen, bisher an gar keine Arbeit gewöhnten Menschen bald unterlagen. Tausende und aber Tausende wurden hingewürgt, weil sie nicht die Lehrsätze und Formeln annehmen und begreifen wollten, welche man christliche Religion nannte. Die sich dem Drucke zu entziehen suchten, umstellte man wie wilde Thiere, hetzte sie mit Hunden zu Tode, und so kam es, daß in wenigen Jahren die ganze Urbevölkerung ausstarb.

Dieses Aussterben hatte besonders für die Neger in Afrika die unseligsten Folgen. An die Stelle der schwächlichen Indianer setzte man die kräftigen Neger; fand auch daran weiter kein Bedenken, dieselben zu rauben, da ja der heilige Vater erlaubt hatte, die Ungläubigen in Sklavenfesseln zu schlagen. — Um wenigstens den Rest der Indianer zu retten, eiferte ein edler Mann, der Bischof auf Hispaniola, Las Casas, gegen die Beknechtung und schändliche Behandlnng derselben. Er zeigte in einem Briefe an Philipp II., daß die Spanier in Amerika während eines Zeitraumes von 50 Jahren über 12 Millionen Menschen hingeopfert hätten. So ward die Leibeigenschaft der Indianer zwar — wiewohl zu spät — aufgehoben, dafür bekam aber der schändliche Negerhandel einen neuen Schwung. Jährlich wurden an 100,000 der unglücklichen Schwarzen in Guinea ihren Familien entrissen, in Schiffe gepackt, wo gewöhnlich der dritte Theil auf der Ueberfahrt starb, und sodann auf den Sklavenmärkten verkauft. Ein gesunder Neger wurde immer mit 80 Rthlrn. bezahlt. — In den neuesten Zeiten ist durch die Bemühungen edler Menschenfreunde in England (Wilberforce) dieser scheußliche Verkehr aufgehoben worden, doch unter der Hand wird er noch immer von ruchlosen Kaufleuten fortgeführt.

An die Stelle der alten Bewohner kam nun ein ziemlich bunter Menschenschlag. Chapetonen heißen diejenigen Europäer, die sich nur eine Zeitlang in Amerika

aufhalten. Kreolen (Weiße, Blanke) nennt man die Nachkommen europäischer Eltern, welche sich ehemals dort niederließen. Beide machen die bevorrechtete weiße Klasse aus. Aus der Vermischung mit den Eingebornen entspringen die Mestizen, und mit den Negern — die Mulatten. Die Indier werden im 3ten Gliede und die Neger im 5ten Gliede weiß. Von Weißen und Mulatten stammen die Terzerones ab, von Weißen und Terzeronen — Quarterones, von Weißen und Quarteronen — Quinteronen. Nun erst wird die Nachkommenschaft völlig weiß und erhält auch die Vorrechte der Weißen.

Die Amerikaner erhielten von uns Europäern fast alle unsre Hausthiere, ingleichen mehre Pflanzen, welche in dem üppigen Boden ganz besonders gediehen. Der Weinbau wurde mit Glück versucht; besonders ergiebig zeigte sich die Anpflanzung des Zuckerrohres und des Kaffee's. Das Vaterland des letztern ist eigentlich Arabien, und er wurde schon von den Türken im 16ten Jahrhundert als Getränk benutzt. Sie nannten ihn Kahove (Stärke) und den ungebrannten Boun (Bohnen). Mit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts versuchte man den Anbau der Kaffeepflanze in Westindien und der Versuch gerieth so wohl, daß von dorther, besonders von den Antillen, Domingo, Martinique und Surinam, eine ungeheure Menge dieses Produktes nach Europa ausgeführt wird.

§. 31.

Nachträgliche Bemerkungen.

Mit dem Anfange des 15ten Jahrhunderts erschien mit einem Male in Europa ein Volk, dessen Ursprung bis auf den heutigen Tag noch nicht hat mit Sicherheit ermittelt werden können, nämlich: die Zigeuner. Sie verbreiteten sich in einzelnen Horden, liebten ein unstätes Leben,

hielten sich in Höhlen und Wäldern auf, trieben keine andre Beschäftigung, als Stehlen und Wahrsagen; ihre liebste Nahrung bestand in Zwiebeln, Knoblauch, doch war ihnen auch das Fleisch verreckter Thiere willkommen und deßhalb eine Viehseuche für sie ein glückliches Ereigniß. Branntwein und Taback genossen sie, und zwar Mann und Weib, mit großer Begierde. Eine Religion schienen sie nie zu haben; sie machten die äußern Religionsgebräuche des Landes mit, wo sie sich eben aufhielten. List, Feigheit und Grausamkeit machten den Grundcharakten des Volkes aus, das sich übrigens streng von jeder Vermischung mit andern Völkern enthielt. So zeigten sich die Zigeuner vom Anfang an und so zeigen sie sich noch. Alle Versuche, sie einzubürgern, sind gescheitert; doch haben sie sich mehr in die südlichen Staaten gezogen, wo eine weniger strenge Polizei und ein milderer Himmel ihrer Lebensart sich günstiger zeigt. Nur hier und da — besonders in Siebenbürgen und der Moldau, wo an 200,000 leben — haben sie sich häuslich niedergelassen, ohne ihre Lieblingsweise ganz aufzugeben. — Man hielt sie anfangs für Pilger und gab ihnen Schutzbriefe; doch wurden sie später hart verfolgt und oft wie wilde Thiere gehetzt. Ihre Sprache, ihre Sitten und ihre Körperbildung verrathen einen indischen Ursprung. Wahrscheinlich wurden sie durch Tamerlan's Eroberungszüge aus ihrem Vaterlande verdrängt (Th. II. §. 20).

Der Münzfuß erhielt am Ende des Mittelalters eine festere Bestimmung; man rechnete nach Goldgülden, dergleichen zuerst in Florenz geschlagen wurden, daher jeder derselben auch den Namen Florenus (abgekürzt Fl.) führte. Als man aber das Korn (d. h. den innern Gehalt, so wie Schrot die äußere Form der Münze heißt,) verfälschte, vereinigten sich die rheinischen Kurfürsten dahin, daß die von ihnen geschlagenen Gülden den Werth von 2 Loth Silber erhalten sollten. Zu

Joachimsthal in Böhmen entdeckte man ergiebige Silberbergwerke, und hier schlug man (1500, 1515 und 1517) eine große Anzahl zwei Loth schwerer Silberstücke, Joachimsthaler, woraus unser „Thaler" entstanden ist. — Das Papiergeld, eine Erfindung der Chinesen, und wurde im 14ten Jahrhundert in Europa bekannt.

Auch die schönen Künste hoben sich mit Macht. Johann van Eyk war zwar nicht der Erfinder, aber doch der Wiederhersteller und Vervollkomner der Oelmalerei († 1441). — Ueberhaupt bekam die Malerkunst durch die griechischen Künstler, welche wegen der Verfolgungen gegen die heiligen Bilder (Th. II. §. 8.), vorzüglich aber wegen der Barbarei der Türken (Th. II. §. 22.) nach Italien auswanderten, hier einen neuen Aufschwung. Es entstanden mehre Schulen, d. h. eine Reihe von Malern eines Landes, die sich in der Ausübung ihrer Kunst nach den Grundsätzen eines Meisters bildeten. Die italiänische Schule, welche wieder in die römische, florentinische, venetianische und lombardische zerfällt, und durch ihre großen Meister: Michel Angelo, Correggio, Rafael, Titian, Leonhardi da Vinci, Joh. Bellini ꝛc. berühmt ist, strebte danach, die Schönheit in den edelsten Formen zu offenbaren. Die niederländische Schule, welche wieder in die flamländische und holländische sich theilt, sucht dagegen Naturwahrheit und Lebendigkeit der Farben, (die französischen und engländischen Künstler gehören bald dieser, bald jener Schule an,) und ihre Meister sind: die Gebrüder van Eyk, Peter Paul Rubens, van Dyk, Rembrandt, Lukas von Leyden ꝛc. Selbst die niedrigsten, oft ekelhaftesten Dinge sind Gegenstände für ihren Pinsel. — Ganz eigenthümlich gestaltete sich die deutsche Schule, welche in dem Nürnberger Albrecht Dürer, Lukas Kranach, Hans Holbein herrliche Meister verehrt.

Die Bücher als Rollen verschwanden mit Erfindung des Papiers (Th. II. §. 19); aber erst um 1500 wurde die eigentliche Buchbinderkunst erfunden.

Auch die Kupferstecherkunst ist eine deutsche Erfindung (vor 1440). Albrecht Dürer arbeitete darin mit Glück und Erfolg. Er lehrte zuerst (um 1500) das Aetzen, indem er die Kupfertafel mit einer Masse überzog, welche dem Scheidewasser widerstand, und in diese Masse mit einer Radiernadel die Figuren einkratzte, damit das darauf gegossene Scheidewasser nur an den entblößten Stellen wirken könnte. — Auch in der Kunst, aus Holz allerhand Figuren zu schneiden, hatte es Dürer sehr weit gebracht. Ueberhaupt führte er die Kunst auf feste Regeln zurück. Er lehrte die Perspektive zuerst nach mathematischen Grundsätzen und gründete die Schreibekunst auf die Geometrie.

Der Holländer Wilhelm Beukelzoon († 1397) soll zuerst die Heringe eingesalzen haben; daher auch der Kunstausdruck „Pökeln.“

Meistersänger.

Mit dem traurigen Untergange des blühenden Hauses der Hohenstaufen (Th. II. §. 17.) erfolgte auch das allmähliche Absterben des edlen Minnesangs (Th. II. §. 19.). Das Interesse an der Dichtkunst ging von dem Adel und den Höfen größtentheils auf die Bürger und Handwerker über, und nun wurde auch sie von sogenannten Meistersängern zunftmäßig behandelt. Man fragte nicht mehr nach dem Inhalte eines Gedichts, sondern nur nach dem Reim, der Silbenzahl u. dergl. Wer zu der Innung treten wollte, mußte erst verschiedene Grade durchgehen, ehe er zur eigentlichen Meisterwürde gelangte. Wer die ganze Tabulatur, d. h. die selbst gemachten Regeln und Gesetze inne hatte, hieß ein Schulfreund; wer sie noch nicht recht verstand, ein Schüler; nur wer

selbst eine Melodie erfand, war ein Meister. Die verschiedenen Reimmaße hatten oft lächerliche Benennungen; z. B. die Schneckenweis, die schwarze Dintenweis, die fröhliche Studentenweis, die Cliusposaunenweis ꝛc. Wer bei den Zusammenkünften ohne Fehler gesungen hatte, bekam eine Medaille, auf der der König David mit der Harfe abgebildet war und hieß deßhalb Königdavidgewinner.

Einige Beispiele mögen die Weise der Meistersänger näher erläutern:

In der Rebweis Hanns Vogels.

Sanct Lucas schreibet klar
In dem achtzehnden dabey:
Jesus nahm frey
Zu sich die Zwölfe gar
Und zu ihnen sprach rein:
Sehet, wir gehen hinauf richtig
Gen Jerusalem schon
Und es wird vollendet zur Frist
Alles, das ist
Geschrieben worden frohn
Durch die Propheten fein
Von des Menschen Sohn, denn er pflichtig
Wird überantwortet auch dort
Den Heiden und er wird auch fort
Verspottet und geschmähet sehr
Und auch verspeyet werden mehr
Und sie werden mit Plag
Ihn geißeln und tödten ꝛc.

Als Fabeldichter und Satyriker zeichnen sich allerdings auch einige Meistersänger aus; unter andern Boner, Nikolaus Baumann († 1526), Sebastian Brand († 1520), als Verfasser des Narrenschiffs, Thomas Murner, später Hans Sachs. — Einige Beispiele aus dieser Männer Werken mögen hier eine Stelle finden:

Ein fuchz hungern began,
Unter einen hohen Boum er kan,
Uf den ein rapp kam gepflogen
Mit einem Kes gezogen,
Den er geroubet hatte do;
Des was der fuchz unmassen froh.
Do in der fuchz erst an sach,
Mit glatten Worten er do sprach:
Got gruez dich lieber Herre min,
Uiwer Diener wil ich sin,
Und iemer wesen uiwer Knecht,
Das dunkt mich billig unde recht.
Ir sint so edel und so rich,
Kein Vogel mag sin uiwer glich
In allen kuinigrichen,
Ich wên uich muos entwichen
Der Sperwer und das faelkelin,
Der habk und auch das pfawe schin.
Sueß ist uiwer kêlen schal,
Uiwer stim hoert man überal
In dem walt erklingen,
Wen ir geraten singen;
Des hab ich wol genomen war.
Der rapp sprach das sol sin an alle var.
Er liez sin stim us und sang,
Das es dur den walt erklang.
In dem gesang enpfiel im do
Der kês; das wart der fuchz vil fro
Des muost der rappe schamrot stân
Der zuo muost er den schaden han.

Boner.

In Reineke Fuchs schildert Baumann in plattdeutscher Sprache auf eine sehr geistreiche Art einen Hof, dessen Regent sich den Anschlägen eines niederträchtigen Günstlings hingiebt, und dadurch, wider seinen Willen, den Untergang des Reichs befördert. Die älteste Ausgabe ist von 1498 (Lübeck) und führt den Titel: Reyneke de Voß.

Im Narrenschiff bringt der Dichter alle Narren nach Narragonien, und widmet jeder Thorheit eine Stelle, z. B. heißt es von einem Großsprecher:

Ich weiß noch einen, heist Hans Mist,
Der will all Welt des überreden,
Er sei zu Norwegen und Schweden
Zu Alkair geweßt und zu Granat
Und do der Pfeffer wechst und staht;
Der doch nie kam so fern hinus,
Hett syn Mutter daheim zu Hus
Ein Pfannkuchen oder Wurst gebachen
Er hätts geschmeckt (gerochen) un hören krachen ꝛc.

D. Gayler von Kaisersberg hielt zu Straßburg über das Narrenschiff öffentliche Predigten (1498).

Die merkwürdigsten von Th. Murner's satyrischen Schriften sind: die Narrenbeschwörung, die Schelmenzunft, die Gauchmat (Narrenwiese, mit dem eigentlichen Titel, Gauchmat zu straff allen wybschen mannen). Auch schreibt man ihm den beliebten Volksroman Tyl Ulenspiegel (Eulenspiegel) zu.

Am Ende des Meistersanges und als Reformator desselben erscheint der nürnbergische Schuhmacher Hans Sachs (geb. 1494, † 1576), ein Mann von tiefen poetischen Anlagen, der alle Zeit, die ihm der Broderwerb erübrigen ließ, der Dichtkunst widmete, und deßhalb wohl der fruchtbarste Dichter aller Zeiten genannt werden kann. Wieland und Göthe gedenken seiner Gedichte auf das rühmlichste. Frühzeitig trat er zum lutherischen Glauben über und blieb auch unter allen Umständen ein treuer Anhänger der neuen Lehre. Das schöne Kirchenlied: „Warum betrübst du dich, mein Herz ꝛc.," dessen Verfasser er ist, zeigt von seiner christlichfrommen Gesinnung. Er begann übrigens seine dichterische Laufbahn mit einem Lobgedicht auf den großen Reformator, betitelt:

Die Wittenberg'sche Nachtigall,
Die man jetzt höret überall.

Luther, als Nachtigall, lockt in demselben die verirrte Heerde auf bessere Weideplätze; doch der Löwe hält die

Schafe in der Wüste zurück, wo sie von Wölfen gemolken, geschoren und geschunden werden ꝛc.

Der Ton aller seiner Gedichte ist fast durchgängig originell komisch; das Silbenmaß sind Knittelverse, und der letzte Reim heißt gewöhnlich: das wünscht Hans Sachs, das sagt, räth Hans Sachs ꝛc.

Proben aus Hans Sachs.

Ein's Abends ich für einen Garten ging,
Darin saßen in einem Ring
Fünf Fräulein artlich allesam;
Die erste in Roth, Ignis mit Nam,
In Blau die andre, hieß Aqua,
Die dritt' in Grün, die hieß Terra,
Die viert' Aer genannt was,
Die fünfte Frau hieß Veritas;
Hatten in drei freundlichem Lieben
Den Tag bei einander vertrieben.
Als sich nahte der Abendglanz
Und die Sonne verbarg ihren Schein,
Da ging an ihr heimliches Leiden,
Als sie mußten all' fünf sich scheiden.

Veritas (die Wahrheit) klagt ihre Noth, daß sie nirgends in der Welt geduldet werde. Selbst die Elemente sind darüber unwillig und drohen, die ganze Erde zu vertilgen. Darauf fährt der Dichter fort:

Veritas schied aus dem Garten von ihn'n,
Nachdem die vier auch gingen hin;
Wo sie hinkamen, weiß ich nicht.
Ich ging heim, machte dieß Gedicht
Von der Wahrheit, welche auf Erd'
Ist jetzt worden so gar unwerth,
Wie Oseas am vierten klagt:
Kein' Wahrheit ist im Land, er sagt,
Kein Gotteswort, kein Lieb, kein Treu,
Sondern nur Lüg und List ohn' Scheu,
Mörderey, Stehlen und Ehbruch;
Darum schwebt ob dem Land' der Fluch,
Und muß das Land jämmerlich stehn,

Und muß dem Volk sehr übel gehn,
Daß ein' Straf aus der andern wachs. —
Gott sei uns gnädig, wünscht Hans Sachs.

So war nun Europa gereift zu einer großen Umbildung. Die arge Finsterniß ging in Morgendämmerung über; ein Drang nach Licht und Kultur war angeregt, der sich überall Weg bahnte. Die Zeit der Barbarei war verschwunden wie ein trüber Schatten, und eine mildere und bessere begann.

Ende der mittlern Geschichte.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Register.

A.

Aachen 242.
Abälard 309.
Abdallah 226.
Abderrachman 205. 233.
Abendmahl, das, unter beiderlei Gestalt 338.
Abendländisches Kaiserthum 189. Untergang desselben 193. 194.
Abraham 62.
Absalom 68.
Abu Bekr 228. 230.
Abu Taleb 226.
Achilles 85.
Actium, Schlacht bei 158.
Adam 19.
Adel, Entstehung desselben 28. 208. — Sinken des Adels 295.
Adelbert von Bremen 259.
Adhemar, Bischof 267.
Adolph von Nassau 328.
Aegospotamos, Schlacht bei 107.
Aegypten 36 ff. — Eintheilung des Landes 37. — Einwohner 39 ff. — Religion 46. — Geschichte des Landes 47 ff.
Aeneas 85. 128.
Aeschylus 118.
Aesop 91.
Aetzen 389.
Aetolischer und achäischer Bund 125.
Aga 343.
Agamemnon 85
Agesilaus 78. 113.
Agrippa 164.
Agrippina 166.
Ahriman 79.
Ajax 85.
Akademie 116. — A. Karl d. G. 245.
Alanen 188.
Alarich 189. — Alarich II. 203.
Alba longa 128.
Albert d. G. 303.
Albigenser 313. — Kreuzzug gegen die 280.
Albion 240.
Alboin 219.
Albrecht der Bär 272. — Alb. der Unartige 328. — Albrecht I. 328 und Albrecht II. von Oestreich 341. — Albr. von Brandenburg 294.
Albuquerque, Franz und Alphons 366.
Alexander VI. Papst 372. 323.
Alexander d. G. 34. 120 ff.
Alexandrien erbaut 122.
Alfons v. Leon 279. — Alfons III. 323.
Alfred d. G. 318 ff.
Algebra 233.
Ali 232.
Allemannen 187.
Alloda 207.
Alkali 233.
Alkibiades 106. 110.
Alkuin 244.
Allia, Schlacht am 135.
Almagro 381.
Almeida, Franz 366.
Alpen, überstiegen von Hannibal 143.
Alphons der Weise 283. 323.
Alt-Assyrien 57.
Amalasuntha 213.
Amasis 50.
Amerika entd. 368 ff.

Amerigo Vespucci 375.
Ammoniten 18.
Amphiktionen 86.
Amru 231.
Amschaspands 79.
Amurad II. 344.
Anachronismen 5.
Anastasius I. Papst 212.
Ancus Martius 130.
Andrada in China 367.
Andreas II. von Ungarn 280.
Annalistisch 13.
Antalkidischer Frieden 113.
Antiochien erob. 269.
Antiochus III. 124. — Antioch. Epiphanes 125. — Ant. IV. 160.
Antisthenes 115.
Antoninus Pius 170. — Ant. Philosophus 171.
Antonius 155.
Antonius der Einsiedler 221.
Apelles 118.
Apis 48.
Apitz 328.
Apollodor 112.
Apostel 177.
Apries oder Hophra 49.
Aprikosen 124. 160.
Aquä Sextiä, Schlacht bei 150
Aquileja, Schlacht bei 212.
Arabien Land 225.
Araber 205. 225. — in Spanien 232. — Bildung der A. 233.
Arbaces 58.
Arbela oder Gaugamela, Schlacht bei 122.
Arcadius 189.
Archäologie, Alterthumskunde 10.
Archimedes 144.
Archonten 98.
Areopagus 99.
Argonautenzug 83.
Ariovist 153. 185.
Aristides 104.
Aristippus 116.
Aristodemus 97.
Aristokratie 22.
Aristomenes 97.
Aristophanes 111. 118.
Aristoteles 116. 121.
Arius 179.
Arnulf 238. 250.
Arragonien 323.
Artaxerxes Longimanus 77. — Art. II. Mnemon 78. — Art. III. 78.
Artemesium, Schlacht bei 103.
Artus, (Artur) 305.
Arzt 308.
Ascanius 128.
Askulum, Schlacht bei 137.
Asien 323.
Assarhaddon 59.
Assur, Stamm 57.
Assyrische Gefangenschaft 59.
Astyages 61.
Asyl 128.
Atahualpa 381.
Athalarich 213.
Athanarich 189.
Athaulf 190.
Athelstan 320.
Athen 98 ff. — Uebergewicht 104.
Atom 15.
Attila, (Etzel) Hunnenkönig 192.
Augustiner 311.
Augustus 155. 163 ff.
Aurelianus 174.
Aussatz, (Elephantiasis) 287.
Austrasien 204.
Automaten 303.
Avignon, Resid. der Päpste 336.
Azincourt, Schlacht bei 355.
Azoren entdeckt 363.

B.

Babel 30.
Babur 325.
Babylon 60 ff. — Babylonische Gefangenschaft 60.
Bäder 90.
Bahrrecht 210.
Bärenhäuter 182.
Bagdad, Hptst. d. Khalifen 233.
Baiern 276. — B. deutsche Hauptnation 253.
Bajazeth Ilderim 343.
Balbao 376.
Balduin 269. — B. König von Jerusalem 271. — Bald. von Flandern 269. 280.
Bankorott 298.
Barbaren 39.

Barden 182.
Barkas 142.
Bartholomäus Diaz 364.
Basel, Concilium zu 342.
Batu-Khan 324.
Baukunst 303. — B. gothische 303.
Baumann, Nikol. 390.
Belisarius 216.
Benedikt von Nursia 222.
Benedikt VIII., Papst 261.
Benevent 235.
Berg, heiliger 133.
Beringer von Landenberg 329.
Berlin erb. 272.
Bernhard, Pipins Sohn 247. — Bernhard von Askanien 276. — Bernh. von Clairvaux 274.
Bernsteinland 52.
Bernward erf. die Dachziegel 256.
Bessus 123.
Bettelmönche 311.
Beukelzoon 389.
Biographie 11.
Bibelübersetzung, älteste 187.
Bibeln, wohlfeile 351.
Bilderkrieg 234 ff.
Bissen, geweiheter 210.
Bisthümer 223. 240.
Blumauer 8.
Boccaccio 334.
Boemund von Tarent 269.
Bologna, jurist. Anstalt 308.
Boner 390.
Bonifacius VIII. Papst 353.
Bonifacius, (Winfried) 223 ff.
Bouillon, Gottfr. v. 263. 269.
Bourbons 354.
Bovadilla 374.
Brakteaten 256.
Brahmana, (Bramanen) 35 ff.
Brand, Seb. 390.
Brannibor 255.
Brasilien entdeckt 366. — Brasilienholz 376.
Braunschweig 275.
Brätzeln 243.
Brennus 134.
Bretigny, Frieden zu 354.
Briefadel 352.
Brixen, Concilium zu 264.
Brod backen 160.
Brutus, Luc. Jun. 132. — Brutus, Cäsars Mörder 155.
Bube 289.
Buchbinderkunst 389.
Buchdruckerkunst 349.
Buchstabenschrift 54.
Bulle, die goldne 333.
Bunzen 350.
Bürger, Bürgerstand 254. 299.
Bürgerkrieg, erster 150. — zweiter 153.
Burgunder 194.
Bursen, Bursarien, Burschen 310.
Busiris 48.
Byssus 38.
Byzanz, Residenz der röm. Kaiser 175.

C.

Caballarii 289.
Cabot 382.
Calvisius 6.
Cannä, Niederlage bei 144.
Cajus Duilius 141.
Caligula 166.
Camillus 135.
Canonici 311.
Canossa, Kirchenbuße zu 263.
Capitolium 131.
Caracalla 173.
Carbo 184.
Cassius 155.
Catilina 152.
Catullus 159.
Caudinische Pässe 136.
Causalnexus 3.
Cauta erobert 360.
Chaldäer 60.
Chaos 14. 30.
Chapetonen 385.
Charilaos 94.
Chäronea, Schlacht bei 115.
Chatten 169.
Cheops 41. 48.
Childerich III. 205.
Chili 382.
China 324.
Chinarinde 383.
Chlodwig 201 ff.
Chosroes II. 219.
Christenthum 220. — Staatsre-

ligion 175. — Ausbreitung desselben 178.
Christenverfolgung 167. 174. 178 ff.
Christianer, Christensekte 177.
Chronologie 5.
Cicero 152. 156. 157. 159.
Eid 322.
Cimbern 184. — geschlagen 150. 185.
Cistercienser 34.
Claudier röm. Kaiser 165 ff.
Claudius, Tiberius 166.
Classici, klassische Werke 130.
Clemens V. Papst 353. — ref. in Avignon 353.
Clermont, Kirchenversammlung zu 267.
Cochenille 383.
Codex 214.
Cölibat 262.
Collatinus 132.
Colonna 331.
Commodus 173.
Concilium zu Nicäa 180.
Constantin d. G. 175.
Constantin II. 180.
Constantinopel 176.
Constantius Chlorus 174. — Constant. II. 43. 180.
Corpus juris 214.
Crassus 152.
Crecy, Schlacht bei 354.
Curius Dentatus 138.

D.

Daniel, der Säulenheilige 221.
Dank 291.
Dante 334.
Darien, Landenge von 376.
Darius Hystaspis 76. — Dar. II. 78. — Dar. Kodomanus 78.
David 68.
Decemviri 134.
Dejoces 60.
Dekretalen, falsche Isidors 260.
Delta 38.
Demetrius Poliorketes 125.
Demokratie 29.
Demosthenes 115. 117.
Desiderius 236.
Despotie 28.
Deukalion, Sündfluth des 31. 82.
Deutschland, das alte 181. — Einwohner 281. — Ein Wahlreich 253. 325.
Deutsche Ritter, s. Kreuzherren.
Dews 79.
Diarchie 94.
Dictator 132.
Diego 375.
Dietrich von Bern, s. Theodorich d. G.
Diezmann 338.
Diogenes von Sinope 115.
Diokletianus 174. — Diokletian. Aera 7.
Diplom, Diplomatik 4.
Dohm 3.
Dominikaner 311.
Domitianus 169.
Donnerbüchsen 348.
Drake, Franz 383.
Drako 98.
Droßdorf, Heinr. 302.
Drusus 165. 185.
Dschagatai 324.
Dschingis-Khan 324.
Dürer, Albr. 388. 389.

E.

Edelreth 320.
Eden 19.
Editha 320.
Eduard I. von England 358. — Ed. II., Ed. III., 354. — Ed. IV., Ed. V. 359. — Ed. der Bekenner 320. — Ed. der schwarze Prinz 354.
Egbert 191. 318.
Eginhard 245.
Ehrlich und unehrlich 301.
Ekbatana 61.
Eider, Grenzfluß 258.
Eidesformel der Sachsen 239.
Eidgenossenschaft, Schweizer 330.
Einsiedler s. Eremiten.
Einwohner 299.
Eldorado 380.
Eleonore 317.
Elgabal (Heliogabalus) 173.
Elisabeth von York 359.
Emanuel von Portugal 366.
Engelsburg, die 170.

England 318. 358 ff. — Engl. Königshauses Abstammung 276.
Entdeckungsreisen 361 ff. — Folgen derselben 382 ff.
Epaminondas 114.
Ephoren 95.
Epikur, Epikuräer 116. 117.
Epochen 12.
Eremiten 220.
Eresburg 237.
Erfindungen 72 ff. 348.
Erzkämmerer, Truchseß, Marschall 2c. 256.
Esau 63.
Eschenbach, Wolfram van 306.
Eselsfest 314.
Esoteriker 93.
Esra 120.
Essäer 161.
Ethnographie oder Völkerkunde 9. — ethnographische Methode 13.
Etzel 307.
Eudoxia 193.
Euklides 110.
Euripides 118.
Eunomus 94.
Euristhenes 94.
Eva oder Heva 19.
Evangelium infantiae 176.
Exarchen, Exarchat 216. 218.
Exoteriker 93.

F.

Fabius der Zauderer 144.
Fabricius 137.
Fakultäten 309.
Faust Dr. 351.
Faust, Joh. 350.
Faustrecht 284.
Fecialen 130.
Feen 305.
Fehde 209.
Felonie 209.
Ferdinand von Arragonien 360.
Ferdinand von Kastilien 346.
Fernröhre 302.
Feuer, griechisches 232
Feuerprobe 210.
Feuerschloß 348 ff.
Fidibus 348.
Fieber, gelbes 384.
Fingal 173.
Finnische Völker 195.
Flegler oder Bengler 314.
Flinten 340.
Flözgebirge 16.
Fohi 32.
Fontenay, Schlacht bei 246.
Frank 6.
Frankreich, ein eigner Staat 316. 352 ff.
Franken 187. 194. 201. — Deutsche Hauptnation 253.
Fränkisches Reich getheilt 248.
Fränkisches Kaiserhaus 258.
Franz I. von Frankreich 346.
Franziskaner 311.
Freimaurer 304.
Fridiger 188.
Friedrich I. Barbarossa 274. — Fr. II. 279. 281. — Fr. III. 342.
Friedrich von Baden 325. — Fr. mit der geb. Wange 328. — Fr. von Oestreich 332. — Fr. VI. von Hohenzollern. — Fr. der Streitbare von Meißen 341.
Fugger 301.
Fürst, Walther 330.

G.

Gades 51.
Galba 168.
Galerius 174. 175.
Gallienus und die 30 Tyrannen 173.
Gallier, senonische 134.
Gaska, Peter de la 382.
Gayler von Kaisersberg 392.
Gebäude, große, des Mittelalters 304.
Gedalia 71.
Gefolge 182. 288.
Geiserich oder Genserich 191.
Geißler oder Flagellanten 314.
Geld 53.
Geleit 285.
Gelimer 216.
Gensd'armes 356.
Geogenie 14.
Geographie 5. — Historische 7. — Geogr. Methode 13.
Gerbert, Gewichtuhren. 257.
Germanicus 165. 166.
Germanien, Germanen 181. — Völkerschaften der 184.

Geschichte, Begriff der 1. — Umfang der Gesch. 10. — Eintheilung der Gesch. 10. 11. — Geschichtkunde 1. — Heilige Geschichte 11.
Geschwornengerichte, s. Jury.
Gesellen 300. Gesellenstehen. 291.
Gesetze der 12 Tafeln 134.
Gesetze und Sprache der frühern Deutschen 209 ff.
Geßler von Bruneck 329.
Ghizé, s. Pyramiden.
Gibellinen 271.
Gibraltar 232.
Gideon 67.
Gilden 300.
Gilianez 363.
Gioja, Flavio von Amalfi 352.
Gladiatoren 149. 171.
Glas 55.
Glocken 198. — Glockentaufe 313.
Goa erobert 367.
Goldgülden (Flor.) 387.
Gonzalvez Zarka 362.
Gordischer Knoten 122.
Goslar, Reichstag zu 259.
Gothen 187. 188.
Gottes- und Burgfrieden 284.
Gottesgeißel 192.
Gottschalk 268.
Grachus, Tiber. Sempr. 148. — Cajus Grachus ibid.
Gräci 82.
Graf 206.
Granada 360.
Granikus, Schlacht am 121.
Granson, Schlacht bei 345.
Gratian 189.
Gregor I. 222. — Gregor VII., Hildebrand 261 ff. 264. 266. — Gregor IX. 312.
Griechenland 80. — Eintheilung 81. — Sagengeschichte 82. — Griech. Kunst und Wissenschaft 88 ff.
Grönland entd. 361.
Großgriechenland 86
Gülden, rheinische 387.
Guanahani entd. 371.
Guatimozin 372.
Günther von Schwarzburg 333.
Guttenberg, Joh. v. Sorgenloch, gen. Gänsefleisch 350.
Gymnasien 90.

H.

Habel, 29.
Habsburgisch-östreich. Haus 327.
Hadrian I. Papst 237.
Hadrianus, Kaiser 170.
Ham 30.
Hamburg 275.
Hamilkar 145.
Handel 296. — Handelswege 296. — Handel der Phönizier 52.
Handmühlen 72.
Hannibal 142 ff.
Hanno von Köln 259.
Hans Sachs 390. 392 ff.
Hansa 297. — Comtoirs derselb. 298. — Hansestädte 297.
Harald 320.
Harun al Raschid 246. 265.
Hase, Schlacht an der 240.
Hasmonäer 162.
Haschem, Familie 226.
Hastings, Schlacht bei 320.
Hatto 251.
Haus, goldnes 167.
Haytí (Hispaniola, Domingo) entd. 371.
Hebräer 62 ff.
Heere, stehende 357.
Heerbann 182. 241.
Hegemonie 97.
Hegira 7. 227.
Heinrich I., der Vogelsteller 254.
Heinrich II., der Heilige 257. 261. — Heinr. III., der Schwarze 258 ff. — Heinr. IV. 259 ff. Heinr. V. 264. 299. — Heinr. VI. 277. 278. 279. 306. — Heinr. VII. von Luxenburg 331.
Heinrich der Seefahrer 362. — Heinrich Raspe 232. — Heinrich der Löwe 273 275. — Heinrich der Stolze 271. 272. — Heinrich von Lankaster 358.
Haus Lankaster 358.
Heinrich III. von England 358. — Heinr. V. von Engl. 358. — Heinr. VI. von Engl. 359. — Heinr. VII. von Engl. 359.

Hele, Peter 302.
Hellenen 82. Hellen ibid.
Heloten 97.
Hengist 191.
Heraklea, Schlacht bei 137.
Herakliden 85.
Heraklius 219.
Heraldik 4.
Herkulanum 9.
Hermann 185.
Hermionen 184.
Hernando de Luque 381.
Herodes d. G. 162. — Her. Antipas ibid. — H. Agrippa ibid.
Herodot 87. 118.
Hertha 183.
Herzog 182. — Herzöge, fünf der Deutschen 253. — Herz. Longobardische 235.
Hieroglyphen 45.
Hieronymus von Prag 338. 339.
Hindus 34.
Hipparchus und Hippias 102.
Hippokrates 106.
Hiram 56. 69.
Hiskia 59. 70.
Historie 1.
Hof 206.
Hohenstaufen 271. — Untergang derselben 326.
Holbein, Hans 388.
Höllenzwang 352.
Homer 48. 85.
Honorius 189.
Horatius Cocles 132.
Hörige 207.
Horsa 191.
Hortensius 159.
Hosea 59. 70.
Hospitalbrüder 292.
Huaskar 381.
Hugo Kapet 316.
Hulaku 324.
Hülfswissenschaften der Geschichte 5 ff.
Hunnen 188.
Huß, Joh. und die Hussiten 337 ff.
Hussitenkrieg 340.

J.

Jakob 63.
Jamaika entd. 373.
Janitscharen 343.
Janson, Lorenz, gen. Koster 350.
Janus 129.
Japan 367.
Japhet 30.
Ibis 39.
Ichneumon o. Pharaosratte 39.
Ichthyophagen 24.
Jeremia 71.
Jerobeam 70.
Jerusalem zerstört 71. 162.
Jerusalem erob. durch David 69. — durch die Christen 270.
Jesus Christus 162. 176 ff.
Imperator 158.
Indien 33 ff.
Inachus 82.
Indigo 383.
Ingävonen 184.
Innocenz III. 279. 315. 321. — Innoc. IV. Papst 282.
Innungen 300.
Inquisition 312.
Institutiones 214.
Interdikt 279 ff.
Interegnum 283.
Investitur-Recht 262.
Joachimsthaler, s. Thaler.
Johanna von Spanien 347.
Johann I., der Unächte v. Portugal 360. — Joh. II. v. Portug. 364. — Joh. der Unerschrockene v. Burgund 355.
Johann ohne Land v. Engl. 279. 321.
Johann van Eyk 388. — Joh. von Schwaben 328.
Johannes Hyrkanus 161. — Johannes der Täufer 162.
Johanniter 292.
Josaphat 70.
Joseph 63.
Josia 70.
Josua 67.
Ipecacuanha 383.
Iran 324.
Irmensäule 237.
Irnerius (Werner) 308.
Isaak 63.
Isabelle v. Kastilien 355. 360
Isis 46.
Islam 228.

Ismael 63.
Israel, Reich 70. — Israeliten 64.
Issus, Schlacht bei 122.
Istävonen 184.
Italien, das alte, eingetheilt 126. — Urgeschichte des Landes ibid. ff. — Verwüstet 218. — Eigner Staat 248. — Mit Deutschland vereinigt 256.
Jubal 25.
Juda, der Heilige 163. — Juda, Reich 70.
Judas Aristobulus 161.
Juden, 119. 160. — Judenverfolgung 334.
Jugurtha v. Numidien 149.
Julian 180.
Julin 296.
Julius Cäsar 152 ff.
Junker 289.
Jury 319.
Justinian 213 ff. † 218.
Izeds 79.

K.

Kaaba 226.
Kabral 366. 375.
Kadmus 82.
Kaffé (Kahove, Boun) in Westindien 386.
Kain 29.
Kairo 233.
Kaiser, östreichische 341 ff.
Kaiserthum, latein. 280.
Kaiserhaus, sächsisches erl. 257. — fränk. erl. 264. — Hohenstauf. od. schwäb. 272.
Kalender 130. — julianischer 154.
Kalifornien entd. 378.
Kalikut 365.
Kalixtiner 340.
Kallack 19.
Kallinikos 232.
Kalmäuser 310.
Kambyses 50. 57. 74. 76.
Kanarische Inseln entd. 363.
Kano 380.
Kanonen 344. 348. 354.
Kanut d. G. 320.
Kapetinger 316 ff. — Kapet. Linie erlischt 353.
Kaptschack 324.
Kapuziner 311.
Karaiben 371.
Kardinäle, Kardinalkirchen 261.
Kariten 163.
Karl d. G., Karolinger 236 ff. — seine Kriege und Regierung 237. — Röm. Kaiser 241.
Karl IV. von Böhmen 333. — Karl der Dicke 250. — Karl v. Anjou 325. — Karl der Kühne von Burgund 344.
Karl d. Kahle v. Frankr. 316. 247. 248. — Karl IV. 316. 353 — Karl V., der Weise 354. — Karl VI. 355. — Karl VII. 355 ff. — Karl VIII. 346. (Alle Könige von Frankreich.)
Karlmann 236.
Karmeliter 311.
Karolinger in Deutschland 250. — Stammtafel 249. — Untergang derselben 251.
Karthago 51. 139. 146. 216.
Karthäuser 311.
Kartoffeln 383.
Kassander 125.
Kasten, der Hindus 35. — der Aegypter 44. — der Perser (Magier) 79.
Kastilien 323.
Katalaunische Gefilde, Schlacht auf den 192.
Kaufmannswesen 298.
Kavalier 289.
Kaziken 371.
Kekrops 82. 98.
Kenneth II. v. Schottl. 359.
Keppler 8.
Kesselfang 210.
Keuschberger Fest 4. 255.
Khadijah 227.
Khacan 324.
Khalifen 230 ff.
Khan 192.
Kimmerier 8.
Kimon 104. — Kimon. Friede 77.
Kinder als Kreuzfahrer 280.
Kinderzucht der Spartaner 95.
Kineas 137.
Kirche, christliche 313. — katholische 178. — Kirchengeschichte 11. — Kirchenstaat eigentlicher 279. Kirchenzucht 177.

Kirschen 160.
Klarissinnen 311.
Klaudius v. Turin 313.
Kleidung 73.
Kleopatra 157.
Klerus 178.
Klingsohr, Nikol. 306.
Knappe 289. — Ritterknappen 289. — Handwerksk. 300.
Knecht 207.
Knecht der Knechte 223.
Knidos, Schlacht bei 113.
Kochin 366.
Kodrus 98.
Kolchis 83.
Kollegia 309.
Kolonisationssystem 384.
Koloß 231.
Kolumbus 368 ff. — † 375.
Kompaß 352.
König, allerchristlichster 202. — großer 80. — Königstitel 203.
Königdavid-Gewinner 390.
Konon 113.
Konrad I. 253. — Konr. II., der Salier 258. — Konr. III. 272. 274. — Konr. IV. 283. 284.
Konrad von Marburg 312.
Konrad v. Wettin, Markgr. von Meißen 272.
Konradin 325.
Konstantin d. Gr. s. Constantin.
Konstantin d. Afrikaner 307.
Konstantinopel erob. 342 ff.
Koraisch, Stamm 226.
Koran 19. 229.
Kordova, Hptst. der Khalifen 233.
Korinth 106. — zerstört 125. 145. — kor. Erz 146.
Korkyra 106.
Korn und Schrot der Münzen 387.
Kortez, Ferd. 377.
Kosmogenie, od. Kosmogonie 15.
Kostnitz, Concil. zu 337.
Kranach, Luc. 388.
Kreise, zehn 347.
Kreolen 386.
Kreuzgericht 210.
Kreuzfahrer 268.
Kreuzherren 294.
Kreuzzüge 265 ff. 268. 272. — erster 268. — zweiter 273. — dritter 276. — vierter 280. — fünfter 286.
Kreuzzüge, Ende der 286. — Folgen derselben 287 ff. 295 ff.
Kritik der Geschichte 5.
Krone, eiserne 238.
Krokodil 39.
Krösus 50. 75.
Kulturgeschichte 11.
Künste der Urmenschen 22.
Kunst, geistliche 196.
Kunstfleiß 301.
Kupferstechen 389.
Kurfürsten, sieben 283. 333.
Kyniker 115.
Kyrenäer 116.
Kyrus 50. 74 ff. — Kyrus der Jüngere 78. 108.

L.

Labyrinth, 43.
Laien 178.
Lakedämon 94 ff.
Lakonism. 96.
Land, gelobtes 66.
Landfrieden, ewiger 347.
Langensalza, Schlacht bei 280.
Lanze, die heilige 270. — Lanzenstechen 291.
Lanzknechte 349.
Las Casas 385.
Latinus 128. — Latiner 133.
Lavinia 128.
Lazareth 287.
Lebensdauer der Urmenschen 23.
Lechfeld, Schlacht auf dem 256.
Legaten 262.
legio fulminatrix 171.
Lehen werden erblich 272.
Lehnswesen 207. — Lehnsmann, Lehn, Lehnsdienste ibid. ff.
Lehrsätze der christl. Kirche 196.
Leinwand, köstliche 39.
Leipzig, Universität 309.
Leo, Bischof 192. — Leo III. Papst 240. — Leo IX. 261.
Leo der Isaurier, Kaiser 332. 335.
Leonidas 103.
Leopold v. Oestreich 273. 232. 235.
Lepidus 156.
Leuktra, Schlacht bei 114.
Leute (Leudes) 207.

Liegnitz, Schlacht bei 322.
Lignano, Schlacht bei 275.
Lima 382.
Lippersein 303.
Livia Drusilla 164.
Llorente, Antonio 312.
Lombardisches Reich 218. — Untergang desselb. 236.
Longobarden 194. 218.
Loretto, Häuschen zu 314.
Lot 62.
Lothar 247. 248. — Lothar von Sachsen 271.
Lotharingen 248.
Lothringer, deutsche Hauptnation 253.
Lübeck, Bisthum 275.
Lucretia 132.
Ludwig I., der Fromme 246 ff. — Ludw. II. der Deutsche 248. 250. — Ludw. das Kind 251.
Ludwig v. Baiern 332. — Ludw. von Thüringen 272.
Ludwig V., der Faule von Frankr. 316. — Ludw. VI. 317. — Ludw. VII. 317. 274. — Ludw. IX., der Heilige 286. 318. — Ludw. X. 353. — Ludw. XI. 345. 357. — Ludw. XII. 346. (Alle Könige v. Frankr.)
Luxenburgisches Haus 331. — erlischt 341.
Luxus 304.
Lykurg, Gesetzgeber 94. 95.
Lysander 107.

M.

Mäcenas 194.
Macpherson 173.
Madeira entd. 363.
Magdeburg, Erzbisth. 256.
Magellan, Ferd. 379. † 308. — Magell. Straße 379.
Magister matheseos 94.
Magier 61.
Magna charta 322. 358.
Magnus, Herzog 260.
Magyaren 253. 256.
Mahlmann 5.
Mahlzeiten 73.
Mährische Brüder 341.
Mohammed 225. — Seine Lehre 227. 228.
Mailand zerstört 275.
Maiores domus 204.
Mais 383.
Makao 367.
Makkab, Makkabäer 161.
Malerschulen 388.
Maltheser 293.
Mamelucken 287.
Mamuth 18.
Mandane 74.
Manesse, Rüdiger v. 306.
Manlius 135.
Mantinea, Schl. bei 114.
Marathon, Schl. bei 103.
Marcellus 144.
Marchfeld, Schl. auf dem 327.
Marcus Aurelius 171.
Mardonius 104.
Marie v. Burgund 345.
Marignano, Schl. bei 346.
Marius 149. 150.
Mark 206.
Markomannen 169. 187.
Marktrecht 284.
Marobod 186.
Martell, Karl 205.
Martin V., Papst 337.
Märtyrer 178.
Märzfelder 205.
Masinissa 145.
Matan, Insel 380.
Matathias 161.
Mathilde v. Toskana 263.
Matrizen 350.
Maultäsche, Margaretha 332.
Mauren 322.
Maximian 174.
Maximilian I. 286. 345.
Medea 84.
Medien 61.
Medina 227.
Meißen 255.
Meister 300. 390. — Meistersänger 389.
Melanchthon 352.
Melchthal, Arnold v. 330.
Memleben 255. 257.
Memphis 48.
Menelaus 85.
Menes 48.
Merowinger 202.
Merseburg, Schlacht bei 255. 263.

Meschia und Meschiane 19.
Messalina 166.
Messana 97. 140.
Messe 222.
Messenische Kriege 97.
Messias-Idee 71.
Mestizen 386.
Methoden des Geschichtsunterrichts 10. 13.
Mexiko erobert 377. 378.
Michael VIII. 280.
Miltiades 102.
Minnesänger 305.
Minos 82.
Minoriten 311.
Minstrel 305.
Mithridates 150.
Mittlere Geschichte 201 ff.
Mogul, d. große 325.
Mohammed I. 343. — Moh. II. 344.
Molay, Jak. v., hinger. 294.
Molukken 367.
Monarchie 28.
Monatsnamen, deutsche 245.
Mönche 220. 221. — Mönchslatein 312. — Mönchsorden 310.
Mongolen 324 ff.
Montezuma 377.
Morgarten, Schl. bei 332.
Möris 48. — See 44.
Mosaik od. Musivmalerei 197.
Moses 48. 65.
Moslemin, Muselmann 225.
Mucius Scävola 133.
Mühldorf, Schlacht bei 332.
Mühlen 302.
Mulatten 386.
Mumien 47.
Municipia 138.
Münzfuß 386.
Murad I. 343.
Murner, Thomas 390.
Murten, Schl. bei 345.
Musiknoten 302.
Musketen 348.
Mykale, Schl. bei 104.
Mysterien, 118.
Mystiker 315.
Mythische Geschichte 3. 11.

N.

Nabopolassar 60.
Narrenfest 314.
Narrenschiff 390.
Narses 218.
Nebukadnezar 49. 60. 71.
Necho 49.
Negerhandel 363. 385.
Nehemia 120.
Nekrolog 11.
Nepomuk, Joh. v. 335.
Neptunisten 16.
Nero 166 ff.
Nerva 169.
Nestor 85.
Neuassyrien 58.
Neufränk. Aera 7.
Neuplatonische Philosophie 116.
Neustrien 204.
Nibelungenlied 307.
Nicäa belagert 269.
Nicot, Johan 384.
Nika-Aufruhr 215.
Nikolaus I., Papst 261. — Nik. II. ibid.
Nil, Nilthal 37.
Nimrod 27.
Ninive 57.
Ninus 57.
Ninyas 57.
Noah 30.
Nomaden 24.
Nominalisten 315.
Non, Kap 363.
Nonnen 221.
Normandie 316.
Normannen-Einfälle 250.
Novellae 214.
Numa Pompilius 129.
Numismatik 4.
Numitor 128.

O.

Obelisken 42.
Octavia 157.
Octavianus, s. Augustus!
Odenathus 174.
Odoaker 194. 212.
Oelmalerei 388.
Ofterdingen, Heinr. v. 306.
Ohrenbeichte 315.
Olympiaden 7.
Omar 230.
Omijaden 227.
Orakel 86.

Orchan 343.
Ordal od. Gottesurtheil 209.
Orestes 194.
Orgeln 197. — Windorgeln 302.
Orleans, Jungfrau von 356.
Ormus erob. 367.
Ormuzd 79.
Orpheus 82.
Orthodoxie 220.
Oryktognosie 4.
Osiris 46.
Osmaco 231. 343.
Ossian 173.
Ostgothenreich zerstört 217.
Ostindien, Weg nach 360 ff. 365.
Ost- und Westfranken 248.
Ostrakismus, od. Scherbengericht 100.
Osterfest 180.
Osymandias 48.
Otfried 251.
Otho 168.
Otto der Erlauchte, Sachsenherzog 251. 253.
Otto I. d. G. 255. — Otto II. 257. — Otto III. ibid. 246. — Otto IV. von Braunschweig 278. 279.
Otto mit dem Pfeil 306. — Otto von Nordheim 260. — Otto von Wittelsbach 276. 278. — Ottokar von Böhmen 306. 327.
Ourique, Schl. bei 323.
Ovando 374.

P.

Pachomius 221.
Pagoden 35.
Paläologus, Konstantin 344.
Palmyrisches Reich 173.
Pandectae 214.
Papier 301. — Papiergeld 388.
Papierstaude 38.
Papst, heil. Vater 223. — Dessen wachsende Macht 234. — Bekommt Land 236.
Paradies, s. Eden!
Paris, Prinz v. Troja 85.
Paris, Stadt 316. — Hauptstadt 204. — Universität 308.
Parlament, engl. 322. — mit städt. Abgeordneten 358.
Parrhasius 118.
Parria od. Peleja 36.
Pasargaden 74.
Paschal II., Papst 264.
Patagonien 379.
Patriarchen 26. 63. — Patr. der christl. Kirche 178.
Patricier 129.
Pausanias 104.
Pavia, Hptst. der Lombardei 219.
Pelasger 82.
Pelopidas 114.
Peloponnesischer Krieg 106.
Pelusium, Schlacht bei 50.
Pereira, Pachecco 366.
Perestrello 369.
Perikles 105. 117.
Periode 12.
Peripathetiker 116.
Persepolis zerstört 123.
Perseus 125.
Perserkriege 102 ff.
Persien 74 ff.
Peru 376. 380 ff.
Petau 6.
Peter v. Amiens, d. Einsiedler 265.
Peter v. Arragonien 326. 346.
Petrarca 334.
Petrus Lombardus 309.
Pfalzgrafen 258.
Pflug 72.
Phädon 116.
Phalanx 122.
Pharao 45.
Pharisäer 161.
Pharsalus, Schlacht bei 153.
Phidias 90. 117.
Philipp v. Makedonien 114. — Philipp II. 125.
Philipp v. Schwaben 278.
Philipp v. Burgund 345. 347. — — Ph. d. Kühne v. Burgund 354. — Ph. d. Gute v. Burgund 355.
Philipp August 277. 317. — Ph. III. 352. — Ph. IV., der Schöne 293. 331. 338. 352 ff. — Ph. V. 353. — Ph. VI. 354. (Alle Könige v. Frankreich.)
Philippi, Schl. bei 157.
Philister 67.
Phokas 219.

Phönizien 50 ff. — Geschichte des Landes 56.
Photius, Patriarch 261.
Phrixus u. Helle 83.
Phul 59.
Piacenza, Concil. zu 267.
Pikten 191.
Pindar 88. 118. 121.
Pipin v. Heristal 204. — P. d. Kurze 205.
Pisistratus 101.
Pizarro, Franz 320 ff.
Plantagenet, Heinr. 317. 322.
Platää, Schl. bei 104.
Plato 116.
Plautus, 159.
Plebejer 129.
Plinius d. ältere 169. — der Jüngere 170. 172.
Plutarch 172.
Pocken 287.
Poitiers, Schl. bei 203. 205. 354.
Pökeln 389.
Politische Geschichte 10.
Pompejus d. G. 151. — † 153.
Polykrates 92.
Pompeji 9. 169.
Pontius 136.
Pontius Pilatus 177.
Porsenna 132.
Porto bello entd. 374.
Porto santo entd. 363.
Portugal 323.
Possenreißer 304.
Posten 76. — Postwesen 347.
Postillen 243.
Präadamiten 18.
Präfecturen des röm. Reichs 176.
Prag, Resid. 333. — Universit. 309.
Praxiteles 117.
Preußischer Bund 297.
Priamus 84.
Primordialfluidum 16.
Probus, Aurel. 174.
Procas 128.
Procida, Joh. v. 346.
Profangeschichte 11.
Prokles 94.
Prokopius d. G., Rasa 340. — der Kleine 341.
Prometheus 31.
Propheten 68.
Proscriptionen 151. 156.
Psammenit 50.
Psammis 49.
Psammitichus 43. 49.
Ptolemäus Lagi 125. 160. — Pt. Philadelphus 125. — Pt. Philopator ibid.
Ptolemais erob. 277. — verloren 287.
Punische Kriege 139 ff.
Purpur 55.
Pyramiden 41.
Pyrrha 31.
Pyrrhus v. Epir 136.
Pythagoras, Pythagoräer 91 ff.

Q.

Quajac 383.
Quarterones 386.
Quassia 383.
Quatrivium 244.
Quedlinburg, Stift 255.
Quellen der Geschichte 1. 4.
Quinterones 386.
Quito 381.

R.

Rabanus Maurus 251.
Rabbaniten 163.
Rafael 388.
Raimund v. Toulouse 269.
Rampsenit 48.
Rasputen 36.
Rassen der Menschen 20.
Raubritter, Schnapphähne 284.
Räuberversammlung 196.
Ravenna, Resid. d. Exarchen 218.
Regillus, Schlacht am See 133.
Regierungsformen 28.
Regulus, Attilius 141.
Rehabeam 70.
Reichsämter 255. — Reichsapfel 246. — Reichskleinodien 246. — Reichsvikar 333. — Reichskammergericht 347.
Reineke Fuchs 391.
Reise, erste um die Erde 380.
Rektor 308.
Religion der alt. Deutschen 183. — Rel. d. Perser 78. — Rel. d. Griechen 118.

Religionsgeschichte 11.
Reliquien 197.
Rembrandt 388.
Remus 128.
Republik 28.
Rhea Sylvia 128.
Rhodiser-Ritter 293.
Richard Löwenherz 277. 278. 317. 321.
Richard II. 358. — Rich. III. von England 359.
Richard v. Kornwallis 283.
Richard v. York 359.
Richter 67.
Ricimer 194.
Rio Janeiro 376.
Ritter, römische 129.
Ritterwesen, Ritterstand 288. 289. — Ritterbildung ibid. — Fahrende Ritter 290. — Ritterschlag ibid. — ritterbürtig 290.
Ritterorden 292.
Ritterspiele, s. Turniere.
Robert von Flandern 269. — Rob. v. der Normandie ibid. — Rob. v. Neapel 341.
Rode, Erik 361.
Roger II. 307.
Roland 238.
Rollo 316.
Römer, die 126 ff.
Rom, unter den Königen 128 ff. — als Freistaat 131 ff. — eine Monarchie 163 ff. — Roms Größe 158. — R. Luxus 159. — Sinken seiner Macht 171. — Weiteste Ausdehnung 172. — Röm. Reich getheilt 189. — Rom, geplündert v. Alarich 190. — von den Vandalen 193. — Röm. Kolonien 164.
Romane 305.
Romulus 128.
Romulus Augustulus 194.
Roscius, der Schauspieler 159.
Rose, rothe und weiße 359 ff.
Rosenkranz 314.
Rubens 388.
Rubicon 153.
Rudolph v. Habsburg 326. — Rudolph v. Schwaben 263.
Rufinus 189.
Ruprecht v. d. Pfalz 335.
Rütli 330.

S.

Sachsen 187. — Deutsche Nation 253. — gegen Karl d. G. 236 ff. — S. Herzogthum zerstückelt 276.
Sächsisches Kaiserhaus 254. — Sächs. Bund 297.
Sadducäer 161. — Saddok. ibid.
Sakramente, sieben 315.
Saladin 276.
Salamis, Schl. bei 103.
Salerno, medicin. Anstalt 307.
Salische Franken 101. — Salisches Kaiserhaus 258.
Salmanassar 56. 59.
Salome 161.
Salomo 68.
Samariter 70. 119.
Samniterkrieg 135.
Samuel 67.
Sanction, pragm. 357.
Sanherib 59. 71.
Sanskritsprache 35.
Sarazenen 231.
Sardanapal 58.
Saul 68.
Säulenheilige (Stiliten) 221.
Säulenordnungen 88.
Scaliger 6.
Scaurus 159.
Schellentracht 304.
Schießpulver und Schießgewehre 348.
Schisma 336.
Schnäbelschuhe 304.
Schofeten 140.
Schöffe 206.
Schöffer, Peter 350.
Scholastiker 315.
Schöppenstuhl zu Dortmund 285.
Schornsteine 303.
Schottland vereinigt 360.
Schrift, Entstehung der 45.
Schüler 389.
Schulfreund ibid.
Schwaben, deutsche Hauptnation 253.
Schwarz, Berthold 348.
Schweiz, Abfall der 329.

Schweppermann, Seifried 332.
Scipio der Aeltere 143 — Scip. Africanus der Aeltere 145. — Sc. Afr. d. Jüngere 147. — Sc. Asiaticus 145.
Seelenwanderung 47.
Sejanus 165.
Seidenbau 214 ff.
Seldschuken 265. 343.
Seleph, Fluß 276.
Seleukus 124. — Sel. Philopator 125.
Selz, Frieden zu 240.
Sem, 30.
Semiramis 57. 58.
Semmeln 243.
Sempach, Schlacht bei 335.
Sempronius 143.
Senat, röm. 129. 137. 164.
Sendgrafen 241.
Seneca 172.
Servius Tullius 130.
Sesostris 48.
Seth, Sethiten 29. 30.
Sethon 48.
Severus, Alex. 173.
Sforza, der Aeltere 346. — Franzesko Sf. ibid.
Shiyten 230.
Sidon 50.
Siegfried, Normannenkönig 238.
Sigismund 336.
Silberschlag 6.
Simeon 221.
Simonie 262.
Simson 67.
Sinai, Gesetzgebung auf 65.
Singechöre 223.
Sisak 48.
Sittenverderbniß in Rom 148.
Sixtus IV., Papst 364. — Sixtus V. 43.
Sklaven 258.
Skoten 191.
Slaven 240. 253. 258.
Smerdis, der falsche 76.
Sodom 63.
Sogdianus 77.
Sokrates 108 ff. — Sokrat. Methode 109.
Solon 75. 91. 98.
Soldaten 349.
Soltwedel 272.
Sondershausen, Schl. bei 255.
Sophienkirche 214. 344.
Sophisten 109.
Sophokles 118.
Sorbonne 309.
Spahis 343.
Spanien 322. 360 ff. — V. Karthago erobert 142.
Sparta 94. — Spartas Uebergewicht 107. 112.
Sphinx 43.
Spiele, feierliche der Griechen 86 ff.
Spielkarten 349.
Spoleto 235.
Sprache der Urmenschen 22.
Sprache, engl. 321. — Deutsche und franz. d. frühern Zeit 251.
Stand, dritter 353.
Städte gegründet 254. — heben sich 264. 295.
Statistik 10.
Stauffacher, Werner 330.
Steinpflaster 303.
Stephan II. 235. — St. IV. 247. Stephan, Robert 351.
Stilicho 189. 190.
Stoiker 116. Stoa ibid.
Stromer, Ulrich 302.
Stuart, Haus 360.
Suetonius 172.
Sueven 190.
Sultane 276. 281.
Sunniten 230.
Sündfluth 30.
Suppe 96.
Syagrius 202.
Sylla 149. 150.
Sylvester, Papst, s. Gerbert.
Synchronistische Methode 13.
Syrakus erobert 144.

T.

Tabak 383.
Taboriten 340.
Tacitus 172.
Tages Eintheilung 73. — Tagesgeschichte 11.
Tagina, Schl. bei 218.
Tagliacozzo, Schl. bei 325.
Talbot 355. 356.
Talmud 163.

Tamerlan 324.
Tankred v. Apulien 269.
Tarent 136.
Tarik 232.
Tarikh 7.
Tarquinius Priscus 130. — Tarq. Superbus ibid.
Tauler, Joh. 315.
Taxis, Franz v. 347.
Tell, Wilh. 330.
Tellus 30.
Tempel zu Jerusalem 69. — Neuer T. 119. — Tempelschätze, jüdische 193.
Tempelherren, Tempelbrüder 293.
Temudjyn 324.
Terentius 159. — T. Arsa 134. — T. Varro 144.
Terminus 130.
Terzerones 386.
Teut, Teutonen 150, 181. 184. 185.
Thaler 388.
Thales 91.
Thassilo 240.
Theater 90.
Theben 114. — Ruinen Thebens 44. 48.
Themistokles 103.
Theodat 213.
Theodora 216.
Theodorich d. G. 203. 212. — Theodorich, ohnmächtiger Frankenkönig 205.
Theodosius d. G. 189.
Theokratie 66.
Theophania 257.
Thermopylä, Kampf bei 103.
Theseus 98.
Theudelinde 238.
Thrasybulus 108.
Thuidan 204.
Thukidydes 87. 118.
Thüringen 194.
Tiberius 165. 185.
Tibur, Reichstag zu 250.
Ticinus, Schlacht am 143.
Tiglath Pilesar 59.
Titian 388.
Titus 162. 168.
Tod, schwarzer 334.
Todtengericht 47.
Togrulbegh 343.
Tolbiak, Schlacht bei 202.
Tolosa, Schlacht bei 323.
Tombuktu 8.
Tomyris 75.
Töpferwaaren 301.
Torre, della 331.
Totilas 218.
Tour und Poitiers, Schlacht bei 233.
Trajanus, Ulpius 169.
Transubstantiation 314.
Trasimen. See, Schlacht am 144.
Trebia, Schlacht an der 143.
Trennung der griech. und latein. Kirche 261.
Tribonian 214.
Trinidad entd. 373.
Triptolemus 82.
Tristan Vaz 362.
Trittheim, Abt 352.
Triumph 147.
Triumvirat, erstes 152. — zweites 156.
Trivium 244. — Trivialschulen 244.
Trocznouva 240.
Troglodyten 25.
Troja, erob. 84.
Troubadours 305.
Troyes, Vertrag zu 355. 359.
Tubalkain 25.
Tudor, Haus 359.
Tullus Hostilius 130.
Türken 343. — Osmannische 343.
Tyl Ulenspiegel 305. 392.
Tyrannen 101. — Die dreißig 107.
Tyrhaka 59.
Tyrtäus 97.
Tyrus 51. 56.

U.

Uferfranken 101.
Uhren 302.
Ulphilas 187.
Ulysses 85.
Universalgeschichte 10.
Universitäten 307. — Deutsche 309.
Unterwalden 329.
Uranus 30.

Urban II. Papst 266.
Urgebirge 16.
Uri 329.
Ursini 331.
Urwelt, bibl. Erzählungen von der 29. — Griech. Sagen davon 30.
Usher 6.
Utraquisten 340.

V.

Valens 181. 185.
Valentinian 181.
Vallenser 313.
Valois, Haus 354.
Vandalenreich 191. — Untergang desselben 216.
Varus, Quinctilius 164. — Varusschlacht 186.
Vasall 207.
Vasco de Gama 365.
Vehme, heimliche 285.
Velasquez 377.
Vera Cruz. 377.
Vermandois, Hugo v. 269.
Venedig 235.
Verdun, Vertrag zu 246.
Verona, Schlacht bei 150. 212.
Vespasian 168.
Vesta 130. — Vestalinnen 129.
Vesuv, erster Ausbruch des 169.
Vesper, sicil. 345.
Veto 133.
Vigilien 73.
Violine 302.
Visconti 331. 336.
Vitellius 168.
Vitiges 217.
Völkerbündnisse d. Deutschen 187.
Volkstribunen 133.
Volksversammlungen der Spartaner 95. — Der Athener 99.
Völkerwanderung 181. 188.
Vorgebirge der guten Hoffnung 364. — Vorgeb., Inseln des grünen 364.
Vulkanisten 16.

W.

Waiblingen 271.
Wakefield, Schlacht bei 359.
Waldemar 296.
Waldenser 281. 312. 313.
Waldus, Peter 313.
Walhala 183.
Walther v. Habenichts 268.
Wappen 292.
Warnefried, Paul 244.
Wartburg, Wettstreit auf 306.
Wasserprobe 210.
Water-Recht, dat 296.
Weberei 258. — Weberarbeiten 301.
Weichbildsrecht 284. — Weichbild 239.
Weiler 206.
Weinbau am Rhein 198.
Weinsberg, Belagerung von 273.
Weisen, die sieben 91.
Welf IV. 260. — Welfen 271.
Weltgeschichte 10.
Wenden 255. — Wend. Bund 297.
Wenzel 334.
Westgoth. Königreich 190. 191.
Westindien 371.
Westphalen 178. — Westphäl. Bund 297.
Wien erb. 273. — Universität 309.
Wiklef, Joh. 337.
Wilberforce 385.
Wilhelm v. Holland 282.
Wilhelm d. Erobrer 320.
Wineta 296.
Winkelried, Arnold v. 335.
Wirsching- und Blumenkohl 288
Wisby 296.
Wischnu 31.
Wittekind 238. 239. 240.
Wodan 183.
Wormser Konkordat 264.

X.

Xantippe 112.
Xanthippus, der Spart. 141.
Xenophon 118. — Xen. und die 10,000 78. 108.
Xerxes I. 77.
Xerxes II. 77.

Y.

Yatrob 227.
Ynka 381.
York, Haus 359.

Z.

Zacharias, Papst 225.
Zama, Schlacht bei 145.
Zarka 362.
Zedekia 60. 71.
Zeitalter, goldnes 21. — Zeitalter, goldnes, der griech. Lit. 105. — Der röm. Literatur 158. 164. — Barbarisches Zeitalter.
Zendavesta 19. 78.
Zenith 233.
Zeno, Philosoph 116. — Kaiser 3. 212.
Zenobia 174.
Zeuxis 118.
Ziffern 72.
Zigeuner 334. 386.
Zinninseln 52.
Ziska, s. Trocznouva.
Zuckerrohr in Westindien 386.
Zünfte 300.
Zweikampf 210.

Druckberichtigungen.

S. 21	Z. 4	v. o.	st. zusammen schrumpfen l. zusammenschrumpfen
= 48	= 15	v. o.	fällt „und" weg
= 60	= 13	v. o.	st. „sein" l. „Nabopolassars"
= 77	= 15	v. o.	st. „beunruhigte" l. „beruhigte"
= 78	= 8	v. o.	st. „gestürtzt" l. „gestürzt"
= 173	= 11	v. o.	st. „Macphersen" l. Macpherson"
= 177	= 6	v. u.	st. „die" l. „Die"
= 230	= 12	v. o.	st. „Schiyten" l. „Shyiten"
= 281	= 9	v. o.	ist „Ganze" zu streichen.
= 302	= 3	v. o.	st. „bauern" l. „beuern"
= 307	= 3 und 5	v. o.	st. „frust u. blust" l. „fruot u. bluot"
= 322	= 4	v. u.	st. „Mauern" l. „Mauren"
= 323	= 5	v. o.	st. „Aragonien" l. „Arragonien"
= 341	= 8	v. o.	st. „ihr" l. „ihre".

Bayerische Staatsbibliothek München

A. HEINRICH
Buchbin
Rotte

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tetzner, Theodor,

Allgemeine Geschichte für Bürgerschulen, Seminarien und Selbsunterricht

Bd.: 1

Leipzig 1837
H.un. 594-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10034042-6